Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/wovhornsgesammel91horn

IX.

W. O. v. Horn's

Gesammelte Erzählungen.

Neue Volks-Ausgabe.

Vollständig in 12 Bänden.

Neunter Band.

Mit einer Illustration.

Frankfurt a. M.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1862.

Druck von J. D. Sauerländer.

RBR
Jonte
#1425
Bd. 9

Inhalt.

Seite

Ammi. Eine Geschichte aus dem Hunsrücker Hochlande. (Hierzu eine Illustration) 1
Quintin. Eine Erzählung 59
Verschiedene Wege. Ein Stücklein aus der guten, alten Zeit 101
Der Sessel des Ohms Joseph. Eine Mainzer Stadtgeschichte aus der goldenen Luft 137
Des Douanen Kind. Eine rheinische Schmugglergeschichte 171
Das Bacharacher Meßschiff von Anno 1720. Eine Geschichte 251
Eine Nacht in der Holzhauerhütte. Aus dem Nachlasse meines Großoheims 331

Armi.

Eine Geschichte aus dem Hunsrücker Hochlande.

(Hierzu eine Illustration.)

1.

Es war an einem Sonntagnachmittag im September, und obwohl der Nordwind um diese Zeit in der Regel schon scharf über die Stoppeln streicht und der Hunsrücker bereits seine Wintersaat bestellt hat, auch die Schwalben sich um den Kirchthurm schaarten, die baldige Abreise zu besprechen, und die Zeitlose, hier die „Winterhauch" genannt, die Wiesen bedeckte, so war's doch noch ein recht sonnig warmer Mittag. Den Kranichen und Schneegänsen, die in ihren Dreiecken am Himmel vorübergezogen waren, ging's dieses Jahr gerade wie den Kalendermachern, die Regen prophezeien, und es gibt Sonnenschein, und umgekehrt. Daher kommt's auch, daß das Sprüchwort sagt: den Kalender machen die Leute, das Wetter der liebe Gott. Das Jahr 1811 machte ohnehin alle Bauernregeln und Kalendermacher zu Schanden, und es schien sich einmal vorgenommen zu haben, seinem eigenen Kopfe zu folgen; denn wie's den gesegnetsten Sommer hatte vom frühesten Frühling an, so schien es den Winter völlig vergessen zu haben. Ja, das war ein Jahr! Seit Menschengedenken war kein ähnliches. Das machte aber der mächtige Komet, der am Himmel stand.

Es war an einem Sonntagnachmittag im September 1811. Die Sonne schien noch so warm wie im Juli und der Komet mit seinem ungeheueren Schweife schien den kühleren Herbst ganz weg-

gefegt zu haben. Gegen den entfernten Hochwald hin dehnte sich eine weite Wiesenfläche, die trotz der Winterhauchen noch üppig grünte. Seitwärts, etwa einen Flintenschuß entfernt, lag das schöne Dorf. In diesem Wiesengrunde, der sich an dem breiten Bache hinzog, den Erlen und Weiden einschlossen, weideten Knaben, Jünglinge und Mädchen das Vieh, und Jubel und Gesang schallte von allen Seiten her und im fröhlichen Spiele wurde gar häufig die Aufsicht auf das weidende Vieh vergessen. Das that übrigens nichts, denn es war nirgends Gefahr und der Wald war weit genug entfernt. Nur das Eine konnte schlimm werden, wenn nämlich eine Bremse daher schwirrte oder eine Hornisse, weil dann das Vieh zu „biesen" anfing und wegrannte wie toll. Und dazu war's eben immer noch warm genug.

Hier hatten sie von Kartoffelstroh ein Feuer angemacht und brieten sich Kartoffeln darin und tanzten darum, wenn's hoch auflohete, als ob's ein Johannisfeuer wäre; andere trieben allerlei Spiele, kurz, sie vergnügten sich gar lustig. Der Bach machte, wie alle Hunsrücker Bäche, ganz verwunderliche Krümmungen, wodurch es kam, daß es Stellen daran gab, die recht heimliche Plauder- und Koseplätzchen bildeten, wo man dem Auge der Uebrigen ganz verborgen war. An einem solchen Plätzchen, das schier wie eine große Laube rund von dunklen Erlen abgeschlossen war und nur gegen den Wiesengrund eine schmale Oeffnung hatte, lag der Stamm eines beim vorjährigen Hochwasser entwurzelten uralten Weidenkopfs. Er bildete im tiefen heimlichen Schatten eine recht einladende Sitzbank, und es schien, als hätten ihn Zwei zum Koseplätzchen erkoren, denn sie kamen, nachdem sie sich nach allen Seiten umgesehen, um sich zu vergewissern, daß sie unbeachtet und sicher seien, mit raschen Schritten in das schattige Versteck herein und setzten sich vertraulich auf den Weidenstamm.

Es war ein liebliches Paar, aber nicht ein Jungbursch mit seinem Liebchen, sondern zwei Mädchen, die in diesem Jahre kaum

zum neunzehnten Male die Winterhauchen in den Wiesen sahen. Sie waren beide sehr hübsche Mädchen, aber doch so verschieden, daß, wenn man hätte sagen sollen, welche die schönste sei, man in die Klemme gerathen wäre und sich gefragt hätte: bist du auch deiner Sache so sicher, daß dich dein Ausspruch hintennach nicht reut? Schon wenn man sie die abschüssige Wiese herunter gehen sah, konnte man sehen, daß die Zwei nicht einerlei Wesens waren. Es ist erstaunlich, wie bezeichnend der Gang und die Haltung eines Menschen für sein ganzes Wesen ist. Man kann, wenn man prüfend darauf achtet, gar sichere Schlüsse ziehen.

Die Eine trat fest, bestimmt, kräftig auf, die Andere weich, man möchte sagen ängstlich und sanft, und diese Art des Auftretens stimmte mit ihren Naturen durchaus überein. Die, welche so fest und schnellkräftig einherging, trug sich kerzengerade wie eine junge Tanne. Ihre Auge sah klar und fest in die Welt, aber es war doch kein Stolz, kein Hochmuth darin. Die innere Sicherheit und Festigkeit des Willens und Herzens aber that sich in jeder Bewegung, in Blick und Haltung kund. Sie hatte kastanienbraunes, reiches, glänzendes Haar und braune, leuchtende Augen. Ihre Stirne war frei, hoch und rein, ihre Wangen wie gemalt und ihr kleiner Mund wie eine rothe Kirsche; aber die Hautfarbe war ein bischen dunkel, was ihr aber gar gut stand, und so recht zum Ganzen paßte. — Die Andere war etwas kleiner, ihr Körper zarter gebaut, ihr Auge blau wie der Himmel, ihr Haar blond und zart wie der glänzende Flachs, den ihre kleine Hand spann in den Wintertagen. Ihre Haut war wie der frisch gefallene Schnee, wenn die Morgenröthe darauf leuchtet, und ihre Wangen wie eine Moosrose, die eben die Knospe gesprengt hat. In ihrer Kleidung waren sie fast gleich. Ein buntes Halstuch umschloß die Brust bis zum Halse, den ein Halsband von Granaten auf schwarzem Sammtband umgab. Das Mieder war von himmelblauem Tuche mit schwarzen Sammtbändern eingefaßt. Der Arm war bloß bis zum

Oberarm, wo sich das schneeweiße, selbstgesponnene Hemd enge anschloß, weil es über dem Ellnbogen zusammengelegt und hinten mit einer Stecknadel festgesteckt war. Ein weiter, grün und schwarz gestreifter Tartanrock umschloß die schlanke Hüfte und fiel ziemlich lang herab, doch nicht so tief, daß man nicht die hellblauwollenen Strümpfe mit den rothen Zwickeln und die Schuhe mit ziemlich hohen Absätzen hätte sehen können. Vorgebunden hatte jede eine Schürze von dunklem Druckkattun mit schwarzem, lang herabhängendem Bande.

Man konnte es leicht abnehmen, daß die Mädchen Eile hatten, um ungestört plaudern zu können. Bemerkt hatte ihre Entfernung Niemand, und wollte ihnen das Glück wohl, so konnten sie leicht ein Stündchen heimlich reden. Sie setzten sich eng aneinander auf den Weidenstamm, und die Braunhaarige, nachdem sie vorsichtig gelauscht, ob nicht etwas Verdächtiges sich hören lasse, legte der Blonden die Hand auf die Schulter und sagte: „Lene, um tausend Gottes Willen, ist's denn wahr?"

Die Blonde erhob das gesenkte Haupt und sah mit rollenden Thränen die Freundin an und nickte bloß, denn sie konnte jetzt, wo ein langverhaltener Schmerz mit aller Gewalt hervorbrach, kein Wort reden.

Ammi, so hieß die Braune, schlug die Hände zusammen und sagte: „An des Himmels Einfall hätt' ich eher geglaubt! Aber, rede doch einmal, Lene! habt ihr denn Streit gehabt? — Ein Bräutigam verläßt plötzlich seine Braut, in die er verliebt schien wie ein Eichkätzchen — so etwas ist auf dem ganzen Hunsrück noch nicht vorgekommen! Aber, gelt, ihr habt Streit gehabt? Worüber denn, Lene?"

Lene hatte das Gesicht in beide Hände gelegt. Sie weinte fast laut und der Schmerz stieß ihr ordentlich in der Brust; aber sie antwortete nicht und Ammi fuhr fort: „Ich kann mir den Hannjost gar nicht denken! Ist doch die Lene das hübscheste

Mädchen weit und breit! Ist sie doch eines reichen Bauern einziges Kind! Ist doch des Vaters Name ein ehrbarer und ihr Ruf ohne Makel, wie ihre Schönheit! Ich sage, die Welt muß keine Woche mehr vom jüngsten Tage sein!"

Sie sprang auf, rannte einmal das Wiesenplätzchen auf und ab und setzte sich dann wieder.

Da richtete Lene den thränenmüden Kopf in die Höhe und sagte leise: „Ammi, es ist Alles vorüber! — Er hat mir meinen silbernen Ring zurückgeschickt durch Schulmeisters Ottil, und seinen hat sie ihm gebracht."

„Da!" rief Ammi, „so ist der Topf schon übergelaufen! — Du mein Gott und Herr! Vor acht Tagen noch alles Liebes und Gutes, die Red' von der Hochzeit zu Märtestag, und jetzt Alles aus und vorbei! Das begreif Eins! — Sind denn etwa Fuchsschwänzer und Ohrenbläser dazwischen gewesen? Lene, liebe Lene, sag' mir's doch!"

Lene schüttelte den Kopf und sah Ammi so flehend, so schmerzlich an, als wollte sie stillschweigend bitten: Sei doch zufrieden!

„Ich fahr' aus der Haut, Lene, wenn Du nicht die Lippen aufthust! Ich muß dann glauben, Du seist Schuld, und Deine Thränen klagen Dich der Schuld an!"

Lene richtete sich auf. Ihr glänzendes Auge richtete sie fest auf die Freundin, dann sagte sie: „Gott weiß es, ich bin ohne Schuld!"

„So ist der Hannjost verrückt!" rief das aufgeregte Mädchen. „Sag' mir's doch!" bat sie wieder. „Du hast mich nicht mehr lieb, Lene! Sieh', ich hab' keinen Gedanken in der Seele, und Du kennst ihn schon, ehe er um die Ecke ist; aber Du hinterhältst Alles. Hab' ich das um Dich verdient?"

Da fiel Lene ihr um den Hals und sagte, krampfhaft weinend und schluchzend: „Ich kann Dir's nicht sagen!"

„Du — kannst — nicht?“ sprach Ammi gedehnt und plötzlich bedeckte eine tiefe Gluth ihr Angesicht.

Sie schwieg lange; dann schlang sie ihre Arme um Lenen's Nacken, drückte sie fest an sich, faßte ihr Gesicht mit beiden Händen und küßte die Glühende auf den rosigen Mund.

„So!“ sagte sie, „nun hab' ich Dich noch viel tausendmal lieber! Besser Unrecht leiden, als Unrecht thun! Laß ihn fahren, Lene! er ist ein übermüthiger, liederlicher Bursche, ein Händelsucher und Kartenspieler. Laß ihn fahren! Reiß' die Lieb aus dem Herzen mit Stumpf und Stiel! Er ist keiner Thräne aus Deinen schönen Augen werth!“

„Ach, könnt ich!“ flüsterte das tiefgebeugte Mädchen. „Er war ja meine Welt, mein Alles!“

„Ist er's denn noch, wo er Deiner Achtung nicht mehr werth ist?“ rief Ammi. „Lene, ich hab' meinen Stoffel lieb, daß ich für ihn in den Tod gehen könnte, wenn's sein müßt', aber ich hätte Kraft genug, die Lieb' bis in den tiefsten Keim in mir zu tödten, wenn — —. Nein, Lene, sei stark! Ein Mädchen muß auch Herr sein können über ihr Herz. Kränkt Dich das Gerede der Leute? Wenn das Gewissen rein ist, so lacht man darüber. Siehst Du, da droben der, der weiß Alles und der richtet. — Ueberleg' ich's jetzt und denke mir, wie der Hannjost so oft rauh und widerborstig ist, so mein' ich, der liebe Gott weiß am besten, was uns frommt. Ich kann freilich nicht in die Zukunft schauen, aber ich hab' den Glauben, so, wie sich's gestellt hat, ist's Dein Glück. Besser, sie werfen vor der Hochzeit die Maske ab, als nachher!“

Ammi hätte wohl noch lange so fort geredet, wäre nicht auf der Wiese ein Brüllen des Viehes laut geworden und ein lautes Geschrei der jungen Leute und Kinder.

„Himmel, das Vieh bieft!“ rief Ammi und war im Nu verschwunden, wie das flüchtige Reh, wenn es aufgeschreckt worden ist.

Nach allen Richtungen rannte das Vieh wie rasend, den Schweif hoch in der Luft und den Kopf tief an der Erde. Da war kein Aufhalten, kein Wehren, man mußte es eben laufen lassen, bis es müde war und ruhig wurde, wenn es den Ton der summenden Hornisse nicht mehr hörte. Das nennt der Hunsrücker „biesen."

Es war ein Glück, daß sich eine Anzahl Knaben gegen den Wald hin zum Ballspiel gesammelt hatte. Als sie das Vieh rennen sahen, bildeten sie eine lange Reihe und lärmten gewaltig, die Mützen und Tücher schwenkend; dadurch hielten sie das Vieh vom Wald ab. Es rannte nun theils im Wiesengrund herum, stürzte sich in den breiten und tiefen Bach und schwamm hinüber, theils rannte es auf die Felder und gegen das Dorf. Nach einer halben Stunde war es zurückgebracht und Alles wieder in Ordnung.

„Was war's denn," fragte Ammi ein anderes Mädchen, bei dem der größte Theil der jungen Leute stand.

„Ach," sagte das Mädchen, „der Hannjost hat mit der Hand vor dem Munde den Ton einer Hornisse nachgemacht; da wurde das Vieh toll und biesig."

Ammi's zürnender Blick traf den Uebermüthigen, daß er das Auge niederschlug.

„Wenn man von einem Buben- oder Schandstreiche hört, so braucht man nicht mehr im Dorfe zu fragen: wer hat's gethan? Jedermann weiß, daß Weierich's Hannjost der Urheber ist!"

Diese Worte sagte das Mädchen mit ätzender Schärfe.

Der Getroffene wurde bleich vor Zorn. „Wärst Du ein Bub," rief er, „ich bräch' Dir den Hals!"

Ammi hatte sich abgewendet. Jetzt fuhr sie rasch herum und sagte: „Es thut mir leid, daß ich keiner bin. Einem Mädchen kann ein Strolch höchstens das Herz brechen; und dann ist er noch frech und keck dazu, und die Welt stößt ihn nicht aus, wie er es verdiente!"

Sie sah ihn fest, fast durchbohrend an, und er schwieg und

sah zur Erde. — Sie aber ging noch einmal so fest und schnellkräftig über die Wiese, die Freundin aufzusuchen. — Lene war heimgegangen, um ihren Knecht zu senden. Ammi kehrte zu der Gesellschaft zurück, von der sich Hannjost entfernt hatte.

„Den wird Gott zeichnen!" rief das Mädchen nach ihm deutend, „das Zeichen der Schmach trägt er schon!"

Kein Unfall störte mehr die Hütenden. Die Thiere beruhigten sich völlig und weideten wieder. Hier und dort spielten die jungen Leute in Gruppen, Andere stimmten ein Volkslied an. Ammi aber ging zum Bachufer, lehnte sich an den Stamm einer Erle und stand lange hier allein, sinnend und oft tief aufseufzend. Ihre Gedanken waren bei der Freundin, bis endlich die Betglocke läutete und das Vieh heimgetrieben wurde.

Lene und Ammi waren, wenn auch mannigfach verschieden, dennoch Ein Herz und Eine Seele seit ihren frühesten Kindertagen. Sie hatten neben einander in der Schule gesessen, sie waren unzertrennlich bei den Spielen gewesen und hatten auch Beide das heilige Nachtmahl mit einander zum ersten Mal empfangen. So alte Liebe rostet nicht. Innig und treu verbunden blieben die Mädchen in dieser Eintracht und nichts störte sie. Inniger und enger wurde noch die Verbindung, als sie sich das süße Geheimniß der Liebe zu vertrauen und zu bewahren hatten. Freilich war da die blonde Lene im größten Vortheil. Ihre Liebe war begünstigt vom Vater und von Hannjost's Eltern und bald wurde das Verlöbniß gehalten, wo der Pfarrer eine schöne Rede hielt und die Ringe wechselte. Ihrem Glücke schien nichts im Wege zu stehen, und Hannjost's Eltern, wie viele Leute im Dorfe, meinten, die sanfte Lene werde über den wilden Hannjost eine Gewalt erlangen, wie selten eine Frau über ihren Mann, eben weil sie so gut und mild sei. Andere zweifelten und meinten, Ammi wäre die Rechte für ihn gewesen.

Ammi war nicht so glücklich. Ihre Liebe zu Stoffel war,

wie die Leute sagen, mit aus den Kinderschuhen herausgewachsen, und wie sie höher aufschossen, wuchs die Liebe tiefer in die Herzen hinein; aber sie war eine heimliche, weil der Vater Ammi's dagegen war. Gegen den Burschen konnte er nichts haben, er war ein Muster eines braven, wackern Jungen, aber sein Entgegenstemmen hatte einen Grund, der in dem Sprüchworte fußte: Viele Brüder machen schmale Güter. Der Stoffel war der Aelteste von vier Brüdern und drei Schwestern, und wenn auch der alte Müller Bauermann ein hart gebackener Müller war und ein hübsches Gut hatte, so machten eben doch die Achtelchen nicht so viel aus, wie Ein Ganzes, und das bekam seine Ammi, denn sie war ein einzig Kind. — Vielleicht hätte sich das doch noch ausgeglichen, weil Stoffel die Geschwister mit Ammi's Geld abfinden und sich die Mühle erhalten konnte; aber der Alte war Stoffel's Vater nicht hold, weil er fest glaubte, der alte Müller Bauermann habe es hintertrieben, daß er Syndik im Dorfe wurde, wie sie zu der Franzosenzeit die Schöffen oder Bürgermeister nannten, und habe es dem Weierich, des Hannjost's Vater, zugespielt, weil der ihm einmal mit Geld aus einer großen Verlegenheit geholfen. Da wusch eine Hand die andere, meinte er mit heftigem Zorn im Herzen, und das vergab er dem Müller nie. So ließ sich's an den Fingern abzählen, daß aus einer Heirath Ammi's und Stoffels nichts werden konnte. Mit dem alten Zorn und Haß ist es, wie mit der alten Liebe. Er rostet nicht und wächst am Ende in's Fleisch hinein, wie ein Nagel, schmerzt immer, aber man kriegt ihn nicht mehr heraus.

„Wie wird's noch gehen?" sagte Stoffel oft und seufzte. Dann antwortete Ammi: „Darüber zerbrech' ich mir den Kopf nicht. Kommt Zeit kommt Rath! So viel weiß ich, wenn mein Vater mich zwingen will, hat er das Spiel verloren; denn die elterliche Gewalt hat auch ihre Grenze, und die ist am Altar Gottes."

Der alte Bender, Ammi's Vater, kannte seine Tochter.

Hundertmal sagte er: „An dem Mädchen ist ein Bub verdorben. Ich fürchte, sie macht mir noch Arbeit."

Wenn er das sagte, dachte er allemal an Bauermann's Stoffel und Ammi's Liebe zu ihm. Sie war ihm ein Dorn im Auge und er wartete nur, bis ein rechter Freier käme, um den Faden abzuschneiden.

Ein Ereigniß, wie das, daß Weierich's, des Syndiks Hannjost mit seiner Verlobten, mit Schneider's Lene gebrochen, brachte das ganze Dorf in wahren Aufruhr. Ueberall steckten die Leute die Köpfe zusammen. Im Backhaus, am Brunnen, im Wirthshaus und Sonntag Nachmittags vor den Hausthüren wurde es besprochen und verhandelt. Aber es war eine seltene Erscheinung, daß sich diesmal keine Parteien bildeten und nur Eine Stimme im Dorfe war, und diese gegen Hannjost. Man bedauerte das gute Mädchen und ihren braven Vater, und Hannjost konnte in jedem Gesichte Tadel, Unwillen, Zorn lesen. Er hatte eben wenige Freunde im Dorfe.

Fast durchweg in jedem Dorfe spielte ein Reicher unter den Burschen den Wilden. Er ist der Hauptbahn; um ihn sammeln sich die Anderen, er gibt den Ton an, den Alle summen. Sein Witz wird im Chore belacht; was er thut, ist schön und recht, was er angibt, wird ohne Weiteres gethan. Wenn er irgend einen friedlichen Bürger auf dem Striche hat, so kann er sich Gott befehlen; jeder Schabernack, aller Aerger wird ihm angethan. Im Wirthshause sitzt er oben an, beim Tanz ist er der Erste und tanzt Solo wenn es ihm beliebt. Er gibt die Tänze an, die die Musikanten spielen müssen, kurz, er ist ein Machthaber, wie irgend einer der Welt. Daß er der Liebling der Mädchen ist, auch wenn ein derbes Maß Rohheit und Uebermuth mit in's Spiel geht, liegt auf der Hand; und wenn er zehn Schätze hätte und verließe, die Eilfte meint doch, sie fessele ihn sicher, und nimmt seine Bewerbungen mit Freuden an. Gehen Tollheiten, Unordnungen, Nachtlärm und dergleichen von ihm aus, die Männer

haben selten den Muth, es ihm zu verweisen, weil sie die tausenderlei Wege kennen, wo er es ihnen vergelten kann und sicher nicht säumt, es zu thun. Bei Schlägereien, die zur Kirchweihe selten fehlen, führt er seinen Troß an und kann seiner Hülfe sicher sein. Wenn alle Welt von ihm redet, gleichviel, gut oder böse, so hat er in seiner Meinung das Höchste erreicht. Es ist wahr, daß oft solche Haupthähne, wenn sie es recht toll getrieben, im Ehestande musterhafte Männer werden und recht brave Gemeindeglieder; aber es als eine Regel aufstellen wollen, wäre doch allzu gewagt, da das Gegentheil eben so häufig eintritt.

Hannjost, des Syndiks Weierich Sohn, der einzige, der ihm von neun Kindern geblieben, war so ein Haupthahn. — Eben der Umstand, daß ihnen so viele Kinder gestorben waren, sammelte in diesem letzten der Eltern ganze Liebe, und dies war sein Unglück. Verzogen wurde er von Kindheit auf, jeder Wunsch wurde ihm erfüllt. Er hatte immer Geld genug in der Tasche, seine Wünsche zu befriedigen, und that's auch, ohne daß ihm die blinden Eltern etwas dagegen sagten. Er war Herr seines Willens und machte es lediglich und immer, wie er selber wollte. So war er ein lüderlicher Gesell geworden, der seine Leidenschaften allein maßgebend sein ließ für sein Thun, und die Leute im Dorfe nannten ihn „Weierich's Zuchtruthe." Er hatte viele Mädchen nachgeführt, aber alle wieder fahren lassen. Um Bender's Ammi strich er lange herum, aber das Mädchen führte ihn ab, daß es eine Lust war, und es gehörte entweder die ganze Unverschämtheit Hannjosts dazu, oder eine wahnsinnige Liebe, dennoch wieder zu kommen. Endlich wurde er's denn doch müde. Vielleicht gefiel ihm auch die herrlich erblühende Lene, die alle Welt als die Krone des Dorfes pries, besser. Er warb um sie, und Lene, die ihn längst geliebt, erhörte seine Liebesbitten, und der alte Weierich sah's nicht ungern, obwohl er die rasche Ammi lieber als Schnur gehabt hätte, der er eine größere Macht zutraute, den Wildfang zu bändigen und ihn zu

einem braven Manne zu machen. Er war vollends zufrieden, als Lene so starken Einfluß auf den Burschen ausübte, daß er seitdem wirklich ein ganz anderer Mensch geworden zu sein schien.

Da brach er plötzlich mit dem holdseligen Mädchen, und der Vater und die Mutter standen so verblüfft da, wie alle Anderen. Als sie ihn fragten, wies er sie zornig und ungezogen ab. Damit war die Geschichte für sie aus; denn leider war es so weit gekommen, daß sie es nicht mehr wagten, dem Burschen mit dem Ansehen der elterlichen Würde entgegen zu treten. Fast weinend sagte der alte Weierich zu seiner Frau:

„Das ist die Folge davon, daß wir vergaßen, was im Heidelberger Katechismus steht, daß Gott die Kinder durch der Eltern Hand regieren will. Und Salomo und Sirach so gut wie der Apostel Paulus haben uns umsonst geschrieben, was wir thun sollten. Nun ernten wir das Kreuz!"

Die Mutter seufzte und schwieg. Wer von Beiden am meisten Schuld trug, war schwer zu sagen.

„Ich wollt' lieber, er wär' Soldat geworden!" klagte der Alte.

„Versündige Dich nicht," sprach die Mutter; „Du weißt doch noch, wie Du mit dem vollen Kronenthalersäckel nach Simmern liefst und mit dem leeren zurückkamst! Und gib Acht, es legt sich wieder bei."

Aber es legte sich nicht bei. Wenn auch Scham und Reue Hannjosts Herz zerriß, sein Bauernstolz ließ eine Rückkehr nicht zu. An Lenens Haus ging er vorüber wie ein Dieb, und wenn er sie sah, blickte er an den Boden. Sein Uebermuth war gebrochen; daher bekamen denn auch die Leute den Muth, ihren Tadel laut und scharf auszusprechen. Es geht aber auf einem Dorfe wie in der Stadt. Eine Zeitlang redete alle Welt von der Geschichte; dann ward's still, und weil Lene nicht starb, wie Manche hatten wetten wollen, sondern, wenn auch mit schmerzlicher Ueber-

windung, ihr Loos trug, so wurde nach einem halben oder ganzen Vierteljahre nichts mehr von der Sache geredet.

Es war gegen Martini, als eines Sonntags Mittags der alte Syndik Weierich in Bender's Haus trat. Bender war allein und saß am Tisch und kramte in seinen Papieren, Schuldscheinen, Quittungen vom laufenden Anno.

„Stör' ich Dich, Peter," sagte Weierich, „so sag's; so komm' ich ein andermal wieder."

„Nein, setz' Dich, Gottfried," war Bender's Antwort.

Er raffte seine Papiere zusammen, stieß sie auf dem Tische gleich, band sie zusammen, legte sie in das Schränkchen von Kirschbaumholz, das in der Ofenecke fest gemacht war, schloß ab und setzte sich zu dem Syndik.

„Was führt Dich zu mir?" fragte er.

„Ein Geschäft," sprach der Syndik. „Ist's just hier?" fragte er, sich umsehend. „Es ist für Dich allein."

„Wenn die Wände keine Ohren haben," sagte Bender, „so sind wir sicher."

Er stand auf, sah in die Kammer, die auf der einen, und in die Küche, die auf der andern Seite an die Stube stieß, und da er Niemanden sah, kehrte er zurück, setzte sich zu Weierich an den Tisch und sagte: „Du kannst frisch von der Leber reden, wir sind allein."

„Hör' einmal," hob der Syndik an, „ich kann nicht mit jedem Bürger in der Gemeinde reden, aber mit Einem muß ich, und da komm' ich zu Dir, weil ich Dich für verschwiegen halte. Du weißt, die Landmesser sind mit der Vermessung unserer Gemarkung fertig, und die nächste Woche soll unsere Gemeinde eingeschätzt werden in ihre Steuerklasse. Da gilt's! Von Rechtswegen müßten wir halb erste und halb zweite Klasse bekommen; aber da müßten wir höllisch bezahlen und die Steuerlast läge auf unseren Nachkommen bis an's Ende der Welt. Werden wir auch einmal auf dem linken Rhein-

ufer wieder deutsch, was Gott lieber heute als morgen gebe, so bleibt doch der Kataster bestehen und der Steuersatz ist so fest wie unsere Berge; nicht?"

„Freilich," sagte Bender, der eigentlich noch gar nicht wußte, wo hinaus eigentlich Gottfried Weierich wollte.

„Nun hat so ein Commissär zwei Augen," fuhr der Syndik fort, „und wenn man auf das eine Geld legt, so sieht er nur halb; legt man auch auf's andere, so sieht er gar nichts. Verstehst Du?" —

Der Syndik sah mit diesen Worten fuchsschlau lächelnd in Bender's Augen.

„Ich versteh's," erwiederte Bender.

„Gut," sagte Weierich, „dann kann ich weiter herausrücken. Ich hab' mit dem Commissär die Sache schon rund gemacht. Wenn er sechs Karolin bekommt, so setzt er unsere Gemarkung halb in die dritte und halb in die vierte Klasse. Es kräht kein Hahn darnach, und unsere Steuerlast wird um ein paar tausend Franken geringer. Es ist ein Vortheil auf ewige Zeiten."

Bender's Gewissen regte sich. „Recht ist's aber doch nicht," sagte er.

„Wohl wahr, Peter," fuhr der Syndik fort, „und wenn Du meinst, wir sollten's bleiben lassen, so ist mir's auch recht; aber es macht mir und Dir ein schönes Sümmchen und der verfluchte Franzos kriegt's doch, der unsere Kinder hinmordet, den wir Alle hassen, der uns drückt, wo und wie er kann, und wer steht uns dafür, daß er, wenn's ihm an den Kragen geht, uns nicht unser Gemeindeland nimmt und versteigert's? Das Sprüchwort sagt: Der Jud' haßt das Gerümmel! Ich hab' schon so eine Glocke in der Ferne läuten hören. Wie nun? fragst Du noch, ist's Recht oder Unrecht? — He?"

Peter Bender müßte kein Bauer gewesen sein, wenn ihn das nicht schon halb herumgebracht hätte.

„Spiel's," fuhr der Syndik fort, „spiel's ihm in den bodenlosen Säckel, so hat er's, und Du und Deine Nachkommen bezahlen's. Uebrigens, Peter, handeln wir ja hier nicht eigennützig für uns, sondern für unsere Gemeinde. Das mußt Du bedenken."

Peter Bender sagte: „Aber, Gottfried, woher die sechs Karolin nehmen und nicht stehlen?"

„Oho!" rief der Syndik. „Weißt Du denn nicht vom letzten Gemeindetage her, daß wir in unserer Schmuckelkasse, von der der Maire nichts weiß — weil er nicht Alles zu wissen braucht, und man in einer Gemeinde bald hier, bald da einen Kreuzer braucht, um den man nicht allemal schreiben kann — daß wir in der Kasse noch mehr als so viel haben?"

„Das wär' schon gut," sagte Bender, „aber was wird die Gemeinde sagen, wenn es fehlt? Und Du willst es doch nicht Jedem auf die Nase hängen?"

„Jetzt nicht," entgegnete der Syndik; „aber ich sag' es Dir und noch zwei anderen von den ersten Männern im Dorfe, die können's bestätigen vor der Gemeind', daß es zu einem Zwecke verwendet worden, der Allen zu gut kommt. Nach ein paar Jahren sagt man's Allen frank und frei und da Jeder seinen Vortheil dabei hat, was er sieht, wenn er in den Steuern herunter kommt, so wird auch Jeder schon sein Maul halten und die Geschichte nicht an die große Glocke hängen."

Beide sprachen nun noch eine Weile über den Handel, dann waren sie einig und die Geschichte war fertig. Diese ächte Bauernschelmerei war aber eigentlich von dem Syndik nur gewählt, um den Bender sich geneigt und kirre zu machen. Es wußten's wenigstens schon zehn im Dorf und der Commissär hatte das Geld schon, um deßwillen er den Staat um das Zehnfache und mehr betrog, eine Handlungsweise, die damals, wo das Geld alles Eckige kugelrund machte, ganz herkömmlich war.

Sie hatten ihre Pfeifen angezündet, und nachdem die Staats-

händel beseitigt waren, kamen die eigenen daran. Weierich klagte Bender'n, welch einen Streich ihm sein Hannjost gespielt mit dem Brechen mit Schneider's Lene. Es mochte ihm damit völlig Ernst sein, aber sein geheimer Zweck forderte es, daß er seinen Sohn wo möglich rein wusch. Auf Lene direkt eine Schuld zu werfen, wagte er nicht. Er sagte daher: „So leid mir auch die Geschichte thut, so hat sie doch eine Seite, die mir nicht unlieb ist. Dir, Peter, kann ich schon so etwas sagen. Siehst Du, die Lene ist viel zu weich für meinen Hannjost. Er ist so ein Wilder, weil er halt weiß, daß er Geld hat und kriegt. Wir waren ja auch einmal jung und haben's an uns auch nicht fehlen lassen. Das muß Unsereiner bedenken, wenn er über das Thun und Treiben der Jugend judicirt. Und ich frage Dich, sind wir nicht tüchtige Männer und brave Ehemänner geworden? Freilich haben unsere Weiber — man muß ehrlich sein — viel an uns zu schulmeistern gehabt; aber sie haben alle Beide — Deine, Gott hab' sie selig! und meine, Gott erhalte sie! — Haar auf den Zähnen gehabt, und hingen uns den Brodkorb hoch und legten uns den Maulkorb an, besonders für's Wirthshaus. Daraus folgte, daß wir alle Beide behaltene Männer geworden sind. Die Lene wäre, wie gesagt, zu weich für ihn gewesen, und ich hätte befürchten müssen, er hätte wie ein thöricht Fohlen hinten ausgeschlagen. Das ist das Einzige, warum mir die Geschichte weniger unlieb sein könnte. Ich meines Orts," fuhr er fort, als Peter Bender dazu schwieg, „hatte immer ein anderes Mädchen im Auge für ihn, die Krone aller Mädchen im Dorf; ich will's nur rund herausjagen — Deine Ammi. — Aber die Lieb' ist stockblind, und man mag auch nicht gerade so entgegentreten, weißt Du? — Nun aber hat er's selber aufgelöst, und nun ist's gut. Leider hat aber Ammi mir alle Hoffnung genommen, sie als meine Schnur zu sehen, da sie mit Bauermann's Stoffel, wie ich höre, ein Gehänge hat."

Ammi's Vater hatte bis jetzt stille dem Redestrom des ver-

schmitzten Weierich zugehört. Jetzt berührte dieser einen wunden Fleck. „Wer hat's gesagt," fuhr Jener auf, „daß das Gehänge mit Bauermann's Stoffel mehr sei, als so ein Tanzspaß? Ich denke, wenn die Sache ernstlich gemeint sein sollte, der Vater hätte auch noch seinen Batzen dazu zu geben!"

Gottfried Weierich hatte erreicht, was er wollte. Er wußte nun, wie viel Uhr es war und wie die Gäule im Stalle standen. „Freilich," sagte er begütigend, „so denk' ich auch. Es ist zwar heutzutage ein bitterböser Geist in der Jugend. Sie wollen von elterlicher Zucht und kindlichem Gehorsam nichts mehr wissen, und gedenken nicht, daß es im Heidelberger Katechismus heißt: „„Was will Gott im fünften Gebote? daß ich meinem Vater und meiner Mutter und Allen, die mir vorgesetzt sind, alle Ehre, Liebe und Treue beweise und mich aller guten Lehre und Strafe mit gebührendem Gehorsam unterwerfe,"" und wie die Worte ferner lauten. Jedes möchte gern selbst Herr sein, wenn's über einen Strohalm springen kann."

„Wenn der Vater ein Simpel ist, dann geht's so," fuhr Peter Bender hitzig fort. „Gottlob, ich bin keiner und führe mein Hausregiment mit eigener Hand. Und dem Mädel will ich den Stoffel aus dem Kopfe herausstofseln, daß es eine Art hat!" —

„Wärst Du denn nicht abgeneigt, wenn mein Hannjost käme und um Ammi würbe?" fragte Gottfried Weierich mit sanft lautender Stimme.

„Daß ich Dir's gerade sage, Gottfried, ich hab' an Deinem Buben viel auszusetzen," sprach Bender; „aber wenn er sich artet, so wüßt' ich nicht, was ich thäte. Das aber will ich Dir sagen, was wir hier reden, muß unter uns bleiben. Merkte die Ammi, und sie ist ihres Vaters Tochter darin, daß es ein abgekartetes Wesen wäre, es gäb' schlimme Arbeit. Ein resolut Mädel ist sie, das muß wahr sein!"

„Versteht sich," sagte der Syndik. „Dem Hannjost will ich

so unter der Hand sagen: Hätt'st du Bender's Ammi gefreit, so wär' das Alles nicht gekommen. Das ist genug, denn er hatte die Ammi immer lieb, das weiß ich. — Also es bleibt dabei!" sprach er und stand auf, indem er die Hand hinhielt. „Schlag ein, Peter! wir wollen Beide das Unsrige thun, und meinem Wilden will ich sagen: Zieh' die Schwungfedern ein, Bübchen, sonst kriegst noch nicht Hirtenjakobs Kathrin zur Frau! das wird ihn gescheidt und zahm machen. Ohnehin geht er herum wie ein gescheuchter Dieb. Er kann das rechte Fahrwasser nicht finden und merkt doch, daß es bald Zeit ist, verständig zu werden. Er ist jetzt seine ein und zwanzig alt, Alles hat sein Ende, und ich hoffe Dich doch noch Kumpeer*) zu nennen. Schlag' ein, wenn Dir's Ernst ist."

Der Bender schlug ein, und der Syndik ging fröhlich von dannen. Ammi's Vater aber blieb in tiefen Gedanken zurück. Er hatte da mehr gehört, als er wußte, und sein alter Groll wuchs wieder grün empor. Das aber sah er ein: sollte etwas aus der Heirath mit Hannjost Weierich werden, so war mehr als Eine harte Nuß zu knacken.

Es ist auf dem ganzen Hunsrück eine allgemeine Einrichtung, daß, wo möglich, jedes Haus hinten einen Garten und, an diesen anstoßend, einen mit Obstbäumen mehr oder weniger besetzten Grasgarten, die „Pütz" genannt, hat. Da mancherlei Abflüsse in diese Pfütze gehen, sie auch in der Regel den Brunnen enthält und gewässert werden kann, so wächst in ihr das üppigste Gras, das mehrmals im Jahre das herrlichste Grummet gibt.

Es war vielleicht vierzehn Tage später, als Ammi mit der Sense und dem Rechen in die Pütz ihres väterlichen Hauses trat, um noch vor Nacht eine Last Grummet zu mähen, da nicht Futter genug zu Hause war. — Die Pütz zog sich vom Hause bis zum

*) Compère.

Bache hinab und war auf beiden Seiten von einem dichten Hage von Hainbuchen umzogen. Auf der einen Seite führte an diesem Hag ein Weg vorüber, der aus dem Dorfe zum Bache ging. — Sie stand in der Nähe dieses Weges am Hag und schürzte sich eben zum Mähen; aber wie es so geht, es kamen ihr andere Gedanken in den Sinn, und sie stützte die Sense auf die Erde und lehnte ihren runden vollen Arm auf den Sensengriff. Es war ein schönes Bild, wie sie so da stand; das Haar war nachlässig aufgesteckt, nicht einmal in Flechten; zwei volle reiche Locken hatten sich gelöst und fielen auf beiden Seiten in Ringeln auf den Busen; der weiße Hals wurde dadurch besonders gehoben. Auf den schönen Zügen lag tiefer Ernst.

Was sie so nachdenklich machte, waren zwei besondere Umstände, die seit kurzer Zeit auffallend hervortraten. Hannjost schien den Auftritt auf der Wiese ganz vergessen zu haben. Er schien blind für die Verachtung, die sie ihm bewies, taub gegen die harten Worte, womit sie ihn, wenn er sich ihr nahte — und das that er mit sichtlichem Bemühen — zurückwies. Er ging ihr überall nach, und wo er dachte, er könne sie finden, da war er gewiß. Dieses auffallende Betragen stand nicht allein. Auch sein Vater und seine Mutter waren ihr so ungewöhnlich freundlich, daß sie fast zu ahnen anfing, man beabsichtige von dieser Seite her eine Verbindung anzubahnen. — Das war das Eine, was das verständige Mädchen stutzig machte. Das Andere kam aus dem eigenen Hause. Schon mehrmals hatte ihr Vater, wenn andere Leute „majeten," d. h. zu Besuch da waren, die Gelegenheit vom Zaune gebrochen, davon zu reden, wie nothwendig es für redliche Eltern sei, dahin zu wirken, daß ihre Kinder sich in keine unpassenden Verbindungen einließen, daß es der Kinder Pflicht sei, den Eltern auch beim Heirathen unbedingten, blinden Gehorsam zu leisten. Es sei, sagte er, heutzutage so eine dumme Einbildung und eine Nachäfferei der Herrenleute, daß man von Liebe rede, die zum Heirathen gehöre.

Die Hauptsache sei, daß man Etwas habe und erheirathe, denn die Liebe lasse den Magen leer, und damit sei nicht auszukommen. Derartige Reden führte er gar oft. Auch hatte er mehrmals hart über Bauermann's geredet, man sah's, absichtlich. Einmal, als Sonntags „Maje" (Besuch) da war, hatte sie nicht schweigen können. Ihr Vater redete wieder vom Gehorchen beim Heirathen.

„Vater," hatte sie da gesagt, „meint Ihr denn, es sei vor Gott recht, daß ein Vater oder eine Mutter ihr Kind zwingen könne, eine Heirath mit einem Unhold einzugehen, den es haßt und verschmäht? Meint Ihr, es sei auch da gehorsam zu sein schuldig, wo es sich um das Glück oder Elend seines ganzen Lebens handelt? Meint Ihr, zum Beispiel, ich ließe mich so von Euch verschachern, wie unsere Kühe an den Juden verschachert werden? Da irrt Ihr! Ich muß mit dem Manne leben, den ich nehme, nicht Ihr. Und sehe ich voraus, daß ich ihn nicht leiden kann, so soll mich keine Macht zwingen, Ja zu sagen. Das ist meine Meinung. Der Gehorsam hat auch seine Grenzen, und ein Kind ist nicht das Opferthier, das die Eltern zur Schlachtbank führen dürfen."

Da war er aufgebraust mit dem wildesten Zorne, hatte von verdorbenen, ungerathenen Kindern gesprochen, und wie er sie würde zahm zu machen wissen.

Ein andermal hatte sie, als er über Bauermann's losfuhr, ihre Partei ergriffen und sie vertheidigt; da war denn das Gewitter losgebrochen mit Donner und Blitz, und er hatte ihr rund erklärt, er werde nie seine Einwilligung geben, ihr aber fluchen, wenn sie ähnlichen Gedanken forthin Raum in ihrer Seele gebe.

„Wohlan," hatte sie da gesagt, „so bleibe ich ledig und sterbe als alte Jungfer!"

Seitdem war das Verhältniß zu ihrem Vater nicht mehr das rechte. Kein freundlich Wort sprach er mehr mit ihr. Nur Schnurren und Purren war im Hause; der Friede, wie er früher allezeit geherrscht, war verschwunden. Das hatte ihr schon manche

schwere Stunde gemacht, und manche Thräne hatte sie mit der treuen Lene geweint. Sie sah, wie auch ihr ein Schicksal nahte, gleich dem der Freundin.

Das Alles ging jetzt an ihrer Seele vorüber, und immer tiefer versank sie in kummervolles Nachdenken. Da berührte plötzlich eine Hand ihre Schulter. Sie zuckte vor Schrecken und wandte sich schnell um. Es war Stoffel, der eben aus dem Dorfe kam und nach der Mühle ging. Auch in seinen Zügen spiegelte sich der Kummer.

Eine Weile sahen sie sich in die Augen, so still, als sollten die Blicke reden. Sie thaten's freilich auch.

Endlich sagte Stoffel: „Ammi, nun ist die ganze Geschichte klar!"

„Welche?" fragte das Mädchen.

„Nun, die mit Dir und dem Hannjost."

„Nenne den Namen nicht!" sagte das Mädchen mit großem Nachdruck. „Er ist mir so widerlich wie die Blindschleiche, wenn sie sich zu meinen Füßen windet! Aber sag', was hast Du denn? Du siehst ja auch so traurig drein?"

„Kann ich froh sein, wenn Du mir sollst entrissen werden?"

„Daran sind wir noch nicht!" sagte Ammi.

„Meinst Du?" fragte der Jüngling und lehnte seine kräftige Gestalt wider den Buchenhag. „Ich will Dir dann nur sagen, daß die alte Weierichin gestern zu meiner Base gesagt hat: es sei ihr lieb, daß ihr Hannjost das bleiche Buttergesicht, die Lene, habe fahren lassen. Die habe nichts für ihn getaugt; Du seiest die Frau für ihn, und sein Vater habe auch mit dem Deinigen geredet und sein Jawort erhalten. Das sei nun ausgemacht, und Dein Vater werde Dich schon zur Ordnung bringen, wenn Du auch nicht wolltest; diesen Dienstag werde er die Freier senden."

Ammi wurde bleich wie Schnee. Sie sah den Jüngling an, den ihre Seele liebte, und in ihrem Blicke lag ihre ganze Seele.

Sie schwieg einige Minuten, dann sagte sie: „Stoffel, ich bleibe Dir treu! Vertrauſt Du mir auch dann, wenn Du mich an der Seite Hannjoſt's zur Kirche gehen siehſt mit dem Brautkranz im Haar? — Ich frage Dich, glaubſt Du auch dann noch an meine Treue?"

Stoffel schwieg einen Augenblick, er verstand kaum, was sie sagte.

Sie wiederholte ihre Worte und sagte: „Sieh', ich fordere viel, sehr viel von Dir, aber die Treue fordert Glauben. Glaubſt Du?"

„Ja," sagte Stoffel; „aber Gott verhüte, daß es so weit komme!"

„Es kommt so weit, ich glaube es," sagte sie, und die bleiche Wange färbte sich wieder in höherer Gluth. „Aber geh', mein Vater könnte kommen. Noch Eins, Stoffel! Rede jetzt nichts mehr mit mir. Thu', als ob wir unſere Herzen auch getrennt hätten. Sei gleichgültig gegen mich, ich bin's auch gegen Dich. Lene wird Dir sagen, was ich denke. Gute Nacht!"

Er reichte ihr die Hand, die sie drückte, und er ging.

Rasch fuhr jetzt die Senſe durch das abendlich feuchte Gras, rauſchend streckte sie die Mahden nieder. Die innere Erregung förderte das Werk, und bald trug sie die Laſt in die Tenne, von wo aus sie es in die Raufe des Viehes einlegen konnte. Als sie in das Haus trat, hörte sie schon ihren Vater zornig im Zimmer auf und nieder gehen; die Diele krachte, so schwer trat er auf. Und als er sie in der Küche hörte, da kam er heraus, und sein wilder Zorn brach los, denn er hatte sie bei Stoffel stehen sehen. Fest erklärte er, nie werde er in eine Verbindung mit ihm willigen, und es sei sein fester Wille, daß sie Hannjoſt Weierich zum Manne nehme.

Sie schwieg beharrlich, denn jede Widerred hätte ihn zu Mißhandlungen führen können. Auch kam die Magd, und die Ehre, auf die der Hunsrücker viel hält, forderte, daß sie nicht

Zeuge sei von Worten oder Thaten, deren sich Vater und Kind zu schämen hätten. Sie stellte, als das Essen fertig war, es ruhig auf den Tisch und ging auf ihre Kammer.

Das Herz war zu voll. Hier schüttete sie es in heißen Thränen aus. Sie sah das Unglück nahen, das sie so manchmal bei ihres Vaters starrem Sinne gefürchtet hatte. Es hing die Wetterwolke drohend über ihrem Haupte, aber kein Verzagen kam in des Mädchens starke Seele. Sie betete heiß und innig um Erleuchtung und Kraft, und als sie gebetet, setzte sie sich auf ihre Kiste, stützte den Kopf in die Hand und dachte über ihre Lage nach. Und so saß sie noch, als die Sterne am Himmel standen und der wunderbare Komet mit seinem riesenhaften Schweife; so saß sie noch, als der Wächter die zwölfte Stunde blies. — Aber dann stand sie auf, um sich zu entkleiden. Wer in ihre Züge geschaut hätte, der würde in der wunderbaren Ruhe derselben erkannt haben, daß ihr Denken ein sicheres Ziel, eine beruhigende Sicherheit, eine völlige Klarheit gefunden, und daß ihr Wille mit ihren Gedanken im reinsten Einklange stand. Sie legte sich ruhig nieder, und der Schlaf des Friedens senkte sich bald auf die geschlossenen, schönen Augen nieder, aus denen die Thränen verschwunden waren.

Ruhig erwachte sie und ging an ihren häuslichen Beruf. Eine andere Veränderung war an ihr nicht wahrzunehmen, als daß sie bleich aussah und die frischen Rosen ihrer Wangen seit gestern Abend entblättert schienen.

Ihr Vater sah's, aber er beachtete es nicht, wollte sich wenigstens den Schein geben, als beachte er's nicht. „Bleib' heute zu Hause," sagte er, als er in die Küche trat, um eine Kohle auf seine Pfeife zu legen. Sie blieb zu Hause und war unermüdet thätig. Als aber der Vater, um Etwas zu ordnen, auf's Feld ging, da eilte sie zu Lene und fiel ihr um den Hals.

„Lene," rief sie, auch mir naht das Unglück. Denke Dir, der Hannjost freit um mich!"

Lene wär fast in Ohnmacht gefallen.

„Was wirst Du thun?" fragte sie schluchzend.

„Meinem Vater gehorchen," sagte Ammi fest; „aber, Lene, zweifle nicht an mir! Werde nicht irre an mir! Und siehst Du mich mit ihm zur Kirche gehen, zweifle nicht an mir!"

Lene starrte sie an. Ammi aber riß sich los und eilte hinweg.

2.

Der Mittag war stille herangekommen. —

„Hast Du Wecken im Hause?" fragte da der Vater.

Als Ammi es verneinte, gab er der Magd Geld, sie zu holen.

„Nun richte süße Milch zu," sagte der Vater, „und Speck und Eier, denn die Freiersmänner kommen und ich will sie nach Landessitte traktiren."

„Welche Freiersmänner?" fragte sie und ihre Wangen wurden noch bleicher als sonst.

„Die für Weierich's Hannjost um Dich freien. Ich will, daß Du seine Frau werdest, und heische vollen Gehorsam. Keine Widerrede dulde ich!" Er sprach diese Worte in einem rauhen, herrischen Tone.

„So thätet Ihr am besten, Ihr lüdet Eure Flinte und schösset mir eine Kugel vor den Kopf; dann schwiege ich für immer!" Ammi sagte diese Worte mit voller Heftigkeit.

„Ammi," versetzte der Alte, „es gibt mehr Ketten als reißende Hunde, sagt das Sprüchwort. Ich rathe Dir, nicht noch einmal ein solches Wort zu reden!" Sein Auge rollte so fürchterlich bei diesen Worten, daß Ammi unwillkürlich zitterte.

„Nehmen mußt Du ihn, das hab' ich ausgesprochen, und mein

Jawort nehm' ich nie zurück. Richte Dich darnach, und wehe Dir, wenn Du es nicht thust!"

Ammi zerdrückte eine Thräne und that still, was er befohlen.

Mittags um zwei Uhr traten zwei Männer in das Haus. Sie hatten ihre Sonntagskleider, die langen blauen Röcke an und die breitkrämpigen Hüte auf. Ihre hellblauen Strümpfe waren an dem Knie, wo die kurze gelbe Lederhose endete, aufgerollt und mit dem Lederriemen und der Schnalle befestigt. Schuhe mit blanken gelben, breiten Schnallen und die lange dunkelblaue Tuchweste, zugeknöpft bis zum schwarzen Halstuche, mit weißem, überliegendem Kragen, vollendeten den feststehenden Sonntagsstaat. Es waren nahe Verwandte Weierich's von des Mannes und der Frau Seite. Ihre Haltung war steif und feierlich, ihr Gruß höflich und zuvorkommend. Mit lachender Miene begrüßte sie Bender und setzte ihnen Stühle und schwieg dann, den „Spruch" des Aeltesten der Beiden erwartend, der nach dem Herkommen erfolgen mußte.

Nach einigen Minuten räusperte sich dieser und stand auf. Er redete Ammi's Vater mit dem vollen Tauf- und Geschlechtsnamen an und sagte, es sei ihnen, wie aller Welt bekannt, daß das Haus einen Schatz herberge, köstlicher als Silber und Gold, nämlich eine Jungfrau, holdselig und schön, wie keine mehr unter den Töchtern des Landes, aber, was mehr gelte, züchtig und von untadeligen Sitten und Wandel, fleißig und kundig ein Hauswesen zu regieren, reinlich und wacker vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Solche Vorzüge hätten die Augen einer braven Mutter und eines gutbeleumdeten Vaters, der auch ein tüchtig Hauswesen, Viehstand, Ackerbau und Baares habe, auf sie geleitet, und sie wünschten sie als Schnur zu haben für ihren einzigen Sohn und Erben.

„Sagt den Namen an," sprach darauf nach des Landes Sitte der Vater des Mädchens.

Sie nannten ihn; allein noch ließ es die Sitte nicht zu, daß

der Vater eine Entscheidung gegeben hätte; indessen lag diese schon in der Aufwartung, die nun folgte. Hätte er ihnen einen Schnaps und Butter, Brod und Käse vorgesetzt, so wäre das ein Korb gewesen, auch ohne sein ausdrückliches Nein. Die Freiersmänner harrten mit gespannter Erwartung dessen, was folgen werde; denn wußten sie auch gleich, wie es etwa stand, so konnte ja doch mittlerweile der Stand der Sache ein anderer geworden sein. An den Gesichtszügen war nichts zu merken, denn der Brauch forderte den feierlichsten Ernst, und Bender war nicht der Mann, der das, was ihn innerlich bewegte, geäußert und dadurch seiner väterlichen Würde und Haltung etwas vergeben hätte. Er saß noch einige Minuten still; dann stand er auf und sagte: „Das läßt sich überlegen; daß wir aber das können, werdet Ihr mit mir etwas genießen."

Er ging zur Thür und rief, daß das Bestellte aufgetragen werde. „Ich muß das selbst thun," sagte er, „denn ihr wisset, es hat Gott gefallen, mich in den traurigen Wittwenstand zu versetzen."

Darauf kam die Magd herein und deckte ein schneeweißes Tuch auf den Tisch, setzte den blinkenden Zinnteller auf, legte die Löffel und Gabeln zurecht; denn sein Messer führt der Bauer jederzeit in seiner Tasche; es wird daher auch nie ein solches aufgelegt; darauf brachte sie die Zinnschüssel voll süßer kalter Milch mit Weckbrocken darin und die dampfende flache Schüssel mit dem Eierkuchen und Speckschnitten. Die Gesichter der Freiersmänner verklärten sich bei diesen Vorbereitungen, denn darin lag stillschweigend die Gewährung ihres Antrages.

Während des nach herkömmlicher Sitte sehr langsam und taktfest gehaltenen Mahles fragte Bender, wo denn, falls er sein Jawort gäbe, das Paar wohnen solle, welche Aussteuer der Bräutigam erhalte? Die Antworten waren genügend. In Weierich's Hause sollten sie wohnen, sagte der älteste Freiersmann. Das war

Bender besonders lieb, da er doch dem Hannjost nicht recht traute. Er sagte darauf, was er seiner Tochter mitzugeben gedenke. Auch das genügte, und mit freudigem Handschlag wurde das Jawort gegeben und aufgenommen. Die Männer gingen.

Droben in ihrer Kammer saß Ammi und sah, sich und die Welt vergessend, in die Bläne des Himmels, die rein und wolkenlos sich über der Welt wölbte. Der Ausdruck ihres Gesichtes war traurig, das Auge trübe, aber keine Thräne netzte es; der Busen pochte nicht stürmisch. Es war eine wunderbare Ruhe in ihrem Herzen, seit sie mit dem Stoffel am Hage der Pütz geredet, seit sie sich ihren Plan zurecht gelegt, seit sie im Gebete Ruhe gewonnen. Nur noch Eines wollte sie thun, um vollends zur Klarheit zu kommen. Der Pfarrer, welcher sie confirmirt, ein würdiger Greis, war auf ein Dorf versetzt worden, das eine Stunde entfernt lag. Dort wohnte auch ihre „Goth," die sie über die Taufe gehoben. Sie wollte dorthin gehen und Jenem und ihrer Goth ihr Herz ausschütten, und der nahe Sonntag war dazu bestimmt. Als sie die Freiersmänner fortgehen sah, kam sie festen Trittes herab.

„Ammi!" rief der Vater in der Stube.

Dieser Ruf erschütterte sie. Bebend trat sie in die Stube: ob sie halten konnte, was sie sich vorgesetzt? Ihr Herz pochte und leise bat sie Gott um Kraft. Sie trat ein. Finster blickte sie der Vater an.

„Hör'," sagte er herrisch, „die Männer haben für Hannjost Weierich um Dich geworben. Ich hab' als Dein von Gott bestellter Fürsprecher Ja gesagt, weil ich Dein Glück gründen will. Nächsten Freitag ist Hüllig *) in meinem Hause. Richte Dich dazu, wie es ziemlich ist. Was es kostet, frag' ich nicht. Laß es an nichts fehlen und richte Dich dazu ein.

---

*) Hüllig = Huldigung, Eheversprechen, Verlobung. Die Hochzeitgebräuche sind treu der Wirklichkeit entnommen.

Er hatte erwartet, daß Ammi sich wieder so entschieden gegen ihn erklären würde wie früher, aber er sah sich getäuscht. Sie schwieg, wandte sich und ging. Als sie hinausgegangen war, schüttelte er den Kopf. „Werd' Einer klug aus dem Weibsvolke!" sagte er zu sich. „Sie, die so fix war, mir aufzutrumpfen, schweigt jetzt! Nicht einmal Thränen seh' ich an ihr! Und die sind doch ihre Hauptwehr! — Sollte sie sich geben wollen? Hätte mein Wille so leicht gesiegt? Oder hat sie Vernunft angenommen?" Er schüttelte noch einmal den Kopf und nahm sich vor, sie zu beobachten.

Abends kam Hannjost, von Freude strahlend; aber Ammi ging schweigend an ihm vorüber und ließ ihn in die Stube treten. Sie ging zu ihrer Lene.

Als er mißgestimmt sich bei dem Alten beschwerte, sagte dieser: „Du kennst sie ja! Es ist ein absonderlich Mädel. Sie ist halt ihres Kopfs und sie will ihr Recht haben. Sei Du gutes Muths; es gibt sich Alles. Bleib' nur beharrlich!"

Er kam am andern Abend wieder und dasselbe wiederholte sich. Dennoch ermüdete er nicht.

Der Tag der Hüllig kam. Die Verwandten strömten zusammen. Auch Ammi kam ruhig herein, setzte die Kuchen und den Branntwein auf, und der Freiersmann that seinen Spruch und legte Ammi's Hand in die Hannjosts; sie zog sie aber schnell zurück. Hannjost legte das reiche Handgeld in ihre Hand; sie schob es zurück und sagte: „Ich nehme keines!" Den silbernen Ring, den er ihr darbot, legte sie vor sich auf den Teller; mit ihm sprach sie kein Wort. Mit den Gästen scherzte sie unbefangen und stimmte ein in das fröhliche Gelächter. Als der Freiersmann meinte, es sei denn doch nun Zeit, daß sie den Ring an ihren Finger stecke, erwiederte sie, er passe nicht an ihre Hand, er sei für eine feinere gemacht.

Hannjost verstand sie und sah betroffen unter sich. Der

Freiersmann versetzte, so müsse man ihn dem Silberschmied wieder zustellen, daß er ihn weiter mache; sie solle ihm aber erlauben, daß er ihn ihr einmal anprobire. Er wollte ihre Hand fassen, allein sie entzog sie ihm unwillig und sagte, das sei lediglich ihre Sache. Sie habe überdies nicht viel übrig für die alten Gebräuche, wie Ring und Handgeld; sie wolle keines von beiden. Sie sei ihrem Bräutigam treu ohne Ring und das Verloben sei kein Judenhandel, bei dem man Draufgeld geben müsse.

Man kannte im Dorf genugsam das eigenthümliche Wesen Ammi's und ihre Art, etwas kurz abzuthun. Obgleich es eine Abweichung von dem festen Herkommen war, so machte doch der pfiffige Weierich kein Aufhebens davon, weil er fürchtete Ammi zu reizen. So verstrich der Abend und Ammi ging leichten Herzens zur Ruhe. Selbst ihr Vater machte ihr keine Vorwürfe.

Aber das ganze Dorf sprach davon am andern Tage. Viele meinten, dahinter stecke etwas; Andere sagten: „Es ist ein hochmüthig Ding, das sich über das alte Herkommen wegsetzen will." Man suchte aus Ammi herauszulocken, warum sie das gethan; aber das war fruchtlos. Sie lächelte und führte mit einem Scherzwort die Leute ab. Daß sie aber alle Tage zu der so schmählich verlassenen Lene ging, das war ein Räthsel für alle Leute, und mit Grund. Was die Mädchen redeten, wußte Niemand und es gab Stoff genug an den Waschbütten, beim Flachsbrechen und bei jeder Zusammenkunft, das Unbegreifliche zu besprechen.

Samstags nach dem Essen sagte Ammi zu ihrem Vater, sie wolle zu ihrer Goth gehen, ob er es ihr gestatte, den Sonntag drüben zu bleiben und erst Montag Morgen zurückzukommen? Er gab es zu; aber statt nach dem Dorfe ging sie zuerst in die Stadt. Dort hatte ihre Mutter in einer achtbaren Beamtenfamilie mehrere Jahre gedient und es war ein vertrautes Verhältniß zwischen ihr und der Familie geblieben. Man trug dort das Wohlwollen auf die brave Tochter der treuen Dienerin über. Sie schüttete der

wackern Hausfrau ihr Herz aus und fragte sie, ob sie nicht zu Martini sie in Dienst nehmen wolle. Voll Mitleid mit dem armen Mädchen sagte ihr die Hausfrau das zu und fröhlich kam spät am Abend Ammi zu ihrer Goth. Aber schon Sonntag Abends kehrte sie heim und hörte, daß sie der Pfarrer mit Hannjost als Verlobte abgekündigt habe. Sie lächelte und schwieg.

Die Proklamation ging an den folgenden Sonntagen vorüber. Der Vater kaufte die Brautkleider; sie wurden gemacht und waren ausgezeichnet schön. Auf Dienstag wurde die Hochzeit angesetzt. Am letzten Sonntag der Verkündigung des Brautpaares kamen die beiden Hochzeitbitter, den Hut mit Rosmarin verziert und mit dem Branntweinkrug, der an Größe dem Wohlstande des Brautpaars entsprach, in die Wohnungen der zu ladenden Gäste. Man trank und der älteste Hochzeitbitter hielt seine von Laune sprudelnde Rede. Es solle einmal wieder eine Hochzeit geben, wie lang keine gewesen, sagte er, darum möchten sie sich einfinden und — ein schönes Hochzeitgeschenk nicht vergessen.

Immer mehr wuchs das Erstaunen im Dorfe. Hannjost nur ging still umher. Eine Bräutigamsfreude war an ihm kaum bemerklich; doch ließ er sich die Scherze und Glückwünsche gefallen. Was ihn drückte, war Ammi's Benehmen. Sie redete kein Wort mit ihm; wollte er ihre Hand ergreifen, so sagte sie: „Nach einer anderen solltest Du greifen; aber die hast Du Gottes und der Pflicht vergessen von Dir gestoßen." Klagte er über ihr Benehmen, so sagte sie: „Warte nur, bis wir getraut sind, dann wird Alles anders." Alle ihre Worte hatten einen Doppelsinn, der ihn erschreckte. Fragten ihn seine Eltern nach dem Benehmen Ammi's, so sagte er's ihnen. Sein Vater meinte aber, das sei so das störrige Mädchenwesen; sobald sie seine Frau sei, werde das verschwinden. Sie wolle sich doch gleich bleiben und müsse so sein um der Lene willen. Das ermuthigte ihn wieder, obwohl der Kummer nicht ganz von ihm wich.

Stoffel stand manchmal auch da und wußte nicht mehr, was er sagen sollte. Ammi verlangte unbedingten Glauben an ihre Treue und doch ging ihre Verheirathung den sicheren Gang vorwärts. Bei der trauernden Lene, die sich nirgends mehr sehen ließ, holte er sich Trost; aber sie redete ebenso geheimnißvoll, wie Ammi am Hage geredet hatte.

So war Zweifel, Angst, Sorge, Neugierde überall herrschend und selbst Bender wußte manchmal nicht, was er denken sollte. — Um das Hochzeitsmal schien sich Ammi nicht kümmern zu wollen. Er selber ließ schlachten, ließ die großen Vorräthe ankaufen oder kaufte sie selber und bestellte, weil er sich sonst nicht zu helfen wußte und mit Ammi nicht mehr hadern mochte, eine Frau zum Kochen, die in ähnlichen Fällen auszuhelfen pflegte, weil sie das aus dem Fundamente verstand. Er mußte mit Weierich's die Brautjungfern und Brautführer bestellen und hatte so in diesen Tagen viel zu beschicken.

Endlich war alles in Ordnung. Der Dienstag Morgen graute. Alles lebte und webte im Hause von helfenden Menschen, und Hannjosts Mutter war nicht die letzte. Die Scheune war zum Tanze mit Tannen geschmückt, die Musikanten bestellt. In der großen Stube standen die gedeckten Eßtische schon bereit und in der Küche lohete das Feuer unter den Kesseln und Töpfen und die Kuchen standen aufgeschichtet in der Oberstube.

Ammi war diesen Morgen nicht aus ihrer Stube gekommen. Was sie that, wußte Niemand. Als die Brautjungfern kamen, sie zu schmücken, sah sie bleich und ergriffen aus. Ihr Gebetbuch lag aufgeschlagen auf dem Bett. Ein reiner Werktagsanzug lag auf der Kiste und ein Korb stand da, der hochgepackt war. Was er enthielt, verbarg ein sorgfältig darüber geschlagenes Tuch. Sie grüßte die Mädchen freundlich.

Der Kopfschmuck einer Braut ist etwas Großartiges, wenn sie keine Haube trägt. Das in der Regel sehr reiche Haar wird in

unzähligen, eigenthümlichen Geflechten theils um die Stirne und den Kopf gewunden, theils in einer wirklich schwer zu beschreibenden, kunstreichen Weise durcheinander geschlungen und aufgestellt, so daß es ein durchsichtiges Gebäude gibt, auf dessen stolzer Höhe der bedeutsame Brautkranz, hier aus Rosmarin gewunden, ruht. Den weißen blühenden Mädchengesichtern steht dieser Kopfputz höchst reizend. Will ihn eine nicht, so trägt sie eine einfache, weiße, feine Haube, an deren Seite ein sogenannter „gebackener Strauß," künstliche Blumen, mit Flitter, Rauschgold und Glasperlen verziert, angebracht ist, und ein feiner Rosmarinzweig läuft darüber hin. Vor der Brust trägt sie einen Lorbeerzweig, mit rothen, blauen und weißen Bandschleifen verziert; einen gleichen, doch ohne diese Schleifen trägt sie in der Hand. Ein schwarzes Tuchkleid fällt faltenreich um die Hüften bis tief herab auf den Fuß und ein schneeweißes, feines Tuch verhüllt züchtig den Busen bis hoch an den Hals. Der Brautjungfrauen Pflicht ist es, sie also zu schmücken.

„Ammi," sagte eine der Brautjungfrauen, „sollen wir Dir die Haare aufstecken und flechten, oder willst Du eine Haube tragen?"

„Keines von beiden," sagte Ammi lächelnd. „Ich will mein Haar tragen, wie ich es jeden Sonntag trage."

„Ei," sagte das Mädchen, „Du wirst doch nicht in allen Stücken von der alten Art abweichen wollen? Die Leute räsonniren darüber."

„Mögen sie!" war Ammi's Antwort. „Es bleibt, wie ich sage."

Sie mußten ihr willfahren. Ihr schönes Haar wurde einfach geflochten.

„Wo sollen wir denn den Strauß und den Brautkranz anbringen?" fragten die Mädchen wieder.

„Nirgends," sagte Ammi. „Ich trage weder den einen noch den andern."

„Man meint aber doch, Du wärst etwas Extras," sprach ärgerlich und schnippisch eines der Mädchen. „Du willst doch immer etwas Apartes!"

„Es gefällt mir so," entgegnete Ammi.

Die Mädchen dachten: Armer Hannjost, mit der wirst Du fein fahren!

Das Brautkleid zog sie an, aber sie nahm keinen Strauß in die Hand. Daß sie keinen Brautkranz tragen wollte, machte die Mädchen toll.

„Du wirst Dich wüstem Gerede aussetzen!" sagten sie, und ließen nicht ab, bis sie darin ihnen nachgab.

Aus Rosmarin wurde er geflochten und auf dem glänzend braunen Haar befestigt. Und ob auch ihr Putz nun gegen alles Herkommen verstieß, die Mädchen betrachteten sie dennoch mit Wohlgefallen und meinten, eine schönere Braut sei doch seit Jahren nicht zur Trauung geführt worden.

Drunten hatten sich indeß alle Räume gefüllt. Die Brautführer, die Musikanten, der Bräutigam und seine Angehörigen, Alles war bereit. Die Bursche standen vor dem Hause in Reih' und Glied. Sie hatten Wagenketten als Bandeliere umgehängt und an jeder Kette hing, indem dieselbe durch ein in der Mitte gemachtes Loch gezogen war, ein ungeheures rundes Brod, in dem ein Messer steckte. Jeder hatte einen bauchigen Krug voll Branntwein in der Rechten, ein Glas in der Linken. Sie waren bestimmt, neben dem Hochzeitzuge herzutanzen, zu springen, zu gehen, je nach Belieben; denn je toller sie sich geberden, je mehr sie das versammelte Volk zum Lachen reizen, desto größer ist ihr Triumph. Da der Zug sehr langsam geht, so lassen sie die Armen, Alten, überhaupt Jeden, der Lust hat, sich ein tüchtig Stück von ihrem

Brode schneiden, je größer, je lieber, und gießen ihm einen Trunk dazu ein.

Jetzt erklang die Glocke, und begleitet von ihren Jungfrauen kam die Braut die Stege herab. Sie war bleich wie eine Leiche und doch so schön, daß fast jedem Mund ein Ah! entschlüpfte. Man kam gar nicht dazu, die Abweichung von der Sitte wahrzunehmen, weil man sich nicht satt an ihr sehen konnte. — Der Zug ordnete sich. Voraus schritten die beiden Väter und in ihrer Mitte der Bräutigam, dessen Blicke sich kaum von der reizenden Braut wegwenden konnten. Er war dunkel gekleidet, an seiner linken Brust prangte ein ungeheuerer Strauß von gemachten Blumen, Rauschgold, Rosmarin und Bändern. Sein Hut war mit Rosmarin ganz umwunden. — Hinter diesen Dreien, die ernst und gravitätisch den Zug eröffneten, kamen sechs Musikanten, welche einen Marsch aufspielten, der aber sehr langsam gehen mußte, damit der Zug sich nicht übereile. Diesen folgten die beiden Hauptbrautjungfrauen, deren eine einen Teller trug, auf dem ein langer Rosmarinzweig, ein weißes, neues Schnupftuch, und unter diesem ein glänzend neuer Thaler lag; dies war Alles für den Pfarrer bestimmt. Hinter diesen ging die Braut, in Mitten der beiden Brautführer. Es folgte der Zug der Jünglinge, die aber bald ihre Stelle verließen, um Brod und Branntwein auszutheilen, denn es waren sicherlich alle Bewohner des Dorfes versammelt. An ihrer Stelle schloß sich der Zug der Verwandten und Gäste an. Gesenkten Blickes schritt die schöne Braut dahin und auf kein Wort, welches ihr in Scherz und Ernst die Brautführer zuflüsterten, gab sie eine Antwort.

Die Schaaren des Volkes folgten dem Zug. Als der Bräutigam die Schwelle der Kirche betrat, schwieg die Musik. Ein paar Dutzend Pistolen knallten und drinne begann die Orgel zu spielen, bis der Zug in die Stühle getreten war und das Volk die Kirche gefüllt hatte. Nun begann, von der ganzen Versammlung gesungen, das Hochzeitslied aus dem kirchlichen Gesangbuche.

Unter dem letzten Verse trat der Pfarrer an den Altar. Die Orgel schwieg. — Der Bräutigam trat aus seinem Stuhl und schritt zu den Stufen des Altars hinan. Ammi sollte heraustreten, aber sie wankte, sie war einer Ohnmacht nahe. Die Brautführer unterstützten sie und zum ersten Male durchzuckte die Reue das Herz ihres Vaters, als er in das todtbleiche Gesicht seines Kindes blickte. Man wollte sie mit Branntwein waschen, aber sie stieß die Hände zurück. Sie hatte sich ermannt und festen Schrittes ging sie durch die Kirche und trat an des Bräutigams Seite.

Der Pfarrer begann die Vorlesung des kirchlichen Formulars. Als er an die Stelle kam, wo er zu fragen hatte, sprach er: „Du, Johannes Justus Weierich, willst Du die an Deiner Seite stehende Anna Maria Bender zu Deiner Ehegattin nehmen, sie treu und herzlich lieben, in Freud' und Leid nicht verlassen und den heiligen Bund der Ehe mit ihr treu und unverbrüchlich halten, bis Dich einst der Tod von ihr scheidet?"

Hannjost sagte laut sein „Ja."

Ammi zuckte in sich zusammen, als er es aussprach. Der Pfarrer wandte sich nun an sie mit derselben Frage. Einen Augenblick schwieg sie. Die Versammlung horchte mit angehaltenem Athem.

Da sprach Ammi mit einer reinen, klangvollen, Allen klar vernehmlichen Stimme: „Nein!"

Der Pfarrer, dem ein Aehnliches noch nicht begegnet war, erschrack so, daß er schneebleich wurde. Hannjost fuhr einen Schritt zurück vor Entsetzen. Durch die Kirche schallte ein lautes Ach!

Ammi griff auf ihr Haupt und nahm den Brautkranz davon weg. Sie legte ihn auf die Stufe des Altars. In der Verwirrung, in die ihn diese Antwort versetzt, wußte sich der Pfarrer gar nicht zu helfen.

„Ist es Dein Ernst mit Deinem Nein," fragte er sie endlich.

„Ja, es ist mein Ernst," sprach das Mädchen laut. „Ich

kann einem Manne nicht sein," fuhr sie fort, „den ich verabscheue, weil er dem bravsten Mädchen der Gemeinde die Treue gebrochen, ihm zur Schande, ihr zur Ehre. Ich bin bis an den Altar Gottes gehorsam gewesen meinem Vater, der mich gezwungen hat. Hier vor Gott hat seine Macht ein Ende. Ihr fordert Wahrheit, und ich hab' Gott mehr gehorchen müssen als den Menschen."

„Unter solchen Umständen kann ich Euere Ehe nicht einsegnen," sagte der Pfarrer, wandte sich und ging.

Aber auch Ammi wandte sich und ging die Stufen fest hinab, durch die Kirche und zur Thüre hinaus. Niemand folgte ihr; wie gebannt standen Alle an ihrer Stelle. Endlich lief Hannjost hastig vom Altare weg; er riß den Strauß von seiner Brust und warf ihn zur Erde; dann stürmte er zur Kirche hinaus, und in lautloser Stille folgten Alle.

Bender war wie vom Blitze getroffen, wie gelähmt schlich er seinem Hause zu. — Schon im Hofe begegnete ihm Ammi. Sie hatte ihre saubern Werktagskleider an und den verdeckten Korb auf dem Kopf. Er starrte sie an.

„Vater," sagte das Mädchen fest und ruhig, „nach dem, was vorgefallen ist, ruht Euer Fluch, auch wenn Ihr das schreckliche Wort nicht ausgesprochen habt, auf mir. Ihr habt mich verstoßen. Ich hab' meine nothwendigen Kleidungsstücke in dem Korb und verlasse mein Vaterhaus."

Bei diesen Worten brach ihre Stimme; ein Thränenstrom entstürzte ihren Augen. Stotternd sagte sie dann: „Ich gehe, mein Brod zu verdienen. Lebt wohl!"

Sie blickte ihm noch einmal lange, lange in die Augen, dann wandte sie sich weinend ab und ging.

„Ammi!" wollte er rufen, aber die Stimme versagte ihm, er wankte. Wäre nicht einer seiner Verwandten, dem es um einen Theil des Hochzeitmahles zu thun war, zu ihm getreten und hätte ihn umfaßt, er wäre zur Erde gestürzt.

Wochen waren nach diesen Vorfällen vergangen. Die Bestürzung, welche durch das unerhörte Ereigniß im ganzen Dorfe hervorgebracht worden, hatte sich mehr und mehr gelegt, obgleich sie alsbald nach dem unglückseligen Hochzeittage durch ein neues Unglück vermehrt worden war. Am folgenden Morgen fehlte Hannjost, und als sein Vater in seine Kammer trat, lag ein Zettel da, auf dem die Worte standen: „Die Schmach ertrag' ich nicht, ob ich sie gleich am Mädchen verdient habe, das ich so schwer gekränkt. Ich gehe freiwillig unter die Soldaten, wo ja eine Kugel für mich wird gegossen sein."

Im Dorfe hatten sich jetzt die Urtheile abgeklärt. Anfänglich hatte man über Ammi die herbsten Worte gehört; jetzt waren die Leute, ruhiger prüfend, auf ihre Seite getreten und alle Urtheile wendeten sich gegen Hannjost, gegen seine Eltern, und obgleich er das ganze Hochzeitmahl unter die Armen ausgetheilt und dabei gesagt hatte: Betet für mich! gegen Ammi's Vater, der wie ein Unhold sein schönes Kind zu solchem Schritte gezwungen hatte.

Beiderseits waren die Eltern tief gebeugt, doch Hannjosts Eltern mehr als Bender. Dieser wußte bald wo Ammi war, im Dienste der Familie in der Stadt, wo sie eine Zuflucht gesucht. Aber Weierich's hatten ihr letztes, einziges, wenn auch strafbares, Kind verloren. Verloren? — War denn zur Zeit, als Napoleon seine Heere von Schlachtfeld zu Schlachtfeld schleppte, noch eine andere Hoffnung, wenn man an die Todtenscheine dachte, die der Syndik Tag für Tag empfing? Wohin er sich gewendet, erfuhren sie nicht, denn es kam keine Kunde von ihm.

Bender war seltsamerweise gar nicht erzürnt über seine Tochter. Jener Blick, den er in der Kirche in seines einzigen Kindes todtbleiches Antlitz gethan, hatte in seine Seele mitten hineingegriffen, so eiskalt, so erschütternd, daß er hätte ausrufen mögen: „Ammi, komm' zurück!" Und als er vor ihr stand, noch ergriffen von der Macht des eben empfangenen Eindrucks, und sie

ihm so lange in die Augen sah mit der reichen Liebe und dem unendlichen Schmerz eines Kinderherzens, das zum Aeußersten gebracht, sich verstoßen und vom väterlichen Fluche belastet glaubt, da war aller Groll verschwunden und die tiefste Reue erfüllte sein Herz, daß er so hart gegen sie gewesen und sie zu einer Ehe hatte zwingen wollen, die in sich selbst eine fluchbelastete gewesen wäre. Er würde sie jetzt zurückgerufen haben, wenn er den noch in ihm waltenden Bauernstolz hätte besiegen können. So ein reiches Bauernherz ist zähe und eisenfest. Er glaubte sich etwas vor den Leuten zu vergeben, wenn er sich schwach zeigte. Auch glaubte er, Ammi sei zu weit gegangen, daß sie das Vaterhaus verlassen, ehe sie gewußt, wie er ihren Schritt aufgenommen. Endlich aber fürchtete er, sie möchte sein Zurückrufen als eine Billigung ihrer Liebe zu Bauermann's Stoffel ansehen.

Es war aber doch eine Veränderung mit ihm vorgegangen. Er ging seitdem ganz gebückt einher; er führte, wenn die Gemeinde bei einander war, nicht mehr, wie sonst, das große Wort, und war nicht mehr so unzufrieden mit allen Schritten des Municipalraths und der Gemeindeverwaltung. Er kam nicht mehr wie sonst in die Majen am Sonntag Nachmittag und Abends in der Woche. Still und für sich lebte er und die tüchtige Magd, die er hatte, führte ihm seine Haushaltung zur Zufriedenheit. Nur sein Kind fehlte ihm, und das konnte er kaum verwinden. Die Stadt, wo Ammi diente, vermied er; aber ihre Kiste mit Allem, was sie noch daheim hatte und bedurfte, schickte er ihr nach mit dem Zufügen: er wolle nicht, daß sie Mangel habe.

Stoffel war der Glücklichste. War er schier gestorben vor Leid, als er hörte, Ammi sei zur Kirche gezogen mit Hannjost, so lebte er jetzt neu auf und die Hoffnung gewann wieder Raum in seiner Seele. War auch die Trennung schmerzlich, so sah er sie doch öfter in der Stadt, als er sie im Dorfe gesprochen hatte, seine Ammi, deren Treue die Feuerprobe bestanden. Lene aber

glich der vom Sturme geknickten Lilie. War sie auch vollkommen vertraut mit dem, was Ammi thun wollte, die Genugthuung, die ihr dadurch zu Theil wurde, war ihr ein Stich in's Herz, weil sie eine so schreckliche Demüthigung und Schmach für Hannjost in sich schloß. Und als er nun gar plötzlich verschwand und unter die Soldaten ging, da brach ihr schier das Herz; denn der Zettel, den er den Eltern zurückgelassen und dessen Inhalt im Dorfe sogleich bekannt geworden war, hatte es ja ausgesprochen, daß er seine Schuld fühlte und sein Unrecht erkannt hätte. Und die, die sie allein aufrichten konnte, fehlte ihr, die treue Freundin, die sie so gewaltig gerächt hatte. Die Rosen kehrten gar nicht mehr auf ihre Wangen zurück, und es schien, als zehre ein tiefer Gram an ihrem innersten Lebenskeime. Es wäre ihr eine Seligkeit gewesen, hätte sie zu Hannjosts Eltern gehen können, um hier tröstend Trost zu finden für sich selber, aber sie wagte das nicht.

Unter diesen Umständen floß der Winter träge hin. Der Komet, dessen Schweif nach Frankreich hineinstand, gab den Leuten viel zu denken, und der alte Aberglauben, als habe ihn der Herr als ein prophetisches Zeichen an den Himmel gestellt, hindeutend, wohin sich die Zuchtruthe seines Strafgerichtes wenden werde, faßte gewaltig Fuß unter den Bewohnern des Hochlandes, die im innersten Herzen den welschen Drängern feind waren. Als sich die Kunde von Napoleons gewaltigen Kriegsrüstungen auch zu ihnen schlich, da prophezeiten sie dem Würger den Untergang, weil der Komet es nur zu bestimmt vorgebildet habe.

Durch die rastlose Bemühung des menschenfreundlichen Unterpräfekten in Simmern war es endlich gegen Ostern Weierich gelungen, die Kunde zu erhalten, daß sein Sohn in ein leichtes Infanterieregiment gesteckt worden sei, dessen Stamm in Nismes liege. Er schrieb nun an ihn und in diesem Briefe gedachte er Lenens Leid. Da kam endlich eine Antwort von ihm und ein Brief an das trauernde Mädchen. Zitternd erbrach sie ihn und

vor Thränen konnte sie ihn kaum lesen; aber was er enthielt, war Balsam für ihr Herz. Voll tiefer Reue sprach er seine Schuld aus und flehte sie um Vergebung an. Heilig betheuerte er ihr, wie er erst jetzt so tief fühle, daß er sie und nur sie liebe.

Das war, wie wenn auf eine von der Sonnengluth versengte und verwelkte Pflanze der erquickende Regen fällt. Wie sie sich aufrichtet zu neuer Blüthe, so Lene. Aller Schmerz, alle Kränkung war nun vergeben und vergessen. Ihre Wangen färbten sich wieder und das Leben, das am Erlöschen schien, regte sich wieder frisch in allen Pulsen des jungen Mädchens. Auch von Ammi's Herzen nahm es eine schwere Bürde des Vorwurfes, da sie sich als die ansehen mußte, die, obwohl sie recht gehandelt zu haben glaubte, dennoch den Grund zu größerem Leide für die Freundin gelegt hatte.

Seine Eltern hatte er flehentlich gebeten, seine Liebe zu ihm auf Lene überzutragen, und sie, die das Unglück tief gebeugt hatte, boten dem Mädchen die Hand der Liebe und Versöhnung, und in Lenens Brust und Leben fiel ein neuer Sonnenstrahl. Indessen begann der alte Weierich zu kränkeln. Die letzten Erfahrungen waren der Nagel zu seinem Sarge gewesen. Ohnehin nicht stark, fühlte er durch so herbe überwältigende Geschicke seine Kraft gebrochen. Er siechte noch bis zum Frühlinge hin, dann starb er. Lene hatte ihn wie eine Tochter gepflegt, treu, liebevoll, hingebend, mit einer nie zu ermüdenden Ausdauer. Mit dem Segen für sie auf den Lippen verschied er. Zu seiner Frau hatte er kurz vor seinem Tode gesagt: „Ich sterbe, ich fühl' es. Auf Dich, als die Längstlebende, fällt nach unserem Ehepakt all' unsere Habe. Sollte Hannjost fallen in der Schlacht, so geb' mir die Hand darauf, daß Lene Dein und mein Erbe ist." Die betagte Wittwe hing nun an dem Mädchen wie die Mutter an ihrem Kind, und Lenens Liebe theilte sich zwischen ihrem Vater und der Mutter ihres Geliebten.

Noch einmal war ein Brief von Hannjost gekommen, dann

vernahm man nichts mehr von ihm. Die ausgebildeten Rekruten waren zu dem Regimente gestoßen, das mit dem Heere nach Rußland marschiren sollte.

3.

Kaum war es nach den aufregenden Ereignissen wieder ruhiger geworden in Bender's Seele, so zog in sie der alte Ehrgeiz wieder mit aller Macht ein. Die Stelle des Gemeindevorstandes oder Syndiks war durch Weierich's Tod erledigt, und er steuerte jetzt mit vollen Segeln auf sie los, die ihm einst entgangen war, wie er meinte, durch des Müllers Bauermann listiges und ränkevolles Spiel.

Wie immer eine langgenährte Feindschaft denen, die gerne Hader säen und zu Ohrenbläsereien Liebhaberei tragen, ein weites Feld heilloser Wirksamkeit eröffnet, so fehlte es auch jetzt dem ehrgeizigen Bender nicht an solchen, die ihm hinterbrachten, diesmal denke Bauermann an sich selber. Er sei beim Maire und Unterpräfekten gar gut angeschrieben, und sei schon bei Beiden gewesen, um sich die Stelle zu sichern. Da glühte der alte Haß noch einmal so feurig, da war die Macht der Leidenschaft im Manne so groß, daß er sich freute, seinem Kinde, das des Feindes Sohn liebte, die Hand noch nicht geboten zu haben.

Und Bauermann's Seele hatte weder früher, noch jetzt daran auch nur im Entferntesten gedacht, sich in diese Angelegenheit zu mischen, oder gar sich selber das zuzuwenden, was Bender mit so glühender Leidenschaft erstrebte. Ein Aemtchen und das damit verbundene Ansehen, der größere Einfluß, auch wohl hier und da das Vortheilchen, das heraussprang, war für diesen die leckerste Lockspeise. Bauermann dachte vernünftiger. Er hätte um kein Gut ein Amt haben mögen, da er darin nur Schaden für sein Geschäft hätte erblicken müssen. Auch sagte ihm, wenn ein ehrgeiziger Gedanke ihn hätte ergreifen wollen, seine Selbsterkenntniß, daß er

die Fähigkeiten nicht besitze, die zum Gemeindeamte erforderlich waren. Die kurpfälzischen Schulen, in denen alle diese Männer ihre Bildung erhalten hatten, gehörten zu den dürftigsten, die sich denken lassen. Auch die Schule, welcher sie ihren Unterricht verdankten, leistete kaum das Nothwendigste. Das beklagte Bauermann oft; aber Bender war zu solcher Selbsterkenntniß niemals gekommen, obwohl er kaum seinen Namen schreiben, kaum einen Brief lesen, kaum auf's Nothdürftigste rechnen konnte.

Nie hatte Bender in dem Grade den Bauern geschmeichelt als jetzt; nie hatte er sich so eifrig den Schein eines tieferen Wissens um die Angelegenheiten der Gemeinde gegeben wie jetzt. Er verschmähte es nicht, des Verstorbenen Handlungen zu tadeln und sich darüber auszusprechen, wie dies und jenes hätte anders und für die Gemeinde vortheilhafter eingeleitet, ausgerichtet und gemacht werden können. So bestellte er den Boden zunächst. Endlich entschloß er sich, zum Maire selber in die Stadt zu gehen. Dieser war ein alter, erfahrener Mann, der, ein Landeskind, die Insassen seines Verwaltungsbezirkes genau kannte, aber auch die Eigenschaft hatte, rund und derb das zu sagen, was er für geeignet hielt.

Eines Tages kam Bender in seine Privatwohnung; auf der amtlichen Schreibstube hätte er ihn nicht allein sprechen können. Mit großer Höflichkeit und gewinnender Freundlichkeit trat er ein und seine Verbeugung war um vieles tiefer als sonst. Der Maire hatte ihn auf der Stelle durchschaut, und gerade bei guter Laune, wollte er einmal die Windungen kennen lernen, die hier List und Schlauheit mache, um das zu erstrebende Ziel zu erreichen.

„Wie geht's, Bender?" fragte er freundlich.

„Wie soll's gehen, Herr Maire! So so, la la! Ich denke, wir haben ein gutes Jahr vor der Hand; wenn nur der Krieg nicht wäre!"

„Der ist weit von uns," sagte der Maire lachend, „und der Kaiser hat den Sieg an seine Adler geheftet."

Bender, der gut deutsch gesinnt war, hier aber einem Manne gegenüber stand, der den Franzosen anhing und ihnen seine Stellung verdankte, zuckte die Achseln und sagte trocken: „Man sollt's meinen!"

„Ueberdies," fuhr der Maire fort, „wird die Eroberung Rußlands des Kaisers Weltherrschaft die Krone aufsetzen."

„Was kann man sagen?" war Bender's Antwort. „Unsereins versteht das nicht."

„Da habt Ihr Recht," versetzte der Maire. „Ich kann's auch gar nicht billigen, wenn der Bauer sich in derartige Dinge mischt."

„Das ist richtig," meinte Bender; „unsereins hat Besseres zu thun. In der eigenen Gemeinde ist zu thun genug."

„Gewiß; aber sagt einmal, wie sprechen sich denn Eure Leute über den Mann aus, der Syndik werden soll?"

„Da wär' viel davon zu reden, Herr Maire," sprach Bender ernst und mit dem Scheine großer Unparteilichkeit. „Hätte die Gemeinde zu wählen, so wüßt' ich schon, wer's nicht würde. Und doch soll er Himmel und Erde bewegen."

„Wer denn?"

„Der Müller Bauermann."

„Hört," versetzte der Maire, „da seid Ihr auf einer falschen Fährte. Ich halte den Müller für einen der bravsten Männer Eurer Gemeinde und für einen sehr verständigen dazu. Schon damals, als Weierich es wurde, wollte ich ihn dazu haben; aber er hat's rund abgeschlagen, und erst vorgestern hatte ich ihn dazwischen, daß er jetzt das Amt annehmen solle. Was meint Ihr, was er sagte?"

„Menschengedanken kennt man nicht," erwiederte Bender; „aber damals hat er ja doch den Weierich empfohlen."

„Das ist gelogen!" platzte der Maire heraus und lief roth an, denn er war ein hitziger Mann.

„Gelogen?" fragte Bender erstaunt und betroffen.

„Ja, gelogen!" fuhr der Maire fort. „Er sagte damals zu mir, der Weierich ist ein Duckmäuser, der so seine Schliche geht und sich selber nicht vergißt. Und was er da gesagt hat, hab' ich wahr gefunden. Nein, Euch schlug er damals vor, als ich ihn fragte, Euch, und Ihr meintet — ich hab's wohl oft gehört — er habe Euch schwarz gemacht. Ihr habt Unrecht an dem braven Manne gehabt, während Ihr und der Weierich unter dem Tische spieltet. — Ihr habt ihm viel abzubitten, Bender, das sag' ich Euch." Bei diesen Worten sah ihn der Maire so scharf an, daß er die Augen niederschlagen mußte. „Und vorgestern, als ich ihn wieder fragte, ob er die Stelle denn jetzt nicht annehmen wolle, sagte er fest und bestimmt nein. Er meinte, ein Aemtchen sei für einen Bauers- und Geschäftsmann ein Unglück, wenigstens für einen wie er. Er habe, sagte er, sein Geschäft jetzt so im Schwung, und sein Sohn stehe ihm so wacker bei, daß der Mehlhandel neben dem Mahlen ihm die größten Vortheile abwerfe. Auch wolle er jetzt eine Oelmühle bauen, da er Wasser und Raum genug habe, und deßwegen war er bei mir, daß ihm das gestattet werden möge. Der will's nicht. Als ich ihn aber fragte, wen er denn für geeignet halte, nannte er — Euch."

„Mich?" fragte Bender voll Erstaunen.

„Ja, Euch!" bekräftigte der Maire. — „Was meint Ihr dazu?" fragte er nach einer Pause.

„Was soll ich meinen, Herr Maire?" antwortete Bender. „Ich wäre noch rüstig genug dazu."

„Das ist richtig; aber wißt Ihr, was ich ihm geantwortet?" Bender sah ihn mit großer Spannung an, aber er schwieg. „Nein, sagte ich," fuhr der Maire fort, „der Bender wird doch kein solcher Esel sein, daß er darnach strebt! Er kann ja nicht lesen und nicht schreiben. Das wäre mir ein feiner Syndik! Nein, sagte ich zu Bauermann, ich denke besser von Bender, als daß er in seinen alten Tagen noch vom Hochmuthsteufel sich plagen läßt. Der kennt sich

selber besser; denn die meisten Leute, die noch aus Kurpfalz stammen, können nichts. Der Weierich war noch der beste. Bauermann allein macht eine Ausnahme von der Regel."

Dem armen Bender wurde es schwindelig. Er entfärbte sich und zog sein roth baumwollenes Taschentuch heraus, um sich den Schweiß abzutrocknen und seine Betroffenheit zu verbergen. Der Maire that, als sähe er das nicht und fuhr fort:

„Der Müller meinte, Ihr wär't ein verständiger und braver Mann, da könne man sich ja in das Geschäft einschießen; aber ich sagte ihm rund heraus: der Bender ist nicht fähig dazu, und er solle nur jeden Gedanken daran fahren lassen. Ja, fuhr ich fort, wär' Euer Stoffel verheirathet und ein seßhafter Bürger, den machte ich zum Syndik, denn der hat etwas Ordentliches gelernt, und ich halte ihn für den Tauglichsten in der Gemeinde. Uebrigens vor Neujahr wird nichts entschieden, und bis dahin mag der Reiter, der als Beigeordneter dient, das Amt versehen. Macht er sich, so soll er es werden; doch kommt Zeit, kommt Rath. Vielleicht verheirathet sich bis dahin der Stoffel, und dann wird er's, so wahr ich Maire bin."

In Bender's Brust arbeitete es gewaltig. Alle seine Hoffnungen waren zertrümmert; aber was er von Bauermann gehört, das that ihm wohl. Er bat ihm im Stillen alle Unbill ab. Legte er sich nun die Sache zurecht, so kam etwa diese Gedankenfolge heraus: Heirathete der Stoffel und wurde Syndik, und gab er ihm Ammi zur Frau, so konnte er doch so unter der Hand mit in's Amt hinein pfuschen und die Dinge in der Gemeinde nach seinem Kopf ordnen. Auch begann ihm der Gedanke zu schmeicheln, daß dann Ammi die erste Frau im Dorfe wäre. Diese Reihe von Vorstellungen flog ihm durch den Kopf; aber er besaß Selbstbeherrschung genug, so viel als möglich das, was ihn bewegte, zu verbergen.

„Ihr habt Recht, Herr Maire," sagte er nach einiger Zeit,

„für mich ist's nichts, und der Müller hat's gut gemeint; aber sein Stoffel muß ja noch Soldat werden, und dann wär's doch bedenklich, so einen jungen Mann zum Syndik zu machen."

„Ihr habt da zwei Dinge erwähnt," sprach der Maire ernst, „auf die ich wohl antworten kann, weil ich die Sachlage kenne. Stoffel kann nicht Soldat werden. Erinnert Euch, Bender, er ist vor etwa zwei Jahren vom Kirschbaume gefallen und hat den Arm gebrochen. Obwohl das ihn an keiner Arbeit hindert, so kann er doch, da der Arm schlecht geheilt ist, nicht das Gewehr tragen. Das steht fest und ich kenne das. Da er überdies in diesem Jahre zugfähig ist, so haben ihn neulich die Doctoren untersucht und das erklärt, was ich Euch sage. — Das Andere aber ist lächerlich. Erstlich wird er, wie wir, alle Tage älter, und dann kommt's auf die Tüchtigkeit an, und die ist für ihn. Was ich in diesem Falle thue," setzte er mit Selbstgefälligkeit hinzu, „ist gethan, und Jugend hat frische Kraft und Freudigkeit."

Die Stunde, auf die Schreibstube zu gehen, war da, und Bender mußte sich entfernen. Der Maire sah ihm lächelnd nach. „Du bist hoffentlich geheilt!" sagte er; „aber Alter schützt vor Thorheit nicht."

Der Weg nach dem Dorfe führte durch den Wald. Als ihn Bender erreichte, bog er links ab und ging in den dichtesten Theil des jungen Schlages, wo er sich am Stamm einer einzeln stehenden Eiche niedersetzte und den Kopf, der sorgenschwer war, in die Hand stützte. Ein tiefer Seufzer arbeitete sich aus seiner Brust hervor. Was er heute erlebt, war so bedeutsam und wichtig, daß es sein Innerstes in Aufruhr brachte. Zunächst machte sich sein Zorn über den groben Maire Luft. Der hätte doch manierlicher sein können! Ihm so, mir nichts, dir nichts unter die Nase zu sagen, er sei ein Esel, das war mehr, als ein Mann vertragen konnte, der nichts anders wußte, als daß er sehr klug sei, und der überzeugt war, es mache Niemand seine Sache besser, als er. So

schwer indessen das zu verwinden war, so blieb doch nichts übrig, als den Aerger zu verschlucken. Das aber plagte ihn über die Maßen, daß der grobe Maire das auch dem alten Bauermann gesagt, und daß der es wußte. Hier rieth die Klugheit, den Bauermann sich nicht auf's Neue zu verfeinden; denn wurde der erst recht zornig, so erfuhr's das ganze Dorf, und stand er dann nicht geradezu am Pranger?

Das Zweite aber, was ihm im Kopfe herumging, war, daß es nun in Frage stand, ob, wenn Stoffel solche Aussichten hatte, er nicht am Ende die Lene heirathete; denn er ging sehr oft dorthin, das wußte er genau. Wär's da nicht klug, Ammi zurückzurufen?

Endlich bewegte ihn die Frage, ob er nicht auf irgend eine Weise mit Bauermann sich aussöhnen könne? Seit Jahren hatte er nicht bei ihm mahlen lassen, weil er den alten Pick auf ihn hatte. Er sann nach, wie das zu machen sei, ohne daß es Aufsehen errege. Zuletzt kam er darauf hinaus, wenn Ammi zurückkehre und er ihrem Umgange mit Stoffel nichts in den Weg lege, werde das sich unter der Hand geben. Und so verhärtet war Bender auch nicht, daß er nicht längst sein rauhes Wesen gegen Ammi bereut hätte. Als er darum mit seinen Ueberlegungen so weit war, that es ihm im Herzen wohl, dem Gedanken Raum geben zu können, sein einziges Kind wieder um sich zu haben. War's doch schier dreiviertel Jahre, daß er Ammi nicht mehr gesehen hatte! Und wie oft hatte er das Bedürfniß gefühlt! — Aber — ein Gedanke, der mit diesem Aber durch seine Seele fuhr, erschreckte ihn. Er kannte Ammi und ihre Festigkeit. Würde sie kommen, wenn er es ihr sagen ließe? — Lange saß er in tiefem Sinnen; dann stand er auf, er hatte den Ausweg gefunden. Zu der alten Goth wollte er morgen gehen; die mußte in die Stadt und Alles ausgleichen. Dann wollte er den Wagen anspannen und Ammi selber holen. Hatte sich ja doch, seit Hannjost in seinen Briefen sich wieder an Lenen gewendet, auch sein Verhältniß

zu Ammi geändert, und ohne Furcht, daß man ihn hänsle, konnte er die Hand zum Frieden reichen.

Glücklicher, als nach langer Zeit, kehrte Bender heim. Sanfter und ruhiger hatte er seit jenem Hochzeittage nicht geschlafen. Als er am andern Morgen aufstand, war es ihm so wohl, so leicht im Herzen, daß er hätte singen und pfeifen können. Alles Bittere, was er beim Maire gehört, war verschwunden, und leichten Herzens ging er bei Zeiten zu Ammi's Goth hinüber nach dem nächsten Dorf.

Unfern desselben begegnete ihm der alte Pfarrer, der viele Jahre lang sein Seelsorger gewesen war und auf den die Gemeinde noch ungemein viel hielt. Dem alten Geistlichen konnte Nichts erwünschter kommen, als daß er Bender einmal traf. Er hatte ihm so Vieles zu sagen, daß er kaum wußte, wo er beginnen sollte. Dem Bender war's nicht recht geheuer, denn er wußte, der alte Pfarrer war, wenn er auch den Napoleon und die Franzosen nicht leiden konnte, doch des Maire's Freund und verkehrte viel mit ihm. Hätte er ahnen können, daß Vieles von dem, was der Maire so ganz arglos hingeworfen in der gestrigen Unterredung, mit dem Pfarrer verabredet war, er würde jetzt aus den Eisen geschlagen haben; aber darüber lag der Schleier des Geheimnisses, und nie hob ihn eine Hand.

Nach dem herzlichen gegenseitigen Gruße fragte der Pfarrer, wohin er wolle, und Bender sagte es offen. — Mit großer Freude nahm der Pfarrer dieses freimüthige Geständniß auf. Er sagte ihm, wie oft schon die gute Ammi ihm weinend geklagt, daß ihr Vater so unversöhnlich sei, nicht nach ihr frage und ihr kein Vaterherz zeige.

„Bedenkt," sagte er ernst," „daß der ungerechte Fluch auf Euer Haupt zurückfällt! Ammi hat Euch vor einem schweren Unrecht bewahrt; sie war in ihrem Rechte, nicht Ihr. Und nun verstoßt Ihr das gute Kind, das mit so treuer Liebe an Euch hängt und

sich in Gram und Heimweh verzehrt. Ihr kommt in die Stadt und besucht sie nicht. Bender, Bender! gedenkt Ihr nicht an des Herrn Gleichniß vom verlorenen Sohn? Und Ammi ist kein verlorenes Kind, und Ihr wollt doch nicht vergeben? — Ihr betet alle Tage: Vergib uns unsere Schuld, wie wir unseren Schuldigern vergeben — und Ihr thut nicht also?"

Bender traten die Thränen in die Augen. „Ach," sagte er, „ich bin ja auf dem Wege!"

„Nein," erwiederte der Pfarrer, „Ihr wollt noch einen Schleichweg gehen; Ihr wollt Euch nichts vergeben, sonst ginget Ihr selber. Die alte Goth soll gehen."

Da rief Bender: „Ihr habt Recht; jetzt seh' ich's ein, und bei Gottes Barmherzigkeit, ich gehe selber!"

„So ist's Recht," sagte der Pfarrer; „aber noch Eins, Bender. Wie steht's zwischen Euch und Bauermann? Da wird noch der alte Haß lodern? Bender, denkt an das Gebot, an das ich Euch erinnert: Vergebt, damit Euch vergeben werde! Und warum spreizt Ihr Euch so gegen die Verbindung mit dem Stoffel?"

„Ach, Herr Pfarrer," sagte Bender, dem es ganz weh um's Herz war, „Ihr wisset nicht, wie Ihr mich treffet. Ich hab' gestern erst klaren Wein eingeschenkt gekriegt. Ich geb' Euch die Hand drauf, so hart und zähe ich bin, ich hab' mich umgewandelt. Ihr sollt von mir hören, ich geb' Euch die Hand drauf."

Und er drückte die Hand des Geistlichen und ging, statt in's Dorf, rechtsab das Wiesenthal hinunter, welches ihn auf den Weg nach der Stadt leitete.

Wer Ammi lange nicht gesehen hatte, erschrack über das bleiche Aussehen des einst so blühenden Mädchens. Offenbar nagte der tiefste Kummer an ihrem Herzen, und dieser Kummer war kein anderer, als der über ihres Vaters zähes Beharren auf seinem Sinne. Die Familie, die sie mehr aus Liebe als aus Bedürfniß ihrer Dienste aufgenommen, suchte sie aufzurichten, aber es gelang

nicht. Halbe Nächte saß sie weinend in ihrem Bett. Da trat unerwartet ihr Vater zu ihr. Als sie ihn erblickte, sanken ihre Arme wie gelähmt herab. Sie wurde noch bleicher als gewöhnlich, und ein Zittern ergriff ihren ganzen Körper. Ihre Thränen brachen zugleich mächtig hervor, aber sie vermochte kein Wort zu sprechen.

Bender sah sie liebevoll an. „Ammi!" sagte er, „Dein Vater kommt, sein Kind wieder zu suchen."

Er selbst war bewegt, und sein Auge wurde feucht, als er das sagte. Da löste sich der Zauber, der ihre Brust beengte; einen Schrei stieß sie aus, der gellend durch das Haus drang, und dann lag sie an ihres Vaters Brust und weinte laut. Die Bewohner des Hauses eilten herzu, und als sie das Kind an des Vaters Brust sahen und wie die Beiden weinten, da sagte die alte Mutter zu den Ihrigen: „Lasset sie allein! Da feiert die vergebende und versöhnende Liebe ein Fest, dessen sich die Engel des Himmels freuen."

Und sie gingen und ließen sie allein, bis sie sich ausgeweint, bis das Wort das Herz erschloß und sie die Vergangenheit vergaßen in der siegenden Liebe des Augenblicks. — —

„Es geschehen Zeichen und Wunder," sagte am folgenden Tag ein Nachbar zu der Wittwe Weierich, die bei der Lene in traulichem Gespräche saß. „Habt Ihr's denn schon gehört, daß Bender's Ammi wieder mit ihrem Vater ausgesöhnt und hier ist seit gestern Abend?"

„Was sagt Ihr?" rief Lene und sprang auf.

„Wahrhaftig, so ist's!" sagte der Nachbar.

Nun hielt keine Macht das Mädchen mehr. Sie flog die Straße hinauf und lag bald am Herzen der treuesten Freundin.

Bender war früh weggegangen, ohne daß er gesagt hätte wohin. Er hatte nahe bei Bauermann's Mühle eine Wiese. Dorthin war er gegangen, um Bauermann vielleicht zu treffen. In das Haus

geradezu zu gehen, davon hielt ihn denn doch der noch nicht ganz niedergekämpfte Bauernstolz zurück. — Es war ein heißer Sommertag, der Himmel rein, ohne ein einziges Wölkchen. Obwohl es Vormittag war, so zitterte doch schon die Luft in der sengenden Gluth der Sonne. Die Pflanzen ließen matt ihre Blätter hängen und kein Lüftchen bewegte das Laub der Erlen, die am Mühlenteiche standen. An der Mühle ließ sich keine Seele sehen; nur die Räder klapperten emsig, vom starken Wasserstrahle getrieben.

Bender ging am Teiche hinab, wo es schattig war, und näherte sich der Pütz, die an die Mühle stieß und nach Landessitte mit einem sauber beschorenen und sorglich gepflegten Hage von Hainbuchen umfriedigt war. Dort standen des Müllers Bienenstöcke, gegen die Hainbuchenhecke sich anlehnend. Bender trat näher, um nach dem Fluge der Bienen und ihren vorliegenden Schwärmen zu sehen. Das hatte er früher um keinen Preis gethan. Er ging wohl auch auf seine Wiese, aber kein Blick streifte die Mühle; er that, als sähe er sie nicht. Heute aber war er so glücklich, Ammi hatte ihn so liebevoll gegrüßt, als er aus der Kammer trat; sie hatte sein Frühstück schon bereitet, und nie war die Suppe, die die Magd gekocht, so schmackhaft und so nach seinem Sinne gewesen. Er hatte Gott gedankt für die Wendung der Dinge, und es war ihm, als sei die vergangene Zeit ein wüster Traum gewesen. Da kam denn auch des alten Seelsorgers Wort wieder mit seinem ganzen Gewicht in sein Andenken zurück, und das Versprechen, das er ihm vor Gott gegeben.

Neben seinen Bienenstöcken saß der Müller Bauermann auf einem Schemel, den er sich dahin getragen, weil er heute gegen Mittag das Schwärmen eines Stockes mit Gewißheit erwarten konnte. Das Geräusch von Tritten hatte ihn aufmerksam gemacht. Er lugte durch die Lücken der Blätter, die ihn verdeckten, und gewahrte den Bender. Er erstaunte; Bender sah nach der Mühle; ja, es kam ihm vor, als suche sein Auge Jemanden, als verlange

er, Jemanden aus der Mühle zu treffen. Nach dem, was er bis jetzt an Bender erlebt, kam ihm das so sonderbar und räthselhaft vor, daß er sich kaum darein finden konnte. Sein Erstaunen wuchs, als Bender an den Hag näher herantrat und die Bienen betrachtete.

In diesem Augenblicke stürmten die Massen der Bienen zum Flugloche heraus. Summend schwärmten sie nach der Höhe.

„Der fliegt ab!" rief Bender. „Ist denn Niemand da?"

„Doch," sagte jetzt Bauermann, und stand auf, Bender'n grüßend. Der hatte sich schon zur Erde gebückt und eine Handvoll Erde gegriffen, welche er in den Schwarm warf.

„Hol' das Faß! geschwind!" sagte er zu Bauermann, „ich will Dir helfen!" Rasch sprang er um die Ecke, wo die Thüre war, und stand bald neben dem Müller. Ohne auf etwas Anderes einzugehen, sprach Bender eifrig von den Bienen und beobachtete dabei die Richtung, welche der Schwarm zu nehmen schien. „Dort am Bäumchen hängt er sich," sagte er, und wirklich bildete sich bald der dicke Klumpen, anzeigend, daß dort die Königin ihren Ruhepunkt gewählt habe. Der Schwarm wurde nun gefaßt und dann in's Gras gestellt, wo er sich bald beizog.

Jetzt fühlte Bender, daß er reden müsse von dem, was ihm im Herzen brannte.

„Bauermann," sagte er verlegen, „ich habe Dich viele Jahre lang im Verdachte gehabt, Du seiest mein Gegner und Feind. Gestern sind mir die Augen aufgegangen und ich hab's eingesehen, daß ich Dir groß Unrecht angethan. Sieh', darum komm' ich und reiche Dir die Hand und sage ehrlich: verzeih' mir's; der Hader soll begraben sein in's tiefste Meer!"

Bauermann hatte ihm bewegt zugehört. „Gottlob," sagte er, „und Gott lohn's dem, der's gethan, daß Du zur Einsicht kommst. Hier ist meine Hand! Niemand kann sie lieber reichen als ich, denn Hader ist Eiter in den Gebeinen, und Friede ernährt, Unfriede aber verzehrt."

Mit einem herzlichen Händedrucke war der Friede hergestellt und besiegelt. Noch lange saßen sie bei einander, bis der nahende Mittag zur Heimkehr rief. Als Bender schon wieder jenseits der Pütz war, rief er noch zurück: „Sende den Stoffel mit dem Wagen, ich muß heute noch Korn fassen."

„Es geschehen Zeichen und Wunder!" rief Bauermann, als er zu seiner Frau trat, bei der Stoffel stand. Keines begriff, was er meine; als er aber erzählte, was sich ereignet, hörten sie voll Verwunderung zu und die Mutter schlug die Hände zusammen; Stoffel aber ging in den Garten, weil es für sein Herz zu enge wurde in der Stube. Die Freude war so groß, nach so langer trostloser Aussicht; die Hoffnung schwellte sein Herz auf's Neue. Er konnte den Abend kaum erwarten, wo er Ammi wieder sehen sollte, und diesmal im elterlichen Hause, das er seit seinen Kinderjahren nicht mehr betreten hatte.

Ammi ahnte nichts, als ihr Vater mit dem Knechte ging Korn zu fassen und ihm sagte, er habe den Müller selbst bestellt. Abends stand sie in der Stube, als ein Müllerwagen daher rasselte, den die Glocken der Rosse verkündeten. Sie hätte fast laut aufgeschrieen, als sie Stoffel sah, der am Hause hielt und hereinsprang, nachdem er die Peitsche an's Kummet gesteckt. Hocherröthend blickte sie in ihres Vaters Angesicht. Dieser lächelte und sagte: „Geh', Ammi, und zeige dem Stoffel das Korn, das er laden soll."

Sie zauderte — das war zu außerordentlich, als daß sie hätte daran glauben sollen. „Nun," sagte Bender, „soll ich selbst die hohe Treppe hinauf steigen?" Da flog sie pochenden Herzens hinaus und vor Stoffel die Stiege hinan, daß er ihr kaum folgen konnte. Aber droben? Da sank die Glückliche an des Jünglings treue Brust und im Jubel erzählte sie ihm Alles, was sich seit gestern Wunderbares ereignet hatte. Doch wie erstaunte sie, als nun auch Stoffel ihr die neue Mähr von heute Morgen mittheilte. Ammi blickte dankend nach oben, Stoffel aber drückte sie an seine Brust

und rief: „Ammi, es tagt nach langer Nacht und die Hoffnung geht auf wie die Morgensonne!“ Und ihr in die Augen blickend, fragte er leise: „Sagst Du auch Nein, wenn Du mit mir am Altare stehst und Dich der Pfarrer fragt, ob Du mein Weib werden wolltest?“

Da riß sie sich aus seinen Armen, deutete auf die Säcke und rief: „Stoffel, trag' das Korn hinab! Hörst Du, es klingelt, die Mühle ist leer!“ Und im Nu war sie die Treppe hinab und verbarg das glühende Antlitz in ihrer Kammer.

Es war im Spätherbste des Jahres 1813, gegen Martinstag, und es war ein Wetter, daß man keinen Hund vor die Thüre hätte jagen mögen. Bäcker und Müller stritten draußen, wer von ihnen der größte Schelm sei, wie man auf dem Hunsrück sagt, wenn im Herbste Regen und Schnee unter einander fällt und der Wind die Wetterfahnen und die Flocken und Tropfen trillt. Man sucht dann eifriger den warmen Ofen und schmiegt sich fröstelnd daran, die bedauernd, die draußen sein müssen.

In einer hellerleuchteten Stube saß ein blühendes junges Weib neben dem alten, viereckigen Ofen, auf dessen Platten biblische Geschichtsdarstellungen zu sehen waren. Sie spann den silberglänzenden Flachs und zog feine Fäden, während sie dann und wann einen liebevollen Blick auf die Wiege warf, in der ein Kind sanft schlummerte, leise geschaukelt von einem alten Manne, der auch kaum vom Kinde wegsah, dessen Züge der schönen Mutter Abbild waren. Dann aber flog ihr Blick mit demselben Ausdrucke zur andern Seite des Tisches, wo ein junger Mann saß, der seine Pfeife rauchte und das glückliche Gesicht der Mutter mit unsäglichem Wohlgefallen betrachtete.

Das Gespräch stockte eben, da klopfte es an den Laden, erst leise, dann stärker. Die junge Frau erschrack.

„Herr Syndik!“ rief eine bekannte Stimme, und der junge Mann ging zum Fenster und öffnete.

„Was gibt's?" fragte er.

„Lieber Gott, es sind wieder zehn Deserteurs da, die um Gotteswillen bitten, wir sollen ihnen Brod geben. Es sind Deutsche." Es war ein Mann von der Sicherheitswache, die man überall in den Dörfern errichtet hatte, weil die Wälder von Deserteurs der zerrütteten Armee wimmelten.

„Sollen wir sie arretiren?" fragte der Mann, setzte aber schnell hinzu: „Wir müßten dann aber Hülfe holen!"

„Stoffel!" bat das junge Weib, „es sind ja auch treuer, trauernder Mütter Söhne! Thu' es nicht!"

Der Syndik blickte nach ihr hin und man sah, wie schwer es ihm wurde, seiner Pflicht zu genügen.

„Ich muß," sagte er. „Meine Pflicht fordert es."

Ammi blickte trauernd in das Licht und seufzte tief. Stoffel griff nach seiner Mütze.

„Willst Du?" fragte sie zitternd vor Mitleid, Angst und Sorge.

„Weib," sagte er bittend, „mache mir meine Pflicht nicht schwerer, als sie ist!"

„Vater," bat sie, „geht doch mit ihm, daß ihm kein Unglück widerfährt."

Der alte Bender stand rasch auf, um nach seiner Mütze zu greifen; aber in dem Augenblicke kam ein zweiter Bote, der sagte, sie seien fort. Die Leute hatten ihnen Brod gegeben.

„Dann kann ich zu Hause bleiben," sagte Stoffel Bauermann, der junge Syndik, schloß den Laden und setzte sich wieder. Langsam kehrten Ammi's rothe Wangen wieder.

„Es ist doch entsetzlich," sagte sie, „was die armen Jungen ausstehen müssen!"

„Und wie muß es um die Armee stehen!" meinte Vater Bender. „Seit der grausamen Schlacht von Hanau laufen halbe Regimenter fort, der Heimath zu. Haben sie aber Unrecht? Ihr Kaiser lügt die Welt an in einem Bülletin, das man in alle

Welt schickt, und sagt, er habe gesiegt, und läßt seine Leute im Stich und macht sich aus dem Staube nach Paris! Und Euch, den Syndiken, gibt man Befehl, die armen Teufel zu arretiren, die nicht wissen, wer Koch oder Kellner ist. — Nein, käm' einer oder zehn an unsere Thür, ich gäb' ihnen all' unser Brod. Gelt, Ammi?"

„Freilich," sagte die junge Frau und blinzte schalkhaft nach ihrem Manne. „Sie kämen dann ja zum Bender und nicht zum Syndik Bauermann, zu Bender's Ammi und nicht zur Frau des Syndik."

„Schöne Wirthschaft!" sagte der Syndik halb ernst, halb lachend. „Ich glaube, Ihr habt's schon so gemacht."

Da ließ das junge Weib den Faden einlaufen, klatschte leise in die Hände und sagte: „Gelt, Vater, der Stoffel könnte Rathsherr werden!"

Der Alte lachte und sagte: „Du hast's ja nicht gesehen, als es gestern Abend geschah!"

„Ach," rief Ammi, „wenn doch der Hannjost käme!"

„Ei," erwiederte Stoffel, „da sieht man doch, daß es ihr mit ihrem Nein nicht so ernst war! Vielleicht sagte sie jetzt gerne Ja!"

„Du böser Mann!" zürnte das junge Weib. „Aber nein," fuhr sie fort, „laßt uns im Ernste davon reden. Nun ist's weit über ein Jahr, was sag' ich, schier zwei, daß kein Zeichen des Lebens mehr von ihm gekommen ist."

„Ich weiß nicht," sagte Stoffel, „mir ist's, als müsse er kommen. Der Andres Pfaff aus der Stadt, der als Invalide heimgekommen ist, hat ihn noch vor der Leipziger Schlacht gesprochen, wie er mir selber gesagt hat. Hat ihn Gott so lange erhalten, so bin ich des Glaubens, daß er kommt."

Und noch lange besprachen sie diese ihnen Allen wichtige Angelegenheiten.

Und gerade in dieser Nacht war es, daß nach ein Uhr an Weierich's Hause leise geklopft wurde. Der Knecht hörte es und

dachte, es seien wieder hungernde Deserteurs, welche damals in Schaaren die Wälder des Hunsrücks durchwanderten. Meist waren es Belgier und Holländer, oder Niederländer aus dem Bergischen oder der Gegend von Aachen und Cleve, die sich ihrer Heimath näherten. Strenge Befehle wurden gegeben, sie zu arretiren, aber kein Mensch that es, vielmehr leistete ihnen überall das Volk Hülfe und Beistand, so viel es konnte.

Der Knecht stand auf, um nachzusehen, und da fiel es ihm auf, daß der alte Spitz nicht bellte, sondern mit allen Zeichen der Freude wedelnd an der Thüre herum lief. Er öffnete das Fenster. —

„Jakob," sprach eine Stimme, die ihm bekannt schien, „mach' auf, ich bin's, der Hannjost, des Syndiks Sohn; aber sei still, daß es Niemand merkt."

Der alte Knecht öffnete, und zerlumpt, naß und fast baarfuß hinkte Hannjost herein. Die Uniform hing ihm in Fetzen am Leibe und den Arm trug er in einer Binde.

„Wie geht's meinen Eltern? was macht Lene?" fragte er.

„Eure Mutter ist wohlauf und auch Lene — aber Euer Vater ruht schon lange im Grabe."

Da sank der Arme auf die Bank und weinte laut.

Die Mutter hörte die Unruhe unten. Sie stand auf, machte Licht und kam herab. — Wie erschrack sie, als sie den Fremden sah! aber welche Seligkeit durchströmte das Mutterherz, als es der geliebte Sohn war! Schnell wurden Kleider geholt, Kaffe gekocht, und erst jetzt sah sie seinen Arm. Er war verwundet worden bei Hanau und noch war der Stich einer Lanze nicht ordentlich verbunden. Die Wunde sah übel aus. Was die pflegende Liebe konnte, geschah, aber noch vor Tag holte der Knecht den Chirurgus aus der Stadt, der ein verschwiegener Mann war.

Morgens kam, wie sie pflegte, Lene. Am strahlenden Antlitz

der Mutter sah sie, daß etwas Erfreuliches vorgefallen war. Sie sah sie forschend an.

„Komm," sagte Jene und führte sie hinauf. Der Chirurgus hatte eben den Arm untersucht und verbunden. Lene warf sich weinend über den Geliebten.

„Kannst Du dem Reuigen vergeben?" fragte er sie. „Ich habe schwer gebüßt!" setzte er hinzu. —

Sie barg ihr Angesicht an seiner Brust und ihr Mund brauchte nicht zu antworten.

Morgens kam Lene, strahlend vor Freude, zu Ammi, die allein bei ihrem Kinde saß. Diese sah die Freundin einen Augenblick forschend an, dann rief sie! „Er ist da! gelt, er ist da?" Und Lene nickte mit seligem Antlitz.

„Aber schweig, um Gotteswillen!" sagte sie. „Wir halten ihn verborgen. Denk' Dir, er ist verwundet!"

Zwei Monate kaum war er verborgen, da kamen die Deutschen unter Blücher's Führung und die Rheinlande waren frei. Des genesenen Hannjosts erster Gang war zu Stoffel und Ammi.

„Meinst Du, ich hätte es nicht gewußt?" fragte Stoffel seine triumphirende Frau. „Da hätt' ich ja doch blind sein müssen. Dir les' ich jeden Gedanken auf der Stirn!"

Bald vereinte der Pfarrer das glückliche Paar, und Lene sagte nicht Nein.

Quintin.

Eine Erzählung.

1.

In die Werkstätte des Waffenschmieds Messjis zu Mastricht trat am Morgen des Tages Sanct Katharinä ein reich gekleideter Cavalier, mit dem Comthurkreuze des Johanniterordens geschmückt. Ein freundliches Lächeln flog über den tiefen Ernst und die Hoheit des männlich schönen Gesichts, als er den Meister grüßte, der im Feierkleide dastand und die blinkenden Waffen mit wohlgefälligen Blicken musterte. Der Meister zog schnell die Sammtkappe vom grauen Schädel und verbeugte sich demüthig vor dem hohen Fremdlinge.

„Man hat mir Eure Waffen sehr gerühmt, Meister!" sprach jetzt, einen prüfenden Blick umherwerfend, der Cavalier, „und ich bin selbst hierher gegangen, um mich davon zu überzeugen und — so es also ist, vielleicht ein Kunde von Euch zu werden."

„Wollet Euch selbst überzeugen, edler Herr!" erwiederte Messjis; „denn Euer Kennerblick wird bald auch ohne meine Lobpreisung finden, ob meine Arbeit des Ruhmes werth ist, den man ihr zollt."

„Recht so," sprach der Comthur, „das Werk muß den Meister loben und nicht der Meister das Werk!" —

Er ging an den Wänden umher, blieb bald hier bald da stehen und wandte sich dann schnell zum Meister mit den Worten: „Schade, daß ich an Euren wohlgearbeiteten Degen das vermisse, was man an den Damascenerklingen mit Recht rühmt — — —"

„Mit Gunst, edler Herr!“ sprach einfallend ein Jüngling, der eben erst hereingetreten war, und nun im Schmucke männlicher Schönheit, mit einem offenen, treuherzigen Blick aus den großen blauen Augen, sich neigend vor dem Comthure stand, „ich will Euch einen Degen zeigen, dessen Klinge gewiß einer Damascenerklinge an Härte, Schärfe und Schönheit nichts nachgibt.“

Des Comthurs Blicke maßen den Jüngling, der an riesiger Größe und wohlgestaltetem Körper weit ihn selbst übertraf; und seine Stirne legte sich in Falten.

„Dein keckes Versprechen, wenn's nicht aus Jugendeitelkeit herrührt, die Dir übel anstünde,“ erwiederte der Comthur, „fordert mich auf, Dich beim Worte zu halten.“

„Es sei!“ rief jener lächelnd und entfernte sich mit einer anständigen Verbeugung.

„Der junge Mensch hat viel Selbstvertrauen,“ hob der Comthur an, sich zu Messjis wendend; „ich mag es wohl leiden, wenn's nur nicht in Uebermuth ausartet, dem es so nahe steht.“

„Verzeiht ihm, edler Herr!“ bat Messjis, „er ist nicht stolz, und ich bin der Meinung, daß er Euch Wort halten wird, denn der Junge steht in seiner Kunst, ich muß das selbst bekennen, weit über seinem Vater.“

„Das macht ihm keine Unehre, so wenig als dies Bekenntniß dem Vater selbst, der Ihr wohl seid, wenn ich meinen Augen trauen kann?“ versetzte der Comthur.

„Ja!“ sprach der Meister. „Nur will es mir nicht gefallen, daß Quintin so eigentlich keine Freude am Handwerke hat; und doch zeichnet er so schönes Blattwerk und so wunderliche und doch schöne Gestalten zur Verzierung der Waffen, daß wohl sicherlich dereinst aus ihm ein Waffenschmied werden wird, wie ihn die alte Stadt Augsburg und das weit berühmte Städtlein Solingen nicht wohl wird aufweisen können.“

Indem trat Quintin mit freundlicher Miene herein, in seiner

Hand einen langen Degen tragend, dessen schön gearbeitete Scheide und zierlicher Griff dem Comthur in die Augen leuchteten. Rasch flog die lange bis in die Spitze hinaus blaue Klinge heraus und mit zierlichem Anstande reichte sie Quintin dem Comthur.

Dieser prüfte sie wohl. Der Stahl bog sich zum Ringe. „Erlaubt einen Augenblick," sprach Quintin, den Degen fassend, und führte einen kräftigen Streich auf eine Stahlstange, die in der Ecke stand. „Wollt Euch überzeugen von der Güte der Klinge," versetzte er, die Stahlstange aufhebend, als sei es ein Strohhalm, und sie dem Comthur hinhaltend. Eine tiefe Scharte war in der Stange und die Klinge unverletzt.

Mit Wohlgefallen hob der Comthur die Klinge auf und las die mit Silber eingelegten Worte: Deo Gloria, mihi Victoria! „Ist dieses Schwert Deine Arbeit?" wendete er sich fragend zu Quintin. Dieser neigte sich erröthend.

„Nun," fuhr der Comthur fort, „dann hast Du redlich Dein Wort gehalten, und zum Beweise, daß es meine Ueberzeugung ist, will ich es Dir abkaufen."

Obgleich Quintin ungern das Schwert hingab, so ließ doch der Comthur nicht nach, bis er's ihm überließ.

„Was wolltest Du auch damit beginnen," fragte er, „da Du doch Deine Kunst übst und nicht den Waffendienst?" —

Quintin zuckte die Achseln. „Je nun," versetzte er, „es könnten Zeiten kommen, wo auch der Bürger ein Schwert braucht, und dann hätte ich gerne diese Klinge geführt."

Der Comthur klopfte ihm auf die Schulter. „Dein Sinn gefällt mir; aber Gott und die heilige Jungfrau mögen unser armes Holland vor solchen Zeiten des Bürgerkrieges bewahren und schützen ewiglich!"

„Amen!" sprach der Vater.

„Du kannst einst ein guter Meister werden," hob der Comthur

wieder an, denn Du hast viel voraus vor anderen Deines Gewerbes und Deine sechszehn Jahre lassen Dir eine schöne Bahn offen."

„Ich bin schon Siebenzehn alt," fiel Quintin ein.

„Aber," fuhr der Comthur fort, als habe er Quintins Rede nicht gehört, „eins thut Dir Noth. Du mußt die Welt sehen und anderer Meister Kunst. Drum wandere, und einst wirst Du dann als Meister heimkehren und Deines alten Vaters letzte Stunden werden dann durch des Sohnes Kunst und Fleiß wahre Feierstunden des Lebens und der Arbeit sein."

„Das war längst meines Herzens Wunsch!" seufzte Quintin, den Vater bittend ansehend.

„Nun denn," fuhr der Comthur fort, „so will ich Dir einen Meister nennen, dessen Kunst weit berühmt ist. So gehe nach Antwerpen zu Meister Jan, dem Waffenschmied, und Du wirst finden, wie ich Dir sage."

Mit diesen Worten entfernte sich, wohlwollend dem Jüngling die Hand reichend, und den Vater, der in tiefen Gedanken dastand, grüßend, der Comthur.

„Hebe dich weg von mir, du Versucher!" sprach der Vater murmelnd vor sich hin, „du willst dem morschen Gebäude auch die letzte Stütze rauben, daß es in Trümmer falle!"

Zwei Monate später läuteten die Glocken der Sanct Andreaskirche dumpf und schaurig und ein langer, schwarzer Leichenzug bewegte sich die Straße herauf, den Ort des Friedens und der Ruhe zu suchen für den müden Schläfer, den sie trugen. Es war Quintins Vater.

Des Alters Entkräftung und der Kummer durch unglückliche Speculationen und Betrügereien, an die der Biedere nicht geglaubt und darum Jedem auf seine glatte Zunge getraut hatte, brachen seine Kräfte und sein Herz. Quintin war nun eine Waise, ohne Stütze. Als Fremdling war sein Vater eingewandert, arm und hülflos, nur auf seinen Muth, seine Selbstbeherrschung, seine Kunst

vertrauend — so stand Quintin wieder da; denn die unbarmherzigen Gläubiger seines Vaters nahmen ihm Alles, bis auf das Wamms, das er trug. In dem Hause, das nicht mehr sein war, stand der Jüngling am Tage der Bestattung seines Vaters und der gewaltige Schmerz wollte ihm die Brust sprengen und den Athem nehmen, nach dem er mit Anstrengung kämpfte. Aber keine erleichternde Thräne rieselte über seine Wange. Der ungeheure Schmerz hatte seine Augen ausgetrocknet.

„Ach," rief er, „meines Bleibens ist nicht mehr hier, in diesen Mauern, in denen ich die glücklichsten Stunden meines armen Lebens harmlos dahinlebte! Der letzte Trost, da zu bleiben, wo die süßen Schauer der Erinnerung meine Seele umwehen, ist mir geraubt. Was beginnen? wohin mich wenden?"

Hast du nicht deine Kunst und deines Vaters Segen? sprach er leise in seinem Innern. Willst du in kindischem Kleinmuth verzagen, weil man dir Alles nahm, — dich hast du noch, dich selbst hast du noch nicht verloren. —

Das richtete ihn empor unter der Last seines Schicksals.

Er band das einzige Hemd, was ihm noch geblieben, in sein Tuch, griff mit brechendem Herzen nach dem Wanderstabe seines Vaters, und trat aus der Stube. Da überwältigte ihn der Schmerz. Er lehnte sich an die Wand und Thränen rollten über seine Wangen.

In diesem Moment trat der Jude Heyum in das leere Haus und grinzte mit giftigem Hohne den weinenden Jüngling an. Ihm war das Haus.

„Nu?" as Ihr noch do seid?" fragte er. „As Ihr mit de Thränercher nit auslöscht des Oblikaziönche, wos ich heb schwarz uf weiß! So Ihr nit geht schnell, so muß ich gebrauche mei Hausrecht!"

Armer Jüngling! wie mußte des teuflischen Juden Hohn deine weiche Seele zerreißen!

Ohne den Juden einer Antwort und eines Blickes zu würdigen, ermannte sich Quintin, hauchte in das Tuch, drückte es schnell auf die Augen und trat ungewissen Schrittes aus dem Hause. Und ohne daß Jemand sich um ihn kümmerte, wankte er zum Thore hinaus, in sich hineinklagend: Das ist der Fluch der Armuth, daß sie Niemand kennen will, und selbst der Hohn des Unmenschen sie ungestraft treffen darf!

2.

Im Westen sank eben die Sonne hinab und säumte gluthig den Horizont. Goldene Abendwölkchen zogen am Himmel hin und ein lauer Wind wehte eine angenehme Kühle. Antwerpens Thürme standen vergoldet im Aether. Weiße Segel schaukelten auf den schimmernden, von der Abendsonne vergoldeten Wogen der Schelde, und majestätisch lagen im Hafen die Kolosse, die dem Handel der Stadt die Reichthümer ferner Gegenden zuführten, mit flatternden Wimpeln geschmückt von den Farben aller Nationen. Zwischen den Kauffahrern prunkten die gewaltigen Kriegsschiffe. Von einzelnen Thürmen der Stadt erklang melodisch die Vesper, während längs des Hafens und auf den Lustgängen der Stadt Antwerpens Bewohner sich ergingen. Die staubige Heerstraße daher schritt Quintin schweren Herzens. Da lag Antwerpen vor ihm und das Ergreifende des Anblicks verfehlte seine Wirkung nicht auf das Herz des Jünglings. Er setzte sich seufzend auf den Rasen neben dem Wege und versank in stilles Nachdenken. Bald war Alles um ihn vergessen und seine Seele war im Reiche der Vergangenheit. Die Bilder seines frühern Lebens, seiner Jugend, seines Glücks gingen still und ernst an ihm vorüber. Es war ihm, als säße er noch neben dem geliebten Vater am runden Dieltisch und ließe sich erzählen aus der alten guten Zeit und bespräche die Händel der ernsten Jetztzeit und des Statthalters Grausamkeit. Ein unaussprechlich süßes Gefühl ergriff ihn und eine Sehnsucht nach

der Heimath, deren Ferne ihn ein Blick auf seine Umgebung lehrte, und nach dem heimischen Stillleben, die nur das gefühlvolle Herz empfinden kann, und die unsere Sprache so bedeutungsvoll „Heimweh" nennt.

Unwillkürlich hatte er seine Hände gefaltet vor der Brust und die Thränen, des Gemüthes leise Verräther, rollten ihm über die kummerbleiche Wange.

Er hatte es nicht bemerkt, daß ein Reiter die Straße daher kam, der, abgestiegen, jetzt zu ihm trat und ihn mit kräftiger, aber wohlwollender Stimme anredete: „Warum weinst Du, mein Sohn?"

Quintin fuhr zusammen und empor, denn eine bekannte Stimme hatte sein Ohr getroffen. Er wischte rasch die letzte Thräne weg und starrte den Fragenden an.

Es war der Comthur, der im langen schwarzen Mantel mit dem weißen Kreuze gehüllt vor ihm stand und noch einmal weicher und milder die Frage wiederholte: „Warum weinst Du, mein Sohn?" —

„Ach!" — stotterte Quintin, „ich habe ja nicht geweint, edler Herr!"

„Mein Sohn!" versetzte der Comthur, sanft verweisend, „es gibt Thränen, deren sich auch der Mann nicht zu schämen braucht, und das Leben hat ernste, schwere Stunden, wo nur die Wahrheit allein gelten darf. In solch einer Stunde, wenn mich nicht Alles trügt, habe ich Dich gefunden und Du hast mir eine Unwahrheit gesagt. Zwar habe ich als Fremdling keine Anspüche an Deine Geheimnisse und Dein Vertrauen, und ich wünsche Dir nur, daß Deine bleichen Wangen und Deine rollenden Thränen nicht Deine eigenen Ankläger sein mögen!"

Er wendete sich ab und wollte gehen.

„Um Gott, edler Herr!" rief Quintin erröthend vor dem Verweise des Comthurs, seine Hand fassend: „Verdammet nicht ungehört!"

„Nun, so sprich!" sprach Jener. „Kann ich Dir helfen, so soll es geschehen."

Mit rührender Trauer erzählte Quintin des Vaters Tod, sein Schicksal, seine Absicht in Antwerpen, eingedenk des Rathes, den der Comthur ihm einst gegeben, sein Brod zu verdienen. —

„Armer Junge!" entgegnete der Comthur, „Du hast frühe des Schicksals Eisenhand empfunden! Doch Du bist Mann genug, Herr Deines Schmerzes zu werden. Glaube mir, Jüngling," setzte er hinzu, und seine Stirn legte sich in tiefe Falten, „glaube mir, es gibt härtere Kämpfe zu bestehen im Leben und schwerere Siege zu erringen, als diese. Gebe Gott, daß Du diese und jene, wenn sie dermaleinst über Dein Herz kommen sollten, muthig und vorwurflos bestehest!" —

Es entstand eine lange Pause; dann fuhr, wie aus einem Traum erwachend, der Comthur fort: „Dein guter Engel führte Dich nach Antwerpen. Suche Dir Unterkunft bei Meister Jan, dem Waffenschmiede. Sei brav, sei treu und fromm, und Du sollst einen treuen Freund in mir haben. Nimm dies Wenige, was ich bei mir trage, um Dir die ersten Bedürfnisse, die Du hast, eine bessere Kleidung, zu verschaffen."

Quintin wollte der Gabe widerstreben — aber der Comthur drückte sie ihm in die Hand, schwang sich auf sein Roß und verschwand im Nebel der Nacht, die schnell hereinzubrechen begann.

Der zweite Tag brach an, seit Quintin diese Unterredung mit dem Comthur gehabt. Wohlgekleidet schritt Quintin durch die Straßen der Stadt, seine Augen immer auf den Sanct Annenthurm richtend, der sich mit seinen gothischen Verzierungen kühn in die Lüfte erhob, in dessen Nähe Meister Jan's stattliches Haus stand. Durch die hellen Fenster sah man den regen Fleiß der kunstreichen Hände am blinkenden Stahle.

Schüchtern trat Quintin in das Haus.

„Wen sucht Ihr?" fragte ein Greis mit einem ernsten Gesichte, den Jüngling mit wohlgefälligen Blicken messend.

„Den kunstreichen Meister Jan," erwiederte bescheidentlich Quintin, „um ihm meine geringen Dienste anzubieten."

„Ihr seid vielleicht der junge Waffenschmied aus Mastricht?" fragte der Meister.

„Ja," sprach Quintin, „aber ich erstaune, daß Ihr mich kennt!"

„Und wenn ich auch nicht ein gutes Probestück Eurer Tüchtigkeit gesehen hätte," entgegnete freundlicher der Greis, „so seid Ihr mir doch dringend empfohlen. Ihr habt gute und hohe Gönner in unserm guten Antwerpen, tretet darum herein und seid willkommen!"

Er führte den Erstaunten in die Wohnstube. —

„Erlaubt mir die erste Frage an Euch, Meister!" nahm Quintin hier das Wort. „Wer hat mich Euch empfohlen, wer konnte des Fremdlings Freund sein in Antwerpen?"

„Sollte Euch denn der Mann so ganz unbekannt sein, der sich so warm Eurer annimmt?" forschte der Meister. „Es ist der edle Graf Hoorne."

„Wahrhaftig!" ich kenne den Menschen nicht, betheuerte Quintin.

„Ist das Wahrheit, so müßte ich mich in Euch geirrt haben," sprach ernst der Meister. „Ihr kennt wirklich den Comthur nicht?"

„Ist's der Maltheser?!" rief froh Quintin, „dann, ja dann kenne ich den edlen Mann; aber ich wußte nicht, daß es der angesehene Graf Hoorne sei."

Bei diesen Worten ging die Thür auf und eine Jungfrau trat herein im einfachen schwarzen Trauergewande, das sie um die verlorene Mutter trug. Es war Clara, des Meisters einziges Kind, ein schönes blühendes Mädchen mit einem sanften blauen Augenpaare. Sittig grüßte die Jungfrau, und des Jünglings anständige Verbeugung vor ihr jagte eine höhere Gluth auf ihre Wangen.

Quintin war erstaunt über den Empfang bei Vater und Kind So hatte nie der alte Messjis einen Gesellen empfangen und

behandelt, und er war doch ein frommer Mann, der immer zu sagen pflegte: Wie Du willst, daß Dir die Leute thun sollen, also thue Du gleich auch ihnen.

Clara mußte sich nun zu ihnen setzen, und ihnen eine Flasche kredenzen, die der Alte zu bringen befahl. So wurde der Bund gegenseitigen Wohlwollens geschlossen, und Quintin sprach am Abend froh zu sich: O, der Eltern Segen bringt Glück und Heil auf allen Wegen!

3.

In Meister Jan's Hause ging Alles den strengen Gang der Ordnung und ein Tag glich dem andern auf's Genaueste. Nur eine Aenderung im Haus und in seiner Tagesordnung war eingetreten, seit Quintins Anwesenheit nämlich; er, der doch bloßer Geselle war, genoß einer besonderen Auszeichnung. Er aß an des Meisters Tisch, schlief in des Meisters Haus und durfte an Sonn- und Festtagen seine Meisterstochter begleiten zur Kirche, und am Nachmittag in Begleitung des Vaters wohl auch auf einen Lustgang oder zum Tanz.

Auch saß Meister Jan seitdem manchen Mittag eine Stunde länger am runden eichenen Dieltische; denn er mochte gerne horchen auf Quintins wohlgesetzte Reden und sein reifes Urtheil. Auch wußte Quintin wohl zu erzählen die wundersamen Begebenheiten früherer Tage. — Wenn dann in der gemüthlichen Stunde sein Mund dem Alten so Manches kund that, was er noch nicht wußte, dann hingen seine Blicke an des Jünglings Mund und Clara vergaß oft die leeren Schüsseln abzutragen vom Tisch, und der alte Meister gefiel sich so wohl in seinem Verhältnisse, daß er manchmal seine Blicke von Quintin auf Clara gleiten ließ und im Stillen den Wunsch hegte, einst Quintin als Gatten seiner sanften Clara zuführen zu können. Zudem kam noch, daß, seit Quintin

hier war, seine Werkstätte häufiger besucht und sein Erlös um Vieles erhöht war. Er konnte sich es nimmer verhehlen, daß Quintins Kunst ihm diesen Segen gebracht, denn mit kunstreicher Hand zeichnete Quintin zierliches Laubwerk und Figuren zur Verzierung der Waffen, und mancher Kunstverständige bewunderte das Leichte und Anmuthige der Zeichnung.

So war es, als eines Tages Quintin, der im Auftrage Meister Jan's auf einem Kauffahrer gewesen war, der aus England Stahl für den Meister gebracht hatte, in eine der engsten Gassen Antwerpens einbog, um einen weiten Umweg abzuschneiden. Vor ihm her schwebte die Gestalt einer Jungfrau, schlank und hoch aufgeschossen, nicht kostbar, aber doch sehr anständig gekleidet. Es fing schon an zu dunkeln, und das Mädchen eilte so sehr, daß er sie bald aus dem Gesichte verlor. Da hörte er plötzlich den Hülferuf einer weiblichen Stimme weiter hinauf in der Straße.

Sollte wohl der Jungfrau etwas begegnet sein? fragte er sich selbst, und mit aller Anstrengung eilte er der Gegend zu, woher der Hülferuf immer matter erscholl.

„Kneble der Bestie die Hände!" rief jetzt vor ihm eine furchtbare Stimme in gedämpftem Tone.

„Halt!" schrie Quintin, „Ihr Unmenschen, was beginnt Ihr?"

„Rette, rette!" wimmerte das Mädchen. Aber ein furchtbarer Streich traf jetzt Quintins Haupt daß er taumelte.

Schnell ermannte er sich, riß mit wüthender Gewalt den nieder zur Erde, der ihm den Streich gegeben, und entwand ihm seinen Stock und versetzte in demselben Moment dem Andern einen entsetzlichen Schlag auf den Arm, daß er brüllend das Mädchen fahren ließ und zur nächsten Wand fluchend taumelte. Jetzt wollte Quintin die Ohnmächtige ergreifen, da stieß ihm der Erste, den er niedergerissen hatte, sein langes Matrosenmesser in die linke Schulter und floh, aber aus der Gasse herauf hatte der Lärm die Diener der Gerechtigkeit herbeigerufen, und sie nahmen die beiden

Matrosen gefangen. Man brachte Lichter, und nun erst sah Quintin, welch ein Engelsbild in seinen Armen lag.

Sie schlug die Augen auf, die wild umherrollten, und fragte zitternd: „Wo bin ich?"

„Gerettet seid Ihr, holde Jungfrau, aus den Händen der wüthenden Unmenschen," sprach Quintin, den Schmerz seiner Wunde verbeißend, deren Blut ihm warm in der Seite herabquoll. „Befehlet nun, wohin ich Euch bringen soll!"

Mißtrauisch sah sie ihn an. „Ach, Ihr betrüget mich nicht?" versetzte sie.

„Trauet ihm, Jungfrau, er blutet ja für Euch!" sprachen die Umstehenden.

„Blutet?" fragte das Mädchen ängstlich.

„Laßt's gut sein," versetzte Quintin, „das Messer streifte nur meinen Arm, und gebietet, wohin ich Euch geleiten soll!"

Sie bezeichnete ihm die Gegend, und er führte sie dahin.

Immer dunkler war es geworden und nur langsam konnten sie gehen, die Jungfrau war erschöpft und auch Quintin fühlte den immerwährenden Blutverlust.

„Gottlob," sprach endlich die Jungfrau, „wir sind am Ziel!"

Indem trat in die Thür eines Hauses ein bejahrter Mann und fragte laut: „Wo mag Maria so lange bleiben?"

„Hier bin ich, mein Vater, und mein edler Retter mit mir!" rief das Mädchen.

„Was ist Dir begegnet meine Tochter, Du siehst so bleich?"

„Kommt hinauf, Vater, daß ich es Euch erzähle."

Quintin wollte sich entfernen, aber in diesem Augenblick wurde es ihm dunkel vor den Augen, seine Kniee brachen und er sank.

Der Mann fing ihn auf.

„Um Gott! was fehlt dem Jüngling?" fragte er erschrocken.

Da erst, als das Licht auf ihn fiel, sahen sie die blutige Gestalt und das bleiche Todtengesicht,

„Großer Gott," schrie Maria, „er stirbt!"

Als Quintin erwachte, lag er auf einem Bett und um ihn beschäftigt war der Vater Maria's. Diese aber stand neben ihm und hielt ihm wohlriechende Specereien an die Nase und wusch ihm die Schläfe. Seine Wunde schmerzte ihn sehr. Er richtete sich auf und sagte leise zu Beiden: „Verzeiht, daß ich Euch den Schrecken verursacht, es war nur die Schwäche, die eine Folge des Blutverlustes war."

„Nicht also, junger Mensch," sprach der Vater, seine Hand ergreifend, „empfangt meinen tausendfachen Dank! Ihr habt mir mehr gegeben, als Könige und Fürsten mir geben könnten, Ihr habt meines Kindes Leben, und was mehr ist, seine Ehre gerettet, dafür bleibe ich ewig Euer Schuldner!"

„Wollet mir kein Verdienst anrechnen, das ich nicht habe," versetzte Quintin. „Es war ja Zufall, daß ich die Straße kam, und was ich that, würde jeder Andere wohl sicherlich auch gethan haben."

„O, raubt mir nicht die Möglichkeit, Euch ewig verpflichtet zu sein!" rief Maria. „Euch sandte der Himmel als einen rettenden Engel in meiner Noth."

Sie ergriff seine Hand und drückte sie an ihre hochschlagende Brust.

Quintin wollte sie ihr leise entziehen.

„Nein, nein!" rief das Mädchen, „Ihr sollt mir die Hand nicht entziehen, die mich rettete; Ihr dürft meinen Dank nicht zurückweisen!"

„Bescheidenheit erhöht das Verdienst!" sprach gerührt der Vater. „Doch, wer seid Ihr? Diese Frage beantwortet mir vor Allem!"

Quintin stand auf. Seine Wunde war verbunden. Er mußte den Arm halten. Schnell sprang Maria hinzu und hielt ihn, bis

er sich gesetzt hatte, dann riß sie das Tuch von ihrem Busen und schlang es um den Arm und um seinen Hals; dann flog sie hoch erröthend hinaus und kam bis an's Kinn verhüllt wieder, blieb aber im Schatten stehen, daß nicht Quintin ihre Schamröthe sähe.

Dem Jüngling war wunderbar zu Muthe. So hatte sich noch kein weibliches Wesen an ihn geschmiegt, wie es Maria gethan, so hatte ihn noch kein weibliches Wesen liebevoll behandelt — und Maria war so schön, so schön! —

Der Vater mußte noch einmal die Frage nach seinem Namen wiederholen, dann erst erzählte Quintin. Maria's Augen ruhten auf ihm, als wolle sie das schöne Bild tief in ihre Seele prägen, daß es nie ihr entschwinde.

Als Quintin geendet, wollte er sich entfernen. Maria erblaßte.

„Ach," rief sie schmerzlich aus, „soll auch Euch ein Unfall treffen in der dunklen Nacht? Bleibet bei uns bis zum Morgen; erfüllet die erste Bitte Eurer Geretteten!"

Auch der Vater bat.

Mit tausend Banden fühlte sich Quintin gefesselt. Aber welche Angst wird der gute Meister tragen und die gute Clara, dachte er und ließ sich nicht halten. Aber auch der Vater ließ sich nicht zurückhalten, ihn bis heim zu begleiten.

Mit einer Thräne im Auge trat Maria zu ihm.

„Ihr könnt nicht bleiben, ich fühle das, obgleich wir heiligere Rechte an Euch haben. So nehmet noch einmal das schwache Lallen meines Dankes, den keine Worte aussprechen! Und das versaget mir nicht: Lasset mir die Freude Eures baldigen Wiedersehens!" —

Quintin versprach's, und schied mit einem Blick, in dem seine ganze Seele lag.

4.

Der Morgen graute kaum, da klopfte es leise an Quintins Kammer, und als er herein gerufen den Klopfenden, trat Clara mit besorgter Miene in die Kammer.

„Wie ist Euch, lieber Quintin?" fragte sie ängstlich. „Ich habe die Nacht nicht schlafen können, ich war oft an Eurer Thür und horchte, ob ich Euch nicht klagen hörte."

„Ihr seid so gut, liebe Clara," sprach der Jüngling. „Ich danke Euch brüderlich für Eure Sorge. Ich habe sanft geruht."

„O, der Schlaf des guten Bewußtseins ist gewiß stärkend," meinte Clara. „Ihr habt ja ein Menschenleben und mehr gerettet, wohl konntet Ihr ruhig schlafen, aber schmerzte Euch die Wunde nicht?"

„O nein," erwiederte Quintin, „mir ist wohl und die Wunde wird bald heilen, seid deßfalls unbekümmert."

„Ihr habt mir gestern viel Sorge gemacht," sprach jetzt der Meister, der auch hereinkam, „durch Euer Ausbleiben. Ich dachte wohl, es sei Euch etwas zugestoßen!" —

Unter solchen Reden und Gegenreden hatte sich Clara entfernt und auch der Meister. Quintin kam herab zum Frühstück. Als sie da saßen und Quintin noch einmal erzählen mußte das Vorgefallene, da öffnete sich die Thür, und ein Mann mit majestätischem Anstand und köstlich gekleidet trat ein.

Jan sprang auf. „Seid mir willkommen, kunstreicher Meister, in meiner Behausung! Die Ehre solchen Besuches verdanke ich Euch, Quintin!"

Quintin reichte mit herzlicher Freude dem Maler die Hand, die dieser mit Wärme drückte.

„Eure Gerettete läßt sich nach Eurem Befinden erkundigen, junger Mann. Ich kann meiner Tochter doch die frohe Botschaft Eures Wohlbefindens und die Gewißheit eines baldigen Besuches bringen?" fragte wohlwollend Swanefeldt.

„Ich danke Euch sehr," entgegnete bescheiden Quintin, „für Eure sorgliche Theilnahme. Wenn es sich ziemen will, so bitte ich Euch, Eurer Tochter meinen Gruß zu entbieten, und auch ihr ließe ich Dank sagen und melden, daß ich wohl würde morgen wieder an meinen Schraubstock treten können."

„Fehlgeschossen!" fiel Meister Jan hier ein, zu Swanefeldt gewendet, „die Jugend meint mit ihrem frischen Muth auch die Schranken zu überspringen, die ihr die Nothwendigkeit gesetzt."

„Quintin, Ihr werdet in langer Zeit Euren Arm nicht gebrauchen können, sintemal Eure Schulter mehr verletzt ist, als Ihr zu glauben gesonnen seid! Nun, Ihr mögt Euch pflegen, seid Ihr mir doch so lieb geworden, wie mein eignes Kind!"

Swanefeldt warf einen Blick auf Claren, die erröthend die Augen niederschlug und schneller rupfte an der Spindel, die sie im Arme hielt.

„Ein schönes Zeugniß für Euch, Quintin," meinte Swanefeldt, „und eine schöne Zugabe zu Eurer gestrigen Edelthat sind diese Worte und ein Paar glühende Rosenwangen."

Quintin verstand ihn nicht, aber er erröthete ob solchen Lobes und verbat es sich ernstlich; „denn," sagte er, „so verderbt Ihr mir die Freude, Eure liebenswürdige Tochter gerettet zu haben."

In dem Saale des Rathhauses zu Antwerpen saßen mit kalten, furchtbar ernsten Gesichtern der Fiskal und die Blutrichter um die schwarze Tafel innerhalb der Schranken auf einer Estrade. An den Wänden des Saales saßen auf Bänken etliche Rathsherren, Edle der Stadt, spanische Ritter in einzelnen Gruppen leise flüsternd. Mit käsebleichem Gesichte stand unter den Spaniern Don Gomez Lanos, des mächtigen, furchtbar strengen Fiskals einziger Sohn, und witzelte über des Waffenschmieds Heldensinn, und versprach den Spaniern einen Göttergenuß, wenn Maria unverschleiert erschiene, wie es zu hoffen stünde. Unfern von ihm saß allein in stillem Ernst

Graf Hoorne, der Maltheser-Comthur, und horchte leise den seichten Reden des übermüthigen Jünglings, der trotz seiner scherzenden Reden eine sichtliche Beglommenheit nicht unterdrücken konnte.

Da öffnete sich die Thür und in stattlichen Kleidern trat Swanefeldt, der Maler, herein und hinter ihm stolzen Ganges, den linken Arm in der Binde, die ihm Maria aus ihrem Busentuche gemacht, Quintin. Mit Ehrerbietung und Anstand neigten sich Beide vor den Richtern, und traten dann in bescheidene Entfernung zum Fenster.

Giftige Blicke schoß Gomez auf den Jüngling, den er zum ersten Male sah.

„Du hast brav gehandelt, mein Sohn," sprach jetzt leise der Comthur, Quintins Hand ergreifend, „Dein verwundeter Arm gilt mehr, als manch ritterliches Ehrenzeichen eines elenden Junkers, der wohl Mädchen verführen, aber sein Leben nicht an die Rettung der Unschuld wagen mag!"

Gomez hörte die Rede und seine Lippen wurden blau vor innerm Grimm. Mit Mühe kämpfte er gegen das beißende Wort, das ihm auf der Lippe schwebte; doch ein Blick auf den Vater und des Comthurs ruhige Miene brachten ihn zur Besinnung. Jetzt brachten die Rathsdiener die beiden Delinquenten, zwei spanische Matrosen mit wahren Galgengesichtern, die auf einem Bänkchen links sich niederließen.

Der Fiskal erhob sich mit Grandezza und gebot Stille und forderte dann vor die Schranken: Maria, die Tochter des Malers Swanefeldt.

Der Maler trat vor. „Verzeiht, hochmögende Herren," sprach er, „der weiblichen Schamhaftigkeit, die ohnedem schon durch jenen unglückseligen Zufall ein Gespräch der Leute geworden ist, daß meine Tochter nicht erschienen ist. Ich glaube es von Eurem Edelsinn erwarten zu können, daß Ihr dem Vater vergönnt, an der Tochter Statt zu reden." —

„Mag sein!" rief mürrisch der Fiskal. „Was habt Ihr vorzubringen?" —

Swanefeldt erzählte kurz und bündig die Begebenheit.

„Quintin Messjis," sprach abermals der Fiskal, „erzählt, was Ihr von der Sache wisset!"

Mit wohlgesetzten, bescheidenen Worten erzählte Quintin. Mit sichtlichem Wohlgefallen horchten die Richter.

„Seid Ihr fertig?" herrschte ihm der Fiskal zu, „so tretet zurück."

Die übrigen Zeugen bestätigten das, was Quintin und Swanefeldt gesagt.

„Zu leugnen vermöget Ihr nicht," wandte sich jetzt der Fiskal an die beiden Räuber.

„Ihr seid überwiesen, eine Jungfrau rauben und dort den Jüngling meucheln gewollt zu haben! Sprechet das Urtheil, wie es das Gesetz gebeut in seiner ganzen Strenge," sprach er zu den Richtern.

„Urtheilt milde, hochmögende Herren," baten Quintin und Swanefeldt! — „Wir haben verziehen; außerdem," setzte Quintin hinzu, „war meine Verwundung ja nur das Werk der Selbstvertheidigung!"

„Schweigt," donnerte der Fiskal. „Es ziemt Euch nicht, der strafenden Gerechtigkeit in den Arm zu fallen!" Die Richter erhoben sich. Lebenslängliches Gefängniß! sprachen sie mit einem Munde. —

Schrecken und Grimm malte sich in den Gesichtern der Bösewichte. „Wird die Strafe auch bleiben, wenn wir geständig sind, daß man uns gedungen hat zu der That und uns heute noch mit vielem Geld und dem Versprechen eines milden Spruchs den Mund schließen wollte?" fragte Einer derselben mit scharfem Tone. Die Richter sahen sich verwundert einander an. Don Gomez zitterte sichtlich.

„Haltet Euch, daß Ihr nicht sinket!" sprach mit bitterem

Hohne der Comthur zu Gomez, der ihm einen Basiliskenblick dafür zusandte, aber nicht reden konnte.

„Wollt Ihr durch Lügen Euch retten? Schurken!" donnerte der Fiskal.

„Es ziemt dem Richter nicht, zu schimpfen," sprach kalt und trotzig der Delinquent; „glaubet nicht, Herr Fiskal, daß Ihr also Euer Söhnlein rettet!"

„Was erkühnst Du Dich, Bösewicht?" schrie erbleichend der Fiskal.

„Wollet Euern Sohn Don Gomez herbescheiden und alsbald wird sich das Blättlein wenden!" bat grinzend der Matrose.

„Gomez!" rief der Fiskal, seiner kaum mächtig, „tritt herzu und rette Deine und Deines Vaters Ehre!"

Zitternd und bleich wie Wachs wankte Gomez herzu.

„Aha!" rief der Matrose, „steht nicht die Schuld auf seiner Stirn? Und Ihr," wandte er sich zu einem der Schergen, „habt Ihr nicht heutigen Tages dem Hidalgo das Gefängniß geöffnet?"

Die Richter erbleichten mitsammt dem Diener.

„Verzeiht dem ungerathenen Sohne," rief mit einem Jammertone Gomez, die Schranken aufreißend und seines Vaters Kniee umklammernd, „es ist also, wie sie sagen!"

„Das mir!" rief schmerzlich der Fiskal, die Hände vor das Gesicht haltend. —

Eine furchtbar angstvolle Pause trat ein. Der Fiskal ermannte sich.

„Zurück von mir, Schlange!" donnerte er den Sohn an, ihn mit dem Fuße zurückstoßend; dann wandte er sich zu den Richtern, seinen Amtsrock ablegend: „Richtet strenge über den Knaben Absalom und achtet nicht des unglücklichen Vaters!" Hierauf ging er wankenden Schrittes zum Saale hinaus.

Stille war's, daß man das Athmen hören konnte, und Aller Augen waren gespannt auf die Richter geheftet.

Noch einmal baten Swanefeldt und Quintin.

„Richtet!“ rief Gomez, knirschend und giftige Blicke auf die Bittenden schießend, den Richtern zu, „ich will nicht mich frei betteln lassen von diesem Volke!“

„So theilt die Strafe mit Euern Schandknechten, Junker,“ sprachen die Richter, „doch mag der Statthalter kaiserlicher Majestät, wenn's ihm beliebt, das Urtheil mildern!“ — Sie wurden abgeführt.

„Das ist die Strafe des Lasters,“ sprach der Comthur, zu Quintin tretend, „wohl Dir, daß Dein Gewissen makellos ist!“ —

5.

Im tiefen Sinnen saß einen Monat später Maria in ihrer Kammer. Die Stickerei lag vor ihr. Ihre Hand hielt die Nadel, aber arbeiten konnte sie nicht, denn Thränen verdunkelten ihren Blick.

„O du harter Vater!“ seufzte sie leise, „warum ist dein Künstlerstolz mächtiger, als die Liebe zu deinem Kinde? Könnte nicht Quintin auch als Waffenschmied als dein Eidam dir Ehre machen?“ — Sie weinte leise fort. Da klopfte es an ihrer Thür, und Quintin trat schüchtern herein.

Mit dem „Ach!“ eines freudigen Erstaunens flog Maria an sein Herz. Er schlang den einen Arm, den er noch brauchen konnte, um die Geliebte. Einen Moment hielten sie sich innig umfangen; dann setzte sich Quintin zu der Geliebten.

„Ach!“ seufzte auch er. „Maria! warum trennt uns Deines Vaters Eisenwille und Stolz? — Wie glücklich würden wir leben!“

Maria's Thränen rieselten auf die Stickerei.

„Aber verzage nicht, Geliebte! ich will Dich verdienen. Ich fühle in mir die Kraft, auch einst den Pinsel mit Ehre zu führen. Wir Beide sind jung. Vertraue Gott, der uns zusammengeführt; es wird Alles noch gut gehen!“

Maria erhob langsam das scheue Auge zu ihm, als wolle sie forschen, ob's nicht ein eitler Trost sei.

Quintin legte die Hand auf's Herz. „Traue mir, Maria! Bleibe Du mir treu und nichts soll uns trennen!"

Da flog das Mädchen von Neuem an seine Brust. „Kannst Du zweifeln an meiner Treue?" fragte sie sanft verweisend. „O! eher erlischt der Sonne Licht, als meine Treue wankt! Aber welche Aussichten hast Du?"

„Ich werde Maler," rief begeistert Quintin und seine Augen funkelten, „und dereinst werde ich vor Deinen Vater treten und ihn fragen: Willst du dem Maler versagen, was du dem Waffenschmied versagtest?" —

„Ha, ha, ha," erscholl draußen vor der Thür ein höhnisches Lachen, und in die Thüre trat mit verbissenem Grimme Swanefeldt. „So erkühnst Du Dich noch, mein Haus und der Jungfrau Kammer zu betreten, Verführer!" rief er zornig, „und ihr verbranntes Gehirn mit Deinen Albernheiten anzufüllen?! — Hab' ich es Dir nicht genugsam gesagt, daß nur ein vollendeter Maler, dessen Kunst ich ehren muß, die Hand meiner Maria erhalten wird, und Du, Handwerker, reckest Deine schwarze Hand nach ihr? Soll ich mein Hausrecht gebrauchen?!"

„Habt Erbarmen, Vater," flehte Maria, „und gedenkt, daß er mich rettete, daß ich ihm mein Leben verdanke, und meine Ehre!"

„Die er Dir, leichtsinnige Dirne, jetzt durch seine heimlichen Besuche zu rauben kommt!" donnerte der Alte.

Da erhob sich stolz Quintin. „Ich habe in Zucht und Ehren Euer Kind besucht, Herr Swanefeldt, und in Zucht und Ehren wollte ich sie heimführen, als mein eheliches Gemahl und sie redlich nähren durch meine Kunst." —

„Kunst?!" höhnte der Alte.

Aber Quintin fuhr mit steigender Kraft und Wärme fort: „Ihr nur habt uns gezwungen, heimlich eine Liebe zu nähren, deren wir uns vor Gott und aller Welt nicht zu schämen brauchen. Seid ruhig. Ich betrete Eure Schwelle nicht wieder!"

Verblüfft stand Swanefeldt vor dem Jüngling. Leise trat Quintin zur ohnmächtig hingesunkenen Maria, drückte einen Scheidekuß auf ihre Lippen, hob sie sanft auf und trug sie auf das Bett und schritt dann stolz an dem Maler weg zur Thüre hinaus.

Eine Weile noch stand Swanefeldt da und sah auf die Thüre, zu der der Jüngling hinausgeschritten war, dann brummte er leise vor sich hin: „Es ist wahr, ich handle undankbar! Schade, daß er kein Maler ist!" dann fuhr er mit der Hand über die Stirn, als wolle er das Andenken an die bessere Regung seines Herzens, die ihn eben übermannt hatte, wegwischen, holte darauf Essig, um Marien anzuwaschen.

Sie schlug ihr Auge auf. „Wo ist Quintin?" fragte sie.

„Wo er hingehört, an seinem Schraubstock," erwiederte höhnisch der Vater; „und Du, ehrvergessene Dirne, schweigst und nennst seinen Namen nicht mehr, auf daß nicht auch Du fühlest, daß die Vaterliebe streng sein muß, um das verirrte Kind auf den Weg der Ordnung zurückzuführen."

Mit trübem Blick und schwerem Herzen ging Quintin Meister Jan's Wohnung zu. Er war aus seinem Himmel getrieben. Mariens Rettung hatte ihm Swanefeldt's Thüre geöffnet. Oft kam er, oft fand er Marien allein und im traulichen Gespräche flogen die Stunden dahin. Immer schöner erschloß sich ihm Mariens Engelsherz, immer traulicher wurde sie. — Unvermerkt zog die Liebe in Beider Herzen mit siegender Allgewalt ein. Selige Tage brachte Quintins noch immer kranker Arm, denn er konnte nicht arbeiten. Mit der Allgewalt der ersten Liebe hing Mariens Herz an dem liebenden Jüngling. Ihm war nie eine Ahnung gekommen, wie nahe die Gefahr sei, wie sich ein Unwetter über ihren Häuptern sammle. Swanefeldt hatte bei seinem ersten Besuch in Meister Jan's Wohnung die Ueberzeugung gewonnen, Clara liebe den Jüngling und er sie, und des Vaters damalige Rede war ganz geeignet, ihn auf den Gedanken zu bringen, Quintin sei Jan's

künftiger Eidam. Darum war er so sorglos bei Quintins Besuchen. Darum schrieb er bei Marien auf die Rechnung der Dankbarkeit, was die Aeußerung einer innigen Liebe war. Unter diesen Umständen fand die Liebe kein Hinderniß in ihrem Weg und wuchs freudig und frisch. Aber in dem Momente des höchsten Glückes, gerade als Maria an Quintins Herz gesunken war und das beseligende: „Ich liebe Dich!" gelispelt hatte, da trat Swanefeldt aus seiner Werkstätte in das Zimmer, wo die Liebenden ihn, sich selbst und die Welt vergessen hatten.

„Was gibt's hier?" hatte er sie angedonnert und mit Fluchen war er auf sie zugerannt, hatte sie auseinandergerissen und Quintin sein Haus verboten. Aber die Liebe kennt und scheut keine Gefahren. Quintin hatte heimlich Marien gesprochen und von ihr den hoffnungslosen Bescheid empfangen, nur einem Maler, der ihm durch seine Kunst Bewunderung ablocke, werde der Vater Mariens Hand geben oder einem Edelmanne, nie aber einem Handwerker, wie Quintin.

Und dennoch zogen ihn des Herzens mächtige Triebe hin zu Marien, bis ihn der Vater endlich bei ihr fand und so schnöde behandelte.

Quintin trat still in das Gemach Meister Jan's, mit gewöhnlicher Herzlichkeit grüßend.

Jan dankte nicht. Vor sich hinbrütend saß er mit gerunzelter Stirn am Tisch und rechnete, zählte dann Geld, rollte es zusammen und legte es neben sich hin.

Clara saß an der Spindel mit rothgeweinten Augen und sah mit einem wehmüthigen Blick auf Quintin, stand dann auf und ging leise in die Kammer.

Der Meister fuhr einigemal über sein Gesicht mit der Hand, dann stand er auf und stellte sich mit zornglühenden Blicken vor Quintin hin, der voll Erwartung dastand. „Quintin," hob er mit ungewisser Stimme an, „Ihr wißt, ich hatte Euch mit wahrhaft väterlicher Liebe aufgenommen in mein Haus, hatte Euch Kindesrechte gleichsam stillschweigend eingeräumt." —

„Wozu diese Einleitung?“ fragte Quintin, „ich muß Euch bitten, Euch kurz auszusprechen. Ich ahne, was Ihr wollt!“ —

„Seit Ihr zur Arbeit unfähig seid, pflegten wir Euch, als ob Ihr unser Sohn wäret.“ —

„Das lohne Euch Gott, Meister! wie ich es Euch danke! Aber warum diese Rechnung?“ fiel Quintin ein.

Doch der Meister ergrimmte ob dieser Zwischenrede. „Ich gedachte es gut mit Euch zu machen. Ich wollte Euch Clarens Hand geben, denn das Mädchen war Euch gut — da war Euch Clara zu geringe. Die Malerstochter wollt Ihr freien und so uns lohnen mit Undank, darum verlaßt Ihr noch heute mein Haus.“

„Euer letzter Jahrlohn steht noch, hier habe ich ihn zusammen gerechnet, daß Ihr Euch nicht beschweren könnt. Und somit Gott befohlen.“

Quintin stand wie erstarrt. Todtenblässe überzog seine Wangen, während der Meister sprach; als dieser aber jetzt ein Röllchen Geld auf den Tisch warf, da erwachte er; da stieg ihm das Blut in die Wangen und Blitze sprühte sein Auge — aber er hörte Clarens Schluchzen — und der Löwe wurde zum Lamme; doch konnte er die Bitterkeit nicht unterdrücken, die seine Brust erfüllte.

„Meister,“ sagte er mit schneidendem Tone, „von Euern Händeln träumte mir nicht, so sehr ich Eure Tochter ehre und liebe. — Mir eine Behandlung vorwerfen, die in Eurem freien Willen stand, für den ich Euch dankbar bin, ist mindestens unedel. Ich hatte mehr Schonung, wenn auch nicht für mich, doch für Claren erwartet. Dieses Geld — haltet für Eure Pflege seit ich nicht arbeiten konnte — oder, so Ihr das nicht wollt, gebt es dem armen Kaspar, der krank liegt am Fieber, er ist seiner bedürftig, ich nicht.“

Mit diesen Worten wendete er sich und ging schon nach wenig Minuten mit seinen wenigen Habseligkeiten die Treppe herab, um das Haus zu verlassen. Innerer Grimm folterte ihn. Er fühlte sich in diesem Momente zu etwas Besserem geboren, als zu Hammer und Ambos.

Da aber stand plötzlich Clara vor ihm, bleich wie ein Marmorbild, die Hände ringend mit fließenden Thränen.

„O, vergebt dem Alter!" rief sie, ihre Arme um seinen Hals schlingend, „werft keinen Haß auf uns! Scheidet nicht, wenigstens nicht mit Fluch und Groll; ich bitte, ich flehe zu Euch, sonst raubt Ihr mir meinen Frieden gänzlich!"

„Edle Seele!" sprach Quintin, „wer könnte je Dir grollen? Wer möchte den Himmelsfrieden Deiner Seele stören?"

„Wo ich auch sei, Clara, da wird meine Seele Euren Namen segnen! Aber bleiben kann ich nicht — unmöglich!" —

Da schluchzte sie lauter, schlang ihre Arme inniger um ihn, drückte ihre Lippen auf die seinigen und lispelte unter rinnenden Thränen: „Leb' wohl, leb' wohl, ich kann Dich nie vergessen, Dich, den meine Seele liebte!" Dann riß sie sich los und eilte schnell hinweg und Quintin taumelte, wie trunken, hinaus in die Dämmerung.

Groß und riesig und dunkelschwarz, wie die Sanct Annenkirche vor ihm sich in der Dämmerung erhob, lag ein unaussprechliches Weh auf seinem Herzen. Kummervoll lehnte er an der metallenen Pforte des Heiligthums und wunderliche Gedanken woben einen dichten Schleier um seine Seele.

Alles verloren, Alles an diesem entsetzlichen Tage, klagte er leise. Wohin soll ich mich wenden?!

„An Gott und an mich, den Du noch nicht verloren hast!" sprach eine wohlbekannte Stimme jetzt neben Quintin, und mit treuherziger Theilnahme ergriff der Comthur Quintins Hand und zog ihn mit sich fort.

6.

Bei hellem Kerzenscheine saß Quintin in dem Quartiere des Grafen Hoorne, in einem weichgepolsterten sammtnen Armsessel gegen dem Grafen über. Des Grafen Blicke ruhten mitleidig auf dem bleichen Gesichte des Jünglings.

„Quintin," hob er nach einer Pause an, „die freventliche Rede, die Du vor wenig Minuten führtest, und Dein bleiches Gesicht läßt mich auf unselige Begebenheiten schließen, die Dich betroffen haben? Hat der heimtückische Spanier Dir vielleicht schon die Grube gegraben?" —

Der Jüngling seufzte tief auf und schüttelte dann leise den Kopf. „Von einem Spanier weiß ich nichts. Was konnte er auch für eine Freude haben, mich unglücklich zu machen, wo mich Keiner dieses Volkes kennt!?" —

„Du arglose Seele!" rief der Comthur, „hast Du denn Don Gomez Lanos vergessen, dem Du seine Beute entrissen?! Siehe, ich kenne besser die Wege Deines Geschicks in des Meisters Hause. Niemand anders, als Gomez, hat es angerichtet; und glaubst Du, seine Rache sei geendet, so irrst Du sehr. Dein Leben ist hier in großer Gefahr. Du mußt Antwerpen schnell, und wenn nicht auf immer, doch auf lange Zeit verlassen."

Da erbleichte Quintin noch mehr.

„Was ist Dir?" fragte der Comthur erschreckend.

Quintin warf sich vor ihm nieder. „Edler Mann!" rief er tief ergriffen, „Eure Huld fordert mein Vertrauen!"

„Steh' auf, mein Sohn, und sprich offen!" mahnte der Comthur, „ich will für Dich sorgen."

Da erschloß sich des Jünglings Seele vor dem Manne, daß er tief hinabschauen konnte.

Gerührt drückte er den Jüngling an seine Brust.

„Ich stehe allein auf Erden," hob er nach einer Weile mit Rührung an, „ich habe Niemanden, der mir dereinst liebevoll die Augen zudrücken wird, denn ein unseliger Zwist trennt meinen Bruder von mir. Ich gehe jetzt einen ernsten Gang und Du sollst mich begleiten, mein Sohn, sollst um mich sein in trüben und heiteren Stunden, und Deinen verlorenen Vater will ich Dir zu ersetzen suchen! Willst Du?"

„O, ich verdiene diese Huld nicht!" rief der Jüngling, in die geöffneten Arme des Comthurs fliegend.

„Gut," fuhr dieser jetzt fort, „mich ruft die Pflicht nach Malta, denn der Orden bedarf meines Armes. Sultan Mahmud droht Malta mit einem Ueberfalle; doch ehe der Frühling kommt, wird der Türke sich nicht herauswagen aus seinem Asyle; darum reise ich ab mit dem morgenden Tage, damit ich in Deutschland und Schwaben des Ordens Geschäfte beende und dann noch in diesem Winter Malta erreiche."

„Für Deinen Wunsch, Dich zum Maler zu bilden, kann es noch Rath werden in dem kunstreichen Welschlande, wo Du bleiben magst, bis der Krieg mit Malta geendet ist, wo wir dann vielleicht, so es Gott gefällt, in unser gutes Holland heimkehren."

Quintins Auge funkelte — bald aber fiel er in ein tiefes Nachsinnen.

„Du hast noch etwas auf dem Herzen, mein Sohn, sprich es aus, vielleicht weiß ich Dir Rath."

„Ihr seid so gütig, mein edler Herr," versetzte schüchtern Quintin, „daß Ihr mir wohl nicht zürnet, wenn ich den Wunsch hege, Marien von meinem Schicksale zu unterrichten."

Der Comthur lächelte. „Wie willst Du das anfangen?" fragte er.

„Ich will ihr ein Brieflein schreiben," meinte Quintin.

„Aber wie soll sie es erhalten?" fragte zweifelnd der Comthur. „Die Zeit eilt und es ist schon spät."

„Ich bringe es Claren, sie wird die letzte Bitte mir nicht versagen."

„So versuche es," sprach der Comthur aufstehend; „schreibe sogleich, hier hast Du Pergament. Eile Dich aber."

Er ging hinaus.

Quintin griff rasch zum Kiel und schrieb. Dann rollte er das Pergament zusammen und ging nach dem Hause seines alten Meisters.

In ihrer Kammer weinte Clara dem entschwundenen Liebesglücke bittere Thränen nach. Ob auch ihr Herz gebrochen war, sie

konnte Quintin nicht zürnen. „Was konnte der Jüngling dafür," klagte sie leise, „daß mein Herz ihn liebte? Was konnte die arme Maria dafür, „daß sie seine Liebe gewann? Ach, was verschuldete ich Arme aber, daß mein Herz lieben mußte, um der Liebe Leid in so hohem Grade zu fühlen?" Sie weinte leise und flehte um Muth und Stärke zur heiligen Jungfrau. Da flog ein Steinchen wider die runden Scheiben ihres Kammerfensters, dann noch eins. Sie öffnete mit einer bangen Ahnung.

„Clara!" rief es leise unten, „theure Clara!"

„Gott, das ist Quintins Stimme!" sprach sie zitternd; „was wollt Ihr, Quintin?"

„Die letzte Bitte des vielleicht auf immer scheidenden Freundes werdet Ihr mir nicht versagen! Ihr seid so gut, so liebevoll gegen mich gewesen," flüsterte Quintin unten, „daß ich mit Vertrauen meines Lebens Glück in Eure Hand lege. O Gott! Clara, rechtfertigt mein Vertrauen! Vergebt mir, wenn es Euch kränkt. Bringet einen Faden heraus, daß ich Euch dies Blättlein daran binde, und bringet solches Marien, Swanefeldt's Tochter."

Clara taumelte vom Fenster. Alle ihre Nerven bebten, es dunkelte vor ihrem Blicke. „Großer Gott!" jammerte sie, „ist es noch nicht genug des Jammers für das arme Herz?" Halb bewußtlos ließ sie den Faden hinab und zog das Blatt herauf, das ihrem Herzen einen so furchtbaren Todesstoß gab.

„O, Clara!" flehte noch einmal Quintin unten, „erfüllet meine letzte Bitte!"

„Ich will!" sprach sie mit brechender Stimme.

„So lebt wohl, Gott segne Euch!" rief der Jüngling und verschwand, und Clara sank nieder auf ihre Kniee und flehte: „Brich mein Herz, Vater im Himmel! daß es den Frieden finde bei dir, den es hienieden verloren hat!" —

Der Tag graute im Osten, da ritt Quintin in stummem Schmerze neben dem Comthur zu dem Thore hinaus, zu welchem

er vor einem Jahre mit eben so schwerem Herzen hereingekommen war.

Oben auf der Anhöhe, wo der Comthur den Jüngling gefunden, hielt dieser plötzlich sein Roß an und sah Quintin in das thränenschwere Auge.

„Du läßt Dein Lebensglück hier zurück," sprach er sanft, „aber siehst Du dort die Morgenröthe flammen? O Jüngling, Dir, Dir wird sie einst an Deinem Horizonte eben so schön heraufglühen, wenn Du wiederkehrst. Du bist es nicht allein, der so von seinem Glücke scheidet, und Dir bleibt die Hoffnung. Wie mancher schied eben so, wie Du, und ihm lächelte keine Hoffnung und nur die kalte Nothwendigkeit legte ihre Eisenhand auf das arme Herz und gebot ewige Entsagung. Und doch mußte er scheiden, überwinden und siegen über sich selbst und sein Schicksal. Fasse Du Muth und sei stark, mein Sohn!"

„O Gott! auch Ihr seid nicht glücklich, mein edler Vater!" sprach leise Quintin, sein Auge auf den Comthur mit inniger Liebe heftend.

„Ja, so nenne mich, Quintin, so nenne mich, dann habe ich doch ein Wesen auf der armen Welt, das ich lieben kann, das mich liebt." Er reichte Quintin seine Hand mit gewaltiger Rührung, die dieser mit Inbrunst an seine Lippen drückte.

Dann rief der Comthur: „Hin ist hin! verloren ist verloren! Glaube mir, mein Sohn, ich bin jetzt glücklich, sehr glücklich. Ich habe überwunden. Auch Du sollst glücklich werden, obwohl auf andere Art!"

Und rasch gab er seinem Pferde die Spornen, und dahin flogen sie die Straße.

Die Glocken des Sanct Annenthurmes riefen zur Frühmesse. In Schaaren kamen die Gläubigen zum Tempel des Herrn. Die Straße herauf kam langsamen Schrittes und gesenkten Hauptes Maria, um in dem frommen Gebet Ruhe für das wunde Herz zu suchen. Einen schüchternen Blick warf sie auf das Haus, wo der

Geliebte wohnte. Da schwebte aus der Thüre des Hauses Clara, bleich wie eine Lilie, in ein schwarzes Gewand gehüllt; aber ihr Auge leuchtete, wie der Stern der Liebe beim Untergehen — sie hatte den schwersten Kampf gekämpft diese Nacht, und den schwersten Sieg errungen — den über das eigene Herz.

Mit leisem Winken trat sie zu Marien, die erröthend in das liebliche, bleiche Gesicht sah. Sie faßte zitternd ihre Hand. „Laßt uns vereint beten, Jungfrau!" sprach sie mit wankender Stimme. „Laßt uns für Quintin beten!"

Da faßte Maria ihre Hand. „O, Du Engel des Friedens!" rief sie leise, „ja, laß uns beten für ihn!" Sie gingen in den Tempel. Ihre Seelen flossen in einander. Ein Gebet entströmte ihren Schwesterseelen. Hier aber betete die beglückte Hoffnung, dort die demüthige Entsagung.

Der Gottesdienst war geendet. Wie verklärt erhob sich Clara und ging mit Marien hinaus. Clarens Herz hatte Kraft gewonnen, Quintins letzten Wunsch zu erfüllen. Sie legte leise in Mariens Hand das Pergamentblatt und sprach: „Quintins letzte Bitte ist erfüllt. Nun lebet wohl und Gott segne Euch und ihn!" Sie riß sich los und eilte ihrer Wohnung zu.

Da dämmerte in Mariens Seele der Tag der Erkenntniß. „Sie liebt ihn," sprach sie leise, „und hat ihm entsagt; o du himmlisches Wesen, Gott gebe dir Frieden!"

7.

Der Winter war früh hereingebrochen in die Thäler Helvetiens und lange hatten den Comthur des Ordens Geschäfte in Deutschland und Schwaben hingehalten. Schon starrten von Schnee und Eis Helvetiens graue Riesen und das Leben auf den Alpen war verstummt; da zogen die Reisenden durch das herrliche Land dem von Quintin so heiß ersehnten Italien zu. Beschwerlich war die

Reise und nicht ohne manche Gefahren, aber sie überstanden sie glücklich. Auf Quintins Gemüthszustand hatte der Wechsel der Gegenden des lieben Deutschlands und nun Helvetiens starre Winterpracht und Italiens Sommer im Winter einen gar wohlthätigen Eindruck gemacht. Heiterer gedachte er der fernen Geliebten und fröhlicher blickte er seiner Zukunft entgegen.

Sie hatten Rom erreicht; da erkrankte der Comthur schwer. Mit der innigsten Liebe, mit der ausdauerndsten Treue pflegte sein der Jüngling. Oft saß er mit Thränen im Blick am Schmerzenlager des väterlichen Freundes und dunkel umwölkte sich der Himmel seiner Hoffnung. Der Comthur wurde immer kränker. Nur wenige Freunde des Comthurs waren um ihn und theilten mit Quintin die Sorge um den Kranken. Nur mit Gewalt aber konnten sie Quintin bewegen, der Ruhe zu genießen, die ihm so nöthig war. Gerührt sah der Comthur die Liebe des Jünglings, und seine Hand fassend, sprach er matt: „Wie soll ich Dir vergelten Deine reiche Liebe, mein Sohn?“ —

Quintins Gebet wurde erhört, der Comthur genas wieder. „Du sollst nicht mit mir nach Malta, mein Sohn,“ sprach er eines Tages. „Ich habe Dir einen Meister erwählt und ausgemacht, bei ihm sollst Du Dich üben in der herrlichen Kunst. Ich habe für Dich gesorgt. Sterbe ich in Malta, so wird mein treuer Freund Visconti Dir meinen letzten Willen eröffnen. Sterbe ich nicht, so umarme ich Dich wieder nach einem Jahre, so Gott will!“

Er drückte den Jüngling an seine Brust. „Gedenke des Zieles, das Du erreichen willst, mein Sohn, und sei fleißig. Vergiß meiner nicht, wenn ich fern bin, und weihe mir eine Thräne, wenn ich fallen sollte im Kampfe gegen die Ungläubigen.“

„Das verhüte Gott, daß ich noch einmal sollte vaterlos werden!“ sprach Quintin.

Gerührt riß sich der Comthur aus seinen Armen und reiste ab, von den Segenswünschen des Jünglings begleitet.

Der Statthalter kaiserlicher Majestät hatte die Strafe des Don Gomez Lanos zu einem Monat Arrest gemildert. So viel vermochte das Ansehen des Ritters von Calatrava und Fiskals Don Piedro Lanos. Statt aber, daß die Strafe und die Einsamkeit des Kerkers das wilde Gemüth des Jünglings gebändigt hätte, war es vielmehr nur heftiger geworden und in seiner Seele war das Verderben geschworen dem Retter seines Opfers und diesem selbst, Quintin und Marien. Kaum seiner Haft entlassen, hatten ihm auch die Späher Quintins Aus- und Eingehen im Hause Swanefeldt's hinterbracht, und seine Combinationsgabe hatte ihm auch sogleich zu der Gewißheit verholfen, daß Beide sich liebten. Er war es, der durch einen Andern an jenem verhängnißvollen Tage Quintins Einschleichen in Swanefeldt's Hause diesem hinterbracht und das stolze Gemüth des Malers gereizt hatte. Er war es, der unter dem Vorwand, etwas bei Meister Jan zu kaufen, auch diesen zum Hasse gegen Quintin empört hatte.

Sein Plan war, den Armen erst recht elend zu machen, und dann ihn mit seinem Dolche seiner Rache zu opfern. Der Comthur hatte die Schritte des Boshaften belauern lassen, und sah die Gefahr, und wollte an jenem Abend, als er Quintin in halber Verzweiflung traf, den Jüngling warnen und mit sich nehmen.

Gomez knirschte, als sein Opfer ihm entronnen war. Nun blieb ihm noch ein Gegenstand seiner Rache — Maria; aber die alte Leidenschaft erwachte in seiner Seele. Verderben wollte er sie erst, beflecken mit seinem Lasterhauche die reine Seele, und dann sollte sie sterben unter seiner Hand.

Er drängte sich an Swanefeldt. Er schwatzte mit ihm von der Kunst in erheuchelter Begeisterung. Er kaufte einige seiner Bilder um hohen Preis — und hatte des Künstlers Freundschaft gewonnen.

„Geld gewinnt die Welt!" jubelte er, und drückte die Argusaugen der väterlichen Liebe zu.

Aber diesmal hatte er sich sehr betrogen. Bald durchschaute

der Maler die Schlangenwege des Lasters, die der Jüngling einschlug und seine Seele empörte sich. Er vermied ihn. Er war kalt gegen ihn — aber es half nichts — der Zudringliche ließ sich nicht abweisen. Da ließ ihn Swanefeldt die ganze Verachtung fühlen, die der Wüstling verdiente.

Knirschend schwor der Verschmähte ewige Rache auf Swanefeldt's Haupt. Und bei dem Vater klagte er ihn schnöder Frevel, ja des ketzerhaften Glaubens an.

Der Grand von Spanien hatte die Schmach noch nicht vergessen, die durch Swanefeldt's Tochter über seinen Adel gekommen war. Froh, eine Gelegenheit zur Rache gefunden zu haben, ließ er schnell den Maler in gefänglichen Gewahrsam bringen.

Triumphirend trat am Nachmittage des Verhaftungstages ihres Vaters Don Gomez in Mariens Gemach, die erbleichend über das höllische Lächeln seines Mundes kaum sich von ihrem Sitze zu erheben vermochte. Grinzend freundlich drückte er sie mit ritterlicher Courtoisie in ihren Stuhl zurück, setzte sich neben sie hin und begann ihr nun mit wohlgefälligem Lächeln die Lage ihres alten Vaters mit allen Schrecken auszumalen. Folter und Scheiterhaufen — Anfang und Ziel seiner Qual malte er mit den grellsten Farben der unglücklichen Tochter aus. Dann zeigte er ihr, wie nur sie, wenn sie seine Flammenliebe erhöre, ihren Vater retten könnte.

Er hatte geendet. Bleich, ein Bild des Jammers, saß das Mädchen vor dem Bösewichte da. Doch bald richtete sich ihre Seele auf.

„Höllischer Bösewicht!" rief sie aufspringend, „hast Du noch nicht genug Jammer über mein Leben gebracht? Willst Du mich und meinen Vater verderben? Es wird Dir nicht gelingen! Gottes Auge wacht über der Unschuld und wird Deine höllischen Pläne vernichten. Zittere, zittere vor dem Rächer der Unschuld!" Mit diesen Worten eilte sie hinaus. Doch ein wenig erschüttert von der Rede des Mädchens schlich, bleich vor Wuth und Entsetzen, der Bösewicht zum Hause hinaus.

Bei Claren hatte Maria Trost und Rath gefunden. Der wackere Jan sah jetzt plötzlich, wie auch er ein Werkzeug der Rache in des Bösewichts Hand gewesen war. Schwer bereuete er das Unrecht, was er Quintin gethan, und an Marien wollte er es wieder gut machen. Er nahm die Schutzlose in sein Haus. Er wandte zur Rettung Swanefeldt's an, was er vermochte. Leider war Alles umsonst. In einem finstern feuchten Kerker saß der unglückliche Mann. Wenige Halmen Strohes — sein Lager, Wasser und Brod, kärglich zugemessen, seine Nahrung. Eine verpestete Luft mußte er athmen, und kein Schimmer des Tages traf sein Auge.

Schon Monate hatte der Proceß des unglücklichen Schuldlosen gedauert. Die Winterkälte hatte seine Lage bis zur Unerträglichkeit verschlimmert. Die Folter hatte der Fiskal ihm zuerkannt, um das Bekenntniß seiner Ketzerei ihm zu erpressen — da erhörte der Himmel das Flehen der Unschuld — ein Nervenschlag tödtete den alten Fiskal Lanos, und ein edler Holländer, Hanns van der Neelen, kam an seine Stelle.

Maria fiel zu den Füßen des neuen Fiskals und beschwor ihn, sein Amt mit einem Werke der Barmherzigkeit zu beginnen. Swanefeldt's Proceß wurde revidirt und der Unschuldige freigegesprochen.

Der ohnmächtige Gomez wüthete — aber umsonst.

Lange dauerte es, bis Swanefeldt seine Gesundheit wieder erlangte, die er in dem finstern Loche verloren hatte. In Antwerpen mochte er nicht mehr bleiben. Zu viel unangenehme Erinnerungen knüpften sich an diesen Ort. Er verließ ihn im ersten Jahre seiner Befreiung und zog mit Marien nach Amsterdam, wo eine neue Bahn für sein Künstlertalent sich ihm eröffnete und wo er die Tage seines Alters in Ruhe zu verleben hoffte.

In dem schönen Bunde der Freundschaft hatten Clara und Maria gelebt. Eng waren ihre Herzen zusammengeknüpft in der Liebe zu Quintin, um den sie Beide trauerten als um einen Todten; denn zu ihren Ohren war die Kunde gedrungen, er sei mit dem

Comthur nach Malta gezogen und sei dort mit diesem in der Vertheidigung La Valetta's gefallen. Stillschweigend hatten Beide ihm ewige Treue gelobt. Auf Mariens Flammenseele wirkte der Schmerz verzehrender als auf Claren. Ihr Heil lag jenseit des Grabes. Maria hatte es hienieden gesucht. Das fromme Gemüth gewann eine himmlische Ruhe selbst in dem tiefen Wehe.

Um diese Zeit brach die morsche Hülle Meister Jan's unter der Last der Jahre. Der Kummer, Claren allein und ohne Stütze zu hinterlassen, da sie alle Anträge zu einer ehelichen Verbindung ausschlug, hatte seinen Tod befördert.

Maria eilte, als die Trauerbotschaft ihr gebracht wurde, mit ihrem Vater nach Antwerpen zum Troste der theuern Freundin. Aber nicht, wie sie geglaubt hatte, fand sie Clara. Die stille Heiterkeit einer Verklärten schwebte auf dem himmlisch schönen Antlitze der Jungfrau.

„Tröste mich nicht, meine Maria," sprach sie freundlich. „Meine Hoffnung und meine Liebe ist nun jenseits. Ich gehöre der Erde nicht mehr an. Aber bei Dir will ich des Engels harren, der des Körpers Ketten löst und mich in das Land der Freiheit und des ewigen Friedens führt!"

Maria umarmte sie weinend.

Swanfeldt machte Clara's Habe zu Geld, und dann zog sie mit ihnen gegen Amsterdam.

8.

Mit dem Fleiße, zu dem ihn seine Liebe trieb, und mit den Talenten, die in ihm lagen, machte Quintin wahre Riesenfortschritte in dem Gebiete der Kunst. Zwei Jahre waren verflossen und schon nannten Roms Künstler mit wahrer Achtung den Namen Messjis.

Reiche Gaben des edlen Visconti hatten Quintin bei seinen wenigen Bedürfnissen zu einem gewissen Grade von Wohlhabenheit

erhoben. Dazu kam noch, daß Roms Frauen und Jungfrauen nur von dem schönen Holländer, den seine stille Schwermuth so interessant machte, wollten gemalt sein. So blühte Quintins Talent und Ruhm freudig auf, und seine Seele dachte mit stiller Wonne an die Rückkehr in's theure Vaterland.

Da trat eines Morgens mit trüber Miene Visconti in das Atelier des Künstlers. Nicht ohne bange Ahnung trat ihm Quintin entgegen.

„Ich komme," begann er nach einer traurigen Begrüßung, „die schwerste Pflicht meiner Curatorschaft über Euch, Herr Messjis, zu erfüllen. Dieser Brief aus Malta meldet mir unsers Freundes Tod in türkischer Gefangenschaft, und legt mir zugleich die Pflicht auf, sein Vermächtniß an Euch in diesem Document auszuliefern."

Quintin sank bei diesen Worten sprachlos auf einen Stuhl. Seine Hände hielt er vor das Gesicht, und Thränen rollten ungehemmt darunter hervor. „So hat mich dann der zweite Schlag getroffen!" rief er jammernd. „So bin ich dann zum zweiten Male vaterlos!"

„Er war gut! Friede seiner Asche!" sprach Visconti. „Laßt uns unsern Schmerz männlich tragen!"

„O, warum konnte ich nicht um ihn sein in seinen letzten Augenblicken, und ihm die Augen zudrücken, wie er es einst gewünscht hatte!" klagte der Jüngling.

„Wißt Ihr nichts Näheres von den Umständen seines Todes?" fragte er.

„Der Brief meldet bloß seinen Tod," versetzte Visconti, „doch um ganz die edle Seele kennen zu lernen, leset dies Pergament."

„Laßt mich, ich bitte Euch, edler Herr!" rief, vom allzuheftigen Schmerz ergriffen, Quintin, „kenne ich denn seine Seele nicht, bedarf ich noch neuer Beweise, um die Größe meines Verlustes zu fühlen?" —

„Wohlan, so muß ich es Euch lesen, so schwer mir es auch wird," versetzte Visconti, und las das Document.

Der Comthur vermachte darin an Quintin tausend holländische Golddukaten, nebst seinem herrlichen Hause zu Antwerpen, und einem Landgut unweit Amsterdam, das dem Comthur zu eigen war.

„Ihr seid nun ein reicher Herr und frei," fuhr Visconti fort. „Gebrauchet Euren Reichthum wie Euer edler Pflegevater, zum Wohl Eurer Brüder, gedenket des Edeln, und lebt wohl!"

Visconti entfernte sich, ohne den Dank zu hören, den Quintin ihm für seine uneigennützige Sorgfalt zollen wollte, und überließ den Jüngling seinem Schmerz.

Es war wiederum am Tage Sanct Katharinä, acht Monate später, als Quintin das Gemälde eben von der Staffelei nahm, mit welchem er um Mariens Hand werben wollte. Es war eine „Ruhe auf der Flucht" von unaussprechlicher Lieblichkeit. In Marien, der Mutter des Heilandes, hatte er seine Maria verewigt und ihr Bild strahlte in himmlischer Herrlichkeit. Täglich war sein Atelier von Schaulustigen erfüllt gewesen, die dem Künstler ihre Bewunderung zollten, und wie schmeichelte es dem Herzen Quintins, seine Maria und ihre Holdseligkeit preisen zu hören. Bald aber wäre ihm doch der Zulauf des Volkes zu groß geworden, und das Lob dem Bescheidenen zu viel, darum nahm er das Bild von der Staffelei. Kaum hatte er es abgenommen, da klopfte es abermals an der Thür und mürrisch genug rief Quintin das: „Herein!"

Die Thüre öffnete sich und herein trat, in Lumpen gehüllt, die elende Gestalt eines Bettlers. Schnell erheiterte sich sein Gesicht. „Vergiß des Armen nicht, wenn Du den fröhlichen Tag hast," rief freudig Quintin und griff mit geöffneter Hand in die Börse, trat dem Greise freundlich entgegen und reichte es ihm dar. Aber in diesem Moment blickte er in das Antlitz des Armen und mit dem Schrei: „Gott, mein Vater!" rasselte das Geld auf den Boden und flog Quintin an des Comthurs Hals.

„Ja Du bist es, Du bist mein Sohn!" rief mit gebrochener

Stimme der Comthur und drückte ihn an seine Brust, und Visconti, der in der offenen Thüre stand, rief tief bewegt:

„Das ist der Lohn der Tugend, daß sie hienieden schon die Freuden des Himmels schmeckt!"

Der erste Rausch der Wiedersehensfreude war vorüber. An des Comthurs Seite saß der Jüngling und der Freund, Beide gleich gespannt auf die Erzählung der Begebenheiten des Comthurs.

Mancherlei schreckliche Schicksale hatte der edle Greis erduldet. Noth und Elend hatte er getragen, Alles, was das Sclavenleben Schreckliches hat, und nur ein halbes Wunder hatte seine Rettung bewirkt.

Quintin war ganz Ohr gewesen; jetzt erst bemerkte er des Comthurs Lumpen. „Gottlob," rief er, „daß ich gespart habe von dem Ueberflusse, den mir Eure Güte gab, und mein Verdienst abwarf. Er eilte hinweg und legte nach wenig Minuten einen schweren Beutel in des Comthurs Hand.

„Kleidet Euch, edler Vater!" rief der Jüngling, „und dann nehmt hin das Document und Alles, Alles, was ich bin und habe. Ich bedarf nichts mehr, ich habe Euch wieder!"

Mit inniger Rührung schloß ihn der Comthur an seine Brust und rief: „Wer solch eine Seele sein nennen kann, der ist reich, und wär' er der ärmste Bettler, der ist reicher, als der Heidenkönig Krösus!"

9.

Die Künstler Hollands hatten am 22. März des folgenden Frühlings, des Statthalters Geburtsfest zu begehen, auf dem Rathhause zu Amsterdam im großen Saale ihre Gemälde zur Beschauung ausgestellt. Ein wahres Drängen und Wogen war nach, aus und in dem Saale. Beinahe Jeder fand hier das, was seinem Geschmacke zusagte. Hier Blumenbouquets, als habe sie eben die Hand des Gärtners vom Beete gepflückt, gar wunderschön geordnet; dort

Gruppen weidenden Viehs auf üppigen Triften. Hier des Meeres Sturm mit schauerlicher Wahrheit dargestellt und dort wieder der stille Frieden einer idyllischen Landschaft. Hier die Ideale heidnischer Göttergebilde, bald in üppigen Formen und lebendigem Colorit, bald im reizenden Chiaroscuro und edler, reiner, göttlicher gehalten, und unmittelbar darauf folgend die Greuelscenen christlicher Martyrer mit einer Wahrheit, die das Blut stocken und das Haar sträuben machte. Endlich die Scenen des häuslichen Stilllebens, mit Lust der Wirklichkeit abgelauscht von dem Künstler, nebst den Aeußerungen eines rohen Wesens, deren Pinselstriche der Grundsatz wohl mußte geleitet haben: Naturalia non sunt turpia, neben den herrlichen Scenen aus dem Leben des göttlichen Heilands und den himmlischen Angesichtern der heiligen Jungfrau, die am meisten vorhanden und am herrlichsten gelungen waren.

Hin und her flatternd, wie der Schmetterling, sich aus jedem Blumenkelch etwas Nektar holend, irrten die Augen der Menge über die Bilder dahin, und Lob und Tadel wurde gespendet, je nachdem ein Bild die Individualität des Beschauers anzog oder nicht. Darin aber waren Alle einig: Ein Bild sei die Krone der Ausstellung. Es war eine „Ruhe auf der Flucht," von einem unbekannten Meister. Vor diesem Bilde stand immer ein dichter Haufen, und wenn auch das Auge sich gewaltsam abzog davon, unwillkürlich kehrte es darauf zurück. Große Summen waren geboten dafür, aber der junge Mensch, der dabei stand, sagte immer, es sei nicht feil.

Es war um die Mittagsstunde des zweiten Tages der Ausstellung; das Volk hatte sich verloren; nur wenige Verehrer der Kunst standen noch hier und da vor einem Bilde; da trat Swanefeldt mit einem andern Maler vor das Bild hin, das so allgemein bewundert wurde, und beschauete es mit stillem Sinnen.

„O mein Gott!" rief Swanefeldt, „ist es nicht Maria, meine Tochter, dieser Kopf der heiligen Jungfrau?" —

„Wahrhaftig!" sprach der Maler, „die Aehnlichkeit ist groß, so viel ich mich entsinne!"

„O Gott!" seufzte Swanefeldt leise.

„Wir müssen es dem Künstler zugestehn, daß er, obwohl Manches zu tadeln ist, dennoch ein herrliches Bild geliefert hat," fuhr Swanefeldt's Begleiter fort.

Swanefeldt bejahte, in wehmüthiges Schauen versunken, und setzte dann hinzu: „Ich möchte wohl den Künstler kennen."

„Ihr kennt ihn schon!" rief Quintin, auf Swanefeldt zufliegend, „laßt mich mit diesem Bilde um Mariens Hand werben; die Liebe hat meine Hand geleitet, die Liebe mir Muth und Ausdauer verliehen. Gebt dem Maler, was Ihr dem Waffenschmiede versagtet!" —

Swanefeldt starrte ihn lange zweifelnd an. Dann erkannte er ihn, und erbleichte und schüttelte leise den Kopf.

Quintin stürzte zu seinen Füßen: „O gebt mir Marien!" rief er, seine Hand mit Küssen bedeckend, „gebt mir Marien! Euer Wille ist erfüllt, ich habe sie redlich verdient!"

Aber Swanefeldt schüttelte noch immer das Haupt, mit Wehmuth den Jüngling anblickend. Seine Lippen bebten leise, schwere Seufzer arbeiteten sich aus seiner Brust, er konnte nicht reden.

„Werdet Ihr, stolzer Mann," sprach jetzt hinzutretend mit majestätischem Ernste der Comthur, „werdet Ihr auch dem Adoptivsohn und Erben des Grafen Hoorne Eurer Tochter Hand versagen, der in diesem Jünglinge darum wirbt? Ich weiß, Eurer Tochter Hand ist noch frei!"

Da blickte Swanefeldt mit einer Thräne im Auge und einem bittern Lächeln den Grafen an und sprach leise: „O, der Stolz ist gebrochen, wenn er je dies Herz erfüllte! Ihr habt wahr geredet, Maria ist frei. Komm, Quintin, ich will Dich zu ihr führen!"

Er faßte des Jünglings Hand und zog ihn mit sich. In einer Spannung, für die es keinen Namen gab, folgte Quintin,

mit banger Ahnung der Comthur. Durch die langen Straßen Amsterdams führte schweigend der Greis den Jüngling, der wie betäubt folgte.

„Sind wir bald dort?“ fragte Quintin, denn seine Füße zitterten.

„Bald, bald, mein Sohn; doch laß uns nicht zu sehr eilen, wir kommen immer noch früh genug; sie schläft noch!“

Da traten sie aus dem Thore und vor ihnen lag der Gottesacker. Das schwarze Thor mit der Inschrift: Requiescant in pace! starrte sie an.

„Um Gott, was wollt Ihr?“ fragte zähneklappernd Quintin.

„Dich zu Marien führen, mein Sohn,“ sprach mit kalter Stimme der Greis.

Er zog den Todtenbleichen hinein, führte ihn an ein Grab, über dem der Rasen schon grünte und die weißen Rosen schon Knospen trieben. „Hier ruht sie seit einem Jahre,“ sprach er dann, die Hände vor seine Augen haltend, und ohnmächtig stürzte Quintin auf Mariens Grab.

In ängstlicher Besorgniß stand Clara am Fenster. Meister Swanefeldt war heute so lange geblieben, was er sonst nie that. Die nächste Thurmuhr hatte schon Zwei geschlagen und noch kam er nicht. Sie riß ängstlich das Fenster auf und blickte auf die Straße.

Da bewegte sich langsam eine Sänfte die Straße herauf und hinter ihr her wankte Swanefeldt am Arm eines hohen Fremdlings.

„Was ist das?“ rief zitternd Clara, und die Sänfte hielt vor Swanefeldt's Thüre.

Clara eilte hinab. Da trugen die Träger einen bleichen Jüngling ihr entgegen.

„Allmächtiger Gott,“ rief sie, „das ist Quintin!“

Langsam breitete er ihr seine Arme entgegen und laut jammernd lag sie an seiner Brust.

Es dauerte geraume Zeit, bis Quintin sich erholte.

Mit thränenerfüllten Blicken saß Clara an seinem Bett, seine Hand in der ihrigen haltend. Sie erzählte ihm von Marien.

Bei ihrer Erzählung rollten selbst über des Comthurs Wangen die Thränen; nur des unglücklichen Vaters Auge hatte keine Thränen mehr.

Sanfter war Quintins Schmerz geworden, durch die heilende Zeit und Clara's liebevolle Behandlung. Er sah das Leben nicht mehr mit so finsteren Blicken an, wie sonst. Stille trug er seines Herzens Weh.

Da kam Mariens Todestag. In stiller Trauer saßen sie Alle beisammen, Clara, Quintin, Swanefeldt und der Comthur. Da ergriff dieser Quintins Hand und sprach also: „Beim Scheiden von Antwerpen sagte ich einst zu Dir, mein Sohn, daß das Leben größere Kämpfe habe, als das Scheiden im Leben, und daß dennoch der Mensch, und noch mehr der Christ, seines Schmerzes Herr werden müsse. Es ist eingetroffen, Quintin. Nun aber sei ein Mann. Du gehörst dem Leben an, wende Dich nicht feindlich von ihm. Dir blüht ein stilles, überschwängliches Glück in Clara's Herzen. Suche nicht in der Ferne, was so nahe liegt. Erheitere unseren Lebensabend, auf daß wir beide müden Wanderer nicht mit Herzeleid in die Grube fahren."

Er legte Clara's Hand in die seinige.

„Seid glücklich, Ihr Guten!" rief er begeistert.

„Meine Clara!" seufzte Quintin, und das Mädchen lag mit der Liebe süßer Wonne an seinem Herzen.

„Gott segne Euch!" rief Swanefeldt und seine Hände gefaltet in die Höhe hebend, setzte er leise hinzu: „Und du, Maria, segne auch du sie, und bete für sie!"

Verschiedene Wege.

Ein Stücklein aus der guten, alten Zeit.

„Aus meiner Knabenzeit erinnere ich mich noch eines alten Herrn Vetters, der in Mannheim Organist an der Hauptkirche war. Das Bild dieses Mannes, der noch so ganz nach Form und Wesen der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts angehörte, schwebt mir so lebhaft vor, als hätt' ich ihn gestern zum letzten Male gesehen, und doch liegt zwischen unserem letzten Begegnen hienieden und heute auch die Hälfte eines Jahrhunderts und selbst noch mehr denn ein Jahrzehnt drüber hinaus."

Das waren die einleitenden Worte meines nahezu siebzigjährigen Nachbars zu Heidelberg, bei dem ich gemüthlich saß.

„Ei," sagte ich zu dem lieben, geschichtenreichen Mann, „ist's denn möglich, daß Sie sich aller Einzelheiten entsinnen können?"

„Ja gewiß," sagte er, „und ich will ihnen zeigen, wie lebhaft mein Gedächtniß geblieben ist und wie treu, indem ich ihnen vorerst den Mann schildere und Ihnen dann die Geschichte seines Lebens erzähle, oder doch ein wesentliches Stück davon."

„Mein Herr Vetter war, wie gesagt, alt, fast so alt, als ich heute, da besuchte er uns noch einmal hier und lebte sich in die Zeit zurück, da er auch hier studirt hatte." —

„Studirt?" fragte ich erstaunt. „Ein Organist und studirt."

Mein Nachbar lächelte.

„Das ist's ja eben, was Ihnen seine Geschichte interessant machen dürfte," sagte der alte Herr. „Nun hören Sie:

„Er war damals noch ein kräftiger Greis, der sich grade hielt; obwohl sein innerstes Wesen demüthig war, kam die Haltung Manchem vor wie Hochmuth. Davon war er himmelweit entfernt. Sein Gesicht war frisch und dessen Ausdruck mild und heiter. Er war ein schöner Greis. Sein Haar war reich und so gepudert, daß es schneeweiß war. Ein Zopf, länger wie der Friedrichs des Großen, hing ihm schier bis auf das Kreuz. Er war fest mit schwarzem Band umwickelt und diese Operation nahm ihm viel Zeit weg. Oben am Kopfe war ein gewaltiger schwarzer Bandschlupf, so an der Wurzel des Zopfes. Das Haar des Vorderhauptes trug er in Form des Herz-Toupé's, und das stand ihm ganz delicat zu Gesichte. Ging er aus, so saß darauf der Dreimaster von feinem Filz. Die Halsbinde war schneeweiß; die rothe Sammtweste, mit goldenen Knöpfen und schöner Stickerei, reichte von der Halsbinde bis zum Schenkel und war zugeknöpft von oben bis unten. Nur an Sonntagen sah der breite, unendlich fein gefaltete Jabot coquett daraus hervor. Der Rock war von weißem Tuche, fein und rein, mit zinnoberrothem Schooß- und Brustfutter. Zum Zuknöpfen war er nicht, und lief rund vom fingerbreiten Krägelein über die Brust weg zum Schooße, der breit und lang war; dennoch war er auf der rechten Seite mit unendlich großen, stark vergoldeten Knöpfen besetzt; ebenso die Taschenklappen und Aermelaufschläge, die fast bis zum Ellnbogen reichten, und aus denen die Manschetten lang hervortraten.

„Die Hose war von schwarzem, feinem Pelüche, und reichte nur zum Knie, wo sie eine feine vergoldete Schnalle hielt. Weiße seidene Strümpfe umschlossen das schön bewadete Bein und feine Jabots den Fuß mit mächtigen, den ganzen Vorderfuß bedeckenden Schnallen von Silber, durchbrochen und sehr schön gearbeitet. Dazu gehörte ein ächtes Javarohr mit vergoldetem Knopfe, das zwei Dritttheile der Leibeslänge hielt." —

„Sie lächeln?" unterbrach er sein Porträtiren. „Freilich die

flappige Mode dieser Zeit ist eine andere; aber ich sage Ihnen, er sah stattlich aus; es war eine Pracht von einem Manne, der Respect einflößte, und diese Mode hatte etwas Gehaltenes, Würdiges, Ernstes und Anständiges. Es war schlechterdings eine Unmöglichkeit, daß ein Mann in diesem Costüme Dummheiten und Unsinn treiben oder überhaupt die Strenge der Sitten übertreten konnte. Glauben Sie mir, junger Freund, es war eine Zeit, die sittlich mehr werth war, als die unsrige. Doch, ich will nicht richten, sondern erzählen. Sehen Sie, so ging unser Herr Vetter aus. War er so gekleidet, so hielt er streng auf den äußern Anstand. Daheim trug er Pantoffeln, das Joseppchen und eine weiße Baumwollmütze mit langem Zipfel und bedeutendem Klünker —"

„Das Joseppchen? Herr Nachbar, was war das für eine Kreatur?" fragte ich.

„Für Euch junge Leute ist doch jene Zeit ganz zu Grabe gegangen!" sagte er mit beklagendem Ausdruck. „Ich will es Ihnen sagen. Das Joseppchen, Seppelchen oder, wie man es sonst auch hieß, war ein damastner wattirter Schlafrock, der aber nur bis an den Schenkel reichte und mehr die Rockform hatte. Wie gesagt, zu Hause trug er dies Kleidungsstück, das sehr commode war, rauchte seine feine Holländische und saß im Sessel. Dann ging ihm Mund und Herz auf. Wir setzten uns um ihn und er erzählte viele Geschichten.

„Einst saßen wir auch so um ihn und horchten auf seine Worte, da kam er auf seine eigne Lebensgeschichte, und um diese handelt es sich ja jetzt. Mir schwebt das noch vor wie heute, und ich führe ihn darum auch selbst redend ein.

„Ihr lieben Verwandten, sagte er mit all' der ihm eigenen Gemüthlichkeit und blies dabei feine, ringelnde Knasterwölkchen aus, habt mich wohl bisweilen gefragt, wie ich zum Organisten gekommen, da ich doch allhier die Gottesgelahrtheit drei Jahre fleißig und eifrig studirt. Glaub's wohl, daß Ihr's Euch nicht reimen könnt,

seit die uralte Kurpfalz durch die leidigen Franzosen ist zu Grabe gegangen. Sie war alt und wackelig geworden, wie das heilige, römische Reich, dem sie als Kur angehörte. Sie hatte dicke Fehler und ich selber bin davon ein lebendiger Beweis. Wär's nicht so gewesen, wer weiß, welche Stellung ich jetzt einnähme. Doch — es hat so sein sollen und ich bin ja in meiner Lage recht glücklich, und preise die Wege Gottes. Ich bin der einzige Ehesprößling eines armen Mannes. Mein Vater war Schulmeister, Cantor, Organist und Küster in Ladenburg, und seine ganze Besoldung betrug hundert und fünfzig Gulden, eine freie Wohnung und einen Garten dabei. Davon lebten wir schlicht und recht; aber Sprünge konnten wir keine machen und Schmalhans war Küchenmeister. Trotz alle der nothgedrungenen Beschränkung waren wir Drei, mein Vater, meine Mutter und ich, in Liebe glücklich.

„Mein Vater war ein Musiker, wie es damals wenige gab. Gründlich gebildet, war er ein Meister auf der Orgel, der seines Gleichen kaum hatte, und sein gebildeter Geschmack bewies sich an der leidenschaftlichen Vorliebe für alte, gediegene Kirchenmusik. Ihr mögt es Euch daher erklären, daß er, außer dem regsten Fleiße, den er in und außer der Schule meiner geistigen Entwickelung widmete, auch sehr frühe mit mir Musik zu treiben anfing.

„Der Liebe des Vaters gelang es, die Gottesgabe, die ich empfangen hatte, zu wecken und frühzeitig zu bilden. Die ganze Stadt redete davon, daß ich so taktfest spiele, als ich kaum mein achtes Lebensjahr zurückgelegt. Das wurde dann eifrig fortgesetzt und der Vater hatte recht seine Freude an mir. Christian, sagte er in der breiten pfälzer Mundart, Du wirst einst ein Orgelspieler, der sich gewaschen hat, und das wird Dich nicht gereuen, auch wenn Du niemals es als Broderwerb treibst, wie ich; denn ich hoffe zu Gott, daß Du ein recht tüchtiger Pfarrer werden sollst. Dem schadet's auch nichts, wenn er etwas von dem Orgelspiele versteht.

„Das war denn meist seine Rede und es prägte sich mir die

Bestimmung tief in die Seele hinein, ehe ich noch die Schwelle jener Vorbereitung betrat, die dies Studium heischt. Mich auf einer Schule auswärts zu erhalten, hätten meine armen Eltern nicht zu Wege gebracht; aber der Rector in Ladenburg war ein Gelehrter, der sich gewaschen hatte, und man konnte Viel bei ihm lernen.

„Durch meines Vaters Privatunterricht war ich frühe schon reif für den Eintritt in dessen Schule. Er war selber ein Freund und Kenner der Musik, und daher meines Vaters besonderer Gönner, der mich mit Liebe aufnahm und behandelte. Mein Eifer und Fleiß hatte an meinem lieben Vater und meiner nie rastenden Mutter leuchtende Vorbilder, und blieb nicht zurück. Der Herr Rector rühmte und bevorzugte mich deßhalb, was mir freilich bei meinen Mitschülern manchen schweren Buckel voll Prügel eintrug, die ich, als der Jüngste und Schwächste, einrieb und in der Stille verbiß. Das hatte anderweitig sein Gutes; denn ich lernte frühe die Püffe tragen und dulden, die mir später das Leben und die Verhältnisse beibrachten. Abhielt es mich aber nicht im Mindesten, meinen Fleiß fortzusetzen, und wenn ich's der Mutter einmal klagte, sagte sie: Besser Neider, als Mitleider. Und mit dem Sprüchworte tröstete sie mich.

„Die lateinische Schule kostete mich nichts. Selbst den Privatunterricht im Griechischen ertheilte mir der brave Rector unentgeldlich. So wuchs ich ziemlich heran, und als ich confirmirt war, kam die Zeit, vor der meine armen Eltern oft gezittert hatten, die nämlich, wo es eine unabweisbare Nothwendigkeit wurde, daß ich die Neckarschule zu Heidelberg besuchte. Wo, wie und wann sollten die Eltern das aufbringen, dessen ich dort benöthigt war, trotz aller Gewohnheit an die schmalsten Bissen? Ich entsinne mich noch eines Abends aus jener Zeit, den ich genauer schildern muß.

„Es war am heiligen Pfingsttage. Morgens war ich mit

meinem Vater auf der Orgel und ich sollte, da der Herr Inspector das Lied: „Wachet auf, ruft uns die Stimme ꝛc." gegeben hatte, ein fugirtes Vorspiel vortragen, das mein Vater zu der herrlichen Melodie gesetzt hatte. Es war ein Meisterstück, das ich aber auch eingeübt hatte, daß es mir in den Fingerspitzen und Zehen festsaß, mit denen ich Manual und Pedal regieren sollte. Ich begann. Mein Vater stand neben mir und sein Antlitz leuchtete wie das eines Seligen, als ich meine Arbeit gut machte. Das feuerte mich an und ich spielte meinen Satz tüchtig, ging dann in die Melodie über und leitete den Gesang der Gemeinde wie ein Alter.

„Als die Kirche aus war, überhäufte der Rector meinen Vater mit Lob und mir drückte er die Hand, was eine Ehre war, die mir selten wieder vorkam. Wir kamen beide überglücklich heim und die Thränen der Mutter, die schon von den Nachbarinnen Alles wußte, waren nur eine Erhöhung unserer Freude. Mittags nach dem Gottesdienste kam der Kirchendiener und lud meinen Vater zu dem Herrn Inspector. Da das öfter vorkam, fiel es uns nicht auf; das aber machte uns doch betroffen, daß der Vater bis Nacht ausblieb; denn so etwas war in dem pünktlichen Leben desselben noch gar nicht dagewesen. Erst zur Nachtessenszeit kam er, und sein Gesicht strahlte.

„Komm' herein, Mutter, rief er in die Küche, ich bringe eine Post, die nicht anbrennen darf!

„Die staunende, neugierige Mutter kam; ich machte das Klavierchen zu und der Vater hob an: Vor Allem rufe ich: „Lobe den Herrn, meine Seele, und Alles, was in mir ist, seinen heiligen Namen!" Was uns beängstigte, hat Gott wunderbarlich gewendet! Als ich heute in geziemender Devotion in die Studirstube des Herrn Inspectors trat, saß der Herr Rector schon da. Nach geschehener standesmäßiger Begrüßung sagte der Herr Inspector: Setz' Er sich, Herr Cantor, und reichte mir ein Glas köstlichen Weines, den sie tranken. Solche Ehre war mir nie

widerfahren! Darauf, als ich nach ziemlichen Umständen, mich endlich gesetzt, das Glas genommen und mit Reverenz Gesundheit getrunken, hob der Herr Inspector an zu reden von Chrischtians Orgelspiel von heute und des Herrn Rectors gutem Lobe, redete mit Salbung, wie er sich an dem Einen erbaut und an dem Anderen erfreut, und wie des Knaben Talent nicht versumpfen dürfe. Er habe, fuhr er fort, im hohen Kirchenrath einigen Arm und den wolle er geltend machen, daß Chrischtian an der Neckarschule umsonst aufgenommen würde. Da das so gut wie abgemacht sei, so habe er den Herrn Rector gebeten und mich berufen, um das Weitere in fügliche Ueberlegung zu nehmen. Der Herr Rector sei ein Heidelberger Kind, habe vermögliche Verwandte und Freunde dortselbst und er, der Herr Inspector, sei auch nicht ohne Einfluß auf Andere, also daß der Bube dort alle Tage, Jahr aus, Jahr ein, sein Essen habe. Er fragte mich aber, ob ich ihn wohl in Kleidern werde unterhalten können, bis er sich durch Unterrichtgeben das selber verdienen könne. Des Herrn Rectors Stiefschwester, so in der Busemergaß wohne, wolle ihm überdies ein Stüblein und Bett gebe, so er ihr Peterchen alle Tage eine halbe Stunde unterweise. Die Wäsche könnten wir von hier aus besorgen und so wäre Alles sonnenklar, wenn ich nur Kleider und Schuhwerk auch wohl Bücher und Schreibmaterialia besorge.

„Was meinst Du, Mutter, wie mir da das Herz im Leibe hüpfte? Ich sagte freudig Ja und Alles war in Ordnung und den Herbst geht er auf die Neckarschule! Alleluja!

„Wir saßen da und hatten die Hände zusammengelegt wie zum Gebet, und ich glaube, wir haben auch gebetet und gedankt Dem, der so unverhofft den Wünschen eine Thüre geöffnet und der Sorge Valet gesagt und gegeben.

„Das war ein Freudenabend! Der Hirsebrei, den die Mutter gekocht, und auf den ich früher, nämlich ehe der Vater daheim war, erpicht war wie eine Katze auf die Maus, wurde rein vergessen.

Freilich war das nicht zu meinem Schaden, denn er zog eine desto dickere Haut, und das ist, wie Ihr wißt, am Brei Nr. 1. Nach dem Hirsebrei setzte sich der Vater hin an's Klavierchen und fugirte die Melodie: „Nun danket alle Gott" auf eine wunderbar herrliche Weise, und als er endlich sie spielte, fielen wir alle Drei ein und sangen das schöne Lied, wie's darin auch heißt: „Mit Herz und Mund."

„So bin ich denn den Sommer noch da geblieben, und als in den Ferien der Herr Rector nach Heidelberg ging, machte der Alles rund. Mittlerweile war denn ein Umstand eingetreten, der im Familienrathe verhandelt werden mußte.

„Seit meiner Confirmation hatte ich im Wachsen einen ganz unvernünftigen Schuß gethan, gewiß einen halben oder gar dreiviertel Pfälzer Schuh war ich in die Länge gewachsen, und, wie es anderwärts auch geht, mein Röcklein hatte vergessen, mitzuwachsen. So war's denn gekommen, daß bei mir die sogenannte Taille oder Dünnung im halben Rücken war, die Schooßenden aber jenseit der Hälfte des Oberschenkels saßen und die Hände bis hinter das Handgelenk aus dem Aermel hervorguckten, was gar übel aussah und mich in Betreff der Hände in erkleckliche Verlegenheit setzte, da ich gar nicht wußte, wo ich sie eigentlich hinthun sollte. Das ist bekanntlich in diesem Alter immer der Buben Kreuz, und ich glaube, es gibt Wenige, die nicht eine ähnliche Geschichte mit ihren Händen seiner Zeit erlebt haben. Es sind erschreckliche Gliedmaßen zu selbiger Zeit!

„Da ging die Noth an den Mann! Der Vater hatte versprochen, mich zu kleiden; aber es fand sich, daß ich so ziemlich Alles verwachsen hatte, und das lief in's Geld. In Ladenburg wär's noch gegangen, aber als Neckarschüler lautete denn doch die Geschichte anders.

„Während mein Vater dasaß und an den Nägeln kaute, nahm meine Mutter das Wort und löste den Knoten, wie denn die

Weiber allemal am Besten Rath zu schaffen wissen; denn sie sind erstaunlich kniffig und pfiffig.

„Wilhelm, sagte sie zum Vater, Du quälst Dich wieder einmal um des Kaisers Bart, und der Rath liegt so nahe! Chrischtian ist ja so dünne aufgeschossen wie ein Strickspieß, und mein Vater, seliger, war ein Mann, der in's Gevierte etwas maß, da er noch lebte. Du weißt wohl, wir haben seinen Hochzeitsrock noch: er ist von leberfarbigem, schwerem Tuch und der Schneider macht ihm einen Staatsrock draus!

„Mein Vater seufzte tief auf, aber man hörte, mit dem Seufzer ging eine schwere Last von der Seele weg.

„Du sollst Rathsherr zu Nürnberg werden, Du vortreffliches Weib, sagte er erleichtert. Geh', hol' ihn 'mal.

„Das ließ sich meine Mutter nicht zweimal sagen.

„In weniger Zeit, als man ein Vater-Unser beten kann, war sie wieder da und hielt triumphirend den Rock in die Höhe. Man hebt doch etwas nie zu lang auf! sagte sie freudig.

„Ja, das war noch ein Kerntuch, wie man heutzutage keins mehr zu sehen kriegt! Hier und da hatte zwar eine haushälterische Motte für ihre liebe Nachkommenschaft darin ein zart Bettlein bestellt und die kleine Brut hatte geweidet; allein das fiel weg bei meinem dürren Häringsleibe, und für den Umstand, daß stellenweise die Farbe ihre Treue nicht bewährt, auch diverse Flecken darin und aus beiden Gründen Braun und Lehmgelb in nachbarlichem Frieden sich in die Oberfläche des ehrwürdigen Kleidungsstückes theilten, wußte unser Nachbar, mein Pathe, der Färbermeister Zobbel, Rath. Als er in den Beirath gezogen wurde, meinte er, er habe Schlimmeres in Einklang gebracht, und wenn er die Flecken im Gewissen und Leben, und den Abschuß der Treue und Ehrlichkeit so gut vertilgen könnte, wie hier Flecken und Farbeänderung, so wolle er dem Papst in Rom schon zu schaffen machen und mehr

einnehmen, als weiland Tetzel bei seinem bewußten, einträglichen Handwerke.

„Meine Mutter zertrennte gleich den Rock; Zobbel nahm ihn mit und es war wirklich zum Erstaunen, wie schön er ihm wieder auf die Beine half. Nun kam Meister Zinndraht, der berühmteste Schneider in ganz Ladenburg, nahm das Maß, besah den Rock, zeichnete mit Kreide allerlei kauderwälsche Linien darauf, und erklärte endlich, es gäbe einen Rock von perfecter Vollkommenheit.

„Acht Tage später hatte ich ihn am Leibe. Er saß königlich und ich war geputzt wie ein Prinz.

„Ob ich gleich alle Samstag Nachmittage heimlaufen konnte, so war doch das erste Scheiden für Eltern und Kind gleich hart und schwer. Es flossen der Thränen viele, und erst, als ich mit dem Herrn Rector auf dem Leiterwagen meines Pathen saß, der uns hinfahren ließ, und Ladenburg hinter uns lag, wurde meine Seele wieder frei und ruhig.

„Wir erreichten die schöne Musenstadt und ich zog in mein Dachstübchen in der Busemergasse, bei Frau Wittwe Nöthlich, einer kreuzbraven Frau, unterwies das Peterchen im ABC, lehrte es im sogenannten „Namenbuch," der kurpfälzischen Handfibel, lesen, und brachte es, bei des Knäbleins offenem Kopfe, bald zu etwas Erfreulichem, was mir denn bei der Mutter einen Stein in's Brett setzte und mir, da der Schulmeister der Stadt keinen Pfifferling werth war, noch mehr Kindlein des Alters zubrachte, die mir ein Weniges bezahlten, mir aber dadurch ein Wesentliches leisteten, wie ich sogleich berichten werde.

„Das Gnadenbrod ist ein hartes, bitteres Gebäcke, und wer es gegessen hat, weiß schon, warum. Ich hatte mein Tagesessen, vom Frühstück bis zum Abendbrod, in den Familien, die mir die Herren Inspector und Rector zu Ladenburg ausgemacht; aber das waren unterschiedliche Leute. Die Einen gaben's gern und sahen nie sauer, wenn ich kam und demüthig in der Ecke stand und

harrte, bis es hieß: Chrischtian, setz' Er sich an und greif' Er zu! Die Anderen waren unfreundlich, und man sah, sie hatten es nur gethan, weil sie sich doch schämten, Einem der beiden Fürbitter es abzuschlagen; aber insgeheim wünschten sie mich dahin, wo der Pfeffer wächst. Lieber Gott! ich konnte doch nicht anders und mußte kommen, so ungerne man mich auch sättigte, und das nicht einmal, denn ich aß mich nur dreiviertel satt, oft, wenn's im Hause brummig war, kaum halb. Wieder Anderen war ich schon recht und keine Last, wenn sie allein waren; es waren so die vornehmeren Leute; aber war Besuch da, und ging's hoch her, da war ich ein Dorn im Auge. So Etwas thut erschrecklich wehe. Ich drückte mich dann stille, zog mein Beutelchen, nahm sechs Kreuzer heraus, was hinreichte für ein Brödlein und etwas Wurst oder ein Pfund Kirschen, wenn's um diese Jahreszeit war. Damit schlich ich auf mein Kämmerlein und verspeiste es mit Behagen. Anfänglich merkte das die brave Frau Nöthlich nicht; aber nach und nach kam sie dahinter, examinirte mich, und kam zur vollen Kenntniß meiner Lage. Sie schlug die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Ja, ja, sagte sie bitter; je reicher, desto geiziger, und je vornehmer, desto gemeiner! Nein, Musje Chrischtian, das soll Ihm nicht mehr passiren, daß Er einen Tag ohne Warmes bleibe! Mit meinem Willen geht Er nicht mehr zu dem reichen, vornehmen Pack. Ich rede mit den Müttern der Kinder, welche Er mit meinem Peterchen unterweist, und dann kriegt Er Seine Kost auf Seine Stube und braucht nicht zu kratzfüßeln.

„Aber was wird der Herr Rector sagen? versetzte ich.

„Meinem Herrn Bruder will ich den Staar in einem Briefe stechen, der ihm seine vornehmen Freunde in's Licht setzen soll! — rief sie aus und ging.

„Nun waren die Familien, deren Kindlein ich für ein gar Billiges, die Stunde für einen Kreuzer per Kind, unterwies, allesammt wohlstehende Bürgers- und Hantirungsleute von

altem Schrot und Korn, in der Wolle gefärbt und fadengrad genäht, schlicht und recht, aber mildherzig und mir gewogen ihrer Kinder wegen, die mich erstaunlich lieb hatten. Da brachte es Frau Nöthlich auf der Stelle fertig, und ich hatte mein Essen für alle Tage und bekam's auf die Kammer gebracht, und allemal einen schönen Gruß und ein freundlich Angesicht dazu.

„Wie hab' ich Gott gedankt und der guten Frau Nöthlich! Nun brauchte ich nicht mehr zu katzenbuckeln, und mich halb und dreiviertel satt zu essen! Und der Herr Rector muckte nicht. Ich glaub', die Frau Nöthlich, die eine gar gescheidte und resolute Frau war, hat ihm das Töpflein der fürnehmen Barmherzigkeit aufgedeckt, daß er auf den Boden sehen konnte.

„Der Erfolg war, daß ich das käsebleiche Ansehen verlor, rothe Backen bekam und auseinanderging, wie eine Dampfnudel von der Hefe.

„Unter allen Denen, die mir das Essen brachten, war keine herziger, als das Mariechen aus Rudelbachs an der Ecke der Busemergasse, links. Sie war ein Waisenkind, etwas jünger wie ich, und aß auch das Gnadenbrod im Hause, wo sie war, bei Gefreundten ihrer seligen Eltern. Ach, sie war erstaunlich schön, und noch braver, als sie schön war. Arm wie ich; in vielen Fällen in gleicher Lage und Bedrängniß, da schließt sich das Herz auf und das Vertrauen, das in beiden Seelen wächst, thut sich in Eine Pflanze zusammen, die nun fröhlich gedeiht, und wenn sie blüht, ist die Blüthe allemal die Liebe. So war's auch bei uns; aber unsere Liebe war scheu und geschämig, sie hatte keine Sprache, als die Stimme der Augen und des herzinnigen Lächelns, der Freundlichkeit. Wir Beide aber fühlten das heißeste Verlangen, bei einander zu sein, und waren wir's, wenn Mariechen das Essen brachte und das Geschirre holte, so waren's doch nur wenige Minuten, die wir zusammen sein und plaudern konnten. Von der Lieb' kam da nichts vor; wir klagten uns unsere Noth und trösteten uns beiderseitig.

„Mit dem verdienten wenigen Gelde bestritt ich nun nicht nur meine Bücher und Schreibmaterialia, sondern auch noch das Schuhwerk, was meinen lieben Eltern sehr zu Statten kam, indem dazumal das Pfund Brod um zwei Kreuzer aufschlug, weil es eine Mißernte gewesen war im Sommer vorher. Der liebe Gott fügte es indessen bald noch besser.

„In der Heiligengeist-Kirche war die Orgel in Unordnung gerathen, und die Zungenregister waren stumm geworden, weil Fledermäuse darinnen überwintert und auch ihre Nester in Sommerszeit darinnen hatten. Es kamen daher Orgelbauer aus der Rheingrafschaft an der Nahe, so Stumm hießen, damals berühmte Leute im Lande weit und breit, die reparirten die Orgel, und als sie fertig war und probirt wurde, kam auch mein Vater als Probirer und Unparteiischer nach Heidelberg. Da war ich denn auch dabei, und mein Vater sagte zu seinem Collegen an selbiger Kirche, er solle mir auch einmal Eins gestatten.

„In der Kirche waren viel hundert Menschen als Zuhörer. Der Organist ließ es zu, und ich setzte mich und spielte meines Vaters Satz zu dem Liede: „Wachet auf ꝛc.", und schloß mit der Melodie. War es nun die Wahl der Register oder die Begeisterung, die über mich gekommen war, oder die auffallende Seltenheit, daß ein armer Neckarschüler so spielen konnte — ich weiß es nicht; aber das weiß ich, daß der Organist, ganz erstaunt, bravo! sagte, mir auf die Schulter klopfte, mich öfters zum Spielen an Sonntagen einlud, und meinen Vater gar sehr becomplimentirte über mein Spiel. Die Leute machten lange Hälse, und als ich nachher mit meinem Vater nach der Busemergasse ging, sah ich wohl mit Erröthen, wie hier und da die Leute mit Fingern nach mir wiesen.

„Am andern Tage, als Mariechen mir die Atzung brachte, gar vortreffliche Leberklöße, die sie selbst gemacht, sagte sie: Nun, Musje Chrischtian, die ganze Stadt ist ja Seines Lobes voll von wegen Seines erstaunlichen Orgelspiels! Mach' Er doch, daß ich

Ihn auch einmal höre! Das ist ja eine Kunst bei Ihm, die noch kein Mensch gekannt hat!

„Die Frau Nöthlich kam dazu und zollte mir auch ihre Freudentheilnahme, und schloß ihre Bitte an die des holdseligen Kindes. Da mußte ich denn versprechen, nächsten Sonntag Morgen in der Heiligengeist-Kirche zu spielen.

„Der Herr Organist gab's mit Freuden zu; aber ich weiß nicht, wie es kam, daß die einzige Zuhörerin, die da unten im Schiffe mit den leuchtenden Augen saß, mich fast zittern machte? — Die Frau Nöthlich war's aber nicht, obwohl die neben dran saß, und alle Mütter meiner kleinen Schüler und Schülerinnen. Denen hatte es Frau Nöthlich sicherlich gesteckt.

„Der Organist mochte es merken, daß es mir nicht geheuer war. Er flüsterte mir zu: Kurasche, Musje Schneider! — Und das wirkte. Ich griff frisch in die Tasten; ich fußirte tüchtig auf dem Pedal herum, und vergaß schier Menschen und Zeit und Welt, so fühlte ich in meiner Seele eine Begeisterung. Es ging über die Maßen gut, und der Organist sagte: Nun muß Er aber auch den ganzen Gottesgesang leiten und den Ausgang spielen! Das that ich, und ich hatte die Freude, daß, statt daß die Leute aus der Kirche gehen sollten, sie drinnen blieben, bis ich geendet, und was ich gespielt, war ein altes Stück von einem Italiener, aus einer Missa das Gloria.

„Da war denn des Lobes kein Ende, und Mariechen saß drunten im Schiff und trocknete mit den rosenrothen, feinen Fingerspitzlein eine Freudenthräne nach der andern. Da spiele Einer einmal kein Gloria, wenn er das sieht, und weiß, wieviel Uhr es ist! — Ich will nicht davon reden, wie die mildherzigen Weiber mir ihren Beifall zollten und mich mit Kuchen regalirten, und die Frau Wirthin aus dem „Reichsapfel", deren eheleibliches Töchterlein ich instruirte, mir sechs Krüge Märzbier sandte, dergleichen ich mein Lebtag nicht getrunken; sondern davon, daß

Mariechen, als sie mir, wie allemal Freitags, das Essen brachte, mir mit einer demanthellen Thräne die Hand reichte und nichts weiter sagen konnte, denn: Ach, wie schön war's! Das galt mir selbst mehr, als eine Post, die auch nicht zu verachten war. Montags nämlich war der Stadtdiener gekommen und hatte einen schönen Gruß entboten, von dem gestrengen Herrn Bürgermeister, und er sei am Sonntag in der Kirche gewesen und ließe fragen, ob ich seinem Söhnlein Clavierunterricht geben wolle, und ob ich die Zeit dazu habe, Abends von fünf bis sechs Uhr? Das Kind habe ein erstaunlich musikalisch Ingenium, und er wolle für jede Stunde sechs Kreuzer gerne zahlen, auch neune, wenn ich wolle und könne. Da griff ich mit Freuden zu, denn diese Stunde hatte ich frei, und das war ein schönes Honorarium. Ich beschloß also gleich, das Geld, das allemal Sonntags ausbezahlt werden sollte, in dieser theuren Zeit meinen lieben Eltern nach Ladenburg zu bringen, wenn ich Sonntags früh oder Samstag Abends heimging, da ich die Stunde Samstags von Eins bis Zwei gab. Wie groß die Freude meiner Eltern und meiner Gönner, des Herrn Inspectoris und Rectoris war, kann ich gar nicht sagen.

„So ist denn endlich das letzte Jahr herumgegangen, welches ich auf der Neckarschule zubrachte, und mit dem nächsten Halbjahr sollte ich Student werden.

„In Heidelberg befand sich nun neben dem Neckarthor ein Haus, das Collegium Sapientiae, oder gemeinhin „die Sapienz" hieß. Das war eine Stipendien-Anstalt für solche, welche arm waren und Theologie studirten. Das war so eine fromme Stiftung aus alter Zeit, und die Studenten, welche darin freie Wohnung und freien Tisch, das heißt Essen, hatten, hörten auch die Vorlesungen an der Universität frei, mußten sich aber einer gewissen Hausordnung unterwerfen, und hießen: „Sapientisten." Mich dahinein zu bringen, war der beiden Gönner Bestreben, und dem Arme, den der gute Herr Inspector im hohen Kirchenrathe hatte, gelang es leichtlich.

So zog ich denn, zu Mariechens Kummer, in die Sapienz; denn nun brachte sie mir kein Essen mehr, und ich sah sie und sie mich selten.

„Wer aber denken sollte, ich hätte meine alten Freunde nun vernachlässigt, der wäre auf falscher Fährte gewesen; ich ging vielmehr öfters hin, und da sie mich lieb hatten, wurde ich auch oft zu ihnen eingeladen. Da sah ich denn das holdselige Mariechen, wenn ich auch nicht mit ihr plaudern konnte, wie damals, als sie mir Freitags die köstliche Fastenspeise brachte. Wir waren auch so zufrieden, denn daß wir uns lieb hatten, wußten wir ja doch, ohne daß wir es uns zu sagen nöthig hatten.

„In Mariechens Leben gab's aber um diese Zeit auch eine Aenderung, die uns noch seltener das Sehen zuließ. Der Vormund des Kindes nämlich erkannte, daß für ihre Zukunft besser gesorgt sei, wenn sie Hauben sticken lernte, wie man damals sie trug, wundersame Gebäude von Spitzen und dergleichen, thurmartig bald, bald in der Mitte eingebogen und neben ausgebauscht. Curiose Dinger, standen aber schön! Zugleich sollte sie lernen, feine Kleider für das Frauenzimmer zu machen und alle die feinen Difteleien, die sie befähigen konnten, einmal Kammerjungfer bei einer adeligen Dame zu werden, oder sonst bei einer distinguirten Person.

„Das war löblich von dem Vormund; aber es that uns doch gar leid! Nur Sonntags sahen wir uns in der Kirche und auf dem Spaziergange nach dem Stifte Neuburg zu, wo sie mit einer Freundin ging und ich sie traf. Da war's still und einsam und die Freundin wußte schon, wie es mit uns Zwei stand.

„Da ich in der Sapienz wohnte, Alles frei hatte und nur etwa drei Stunden Collegia, so mögt Ihr denken, daß ich tüchtig Privatunterricht gab, denn durch des gestrengen Herrn Bürgermeisters Empfehlung kam es, daß ich fast mehr Anträge für den Musikunterricht hatte, als ich abhalten konnte. Da fiel dann ein Schönes ab für meine lieben Eltern, und an Mariechens Geburtstag, so auf

den achtzehnten Junius fiel, konnte ich ihr mit einem feinen seidenen Tuche gratuliren, worüber sie ungemein glückselig war.

„Damals war das Studentenleben anders wie heute, wo die Herren Studiosi mit Degen einhergehen, geziert, geputzt, geschniegelt und gestriegelt. Rappiren, Sichschlagen, Reiten, Fahren und — nichts studiren ist so die Art und Weise, dazu Schulden machen, saufen, karten und den Eltern das Blut abzapfen. Es war viel solider, stiller, und vollends in unserer Sapienz — da ging's streng und pünktlich her. Freilich gab's auch Windbeutel damals, Raufbolde, Faullenzer und Tagediebe. Das waren aber so der reichen Leute Kinder, die Herren Cavaliere, die Söhne der Beamten von Mannheim und Heidelberg, letztere „Kümmeltürken" geheißen. Die trieben allerlei Malefiz, und die Pedelle sahen ihnen für ein paar Kopfstücke durch alle Finger.

„Es gibt halt nichts Neues unter der Sonne! Mir waren aber solche Bursche ein Greuel der Verwüstung! Ich will mich nicht selber loben, wegen des alltäglichen Sprüchwortes vom Eigenlob, aber ich war fleißig, solid, wohlgelitten und von den Herren Sapienz-Directoren besonders bevorzugt.

„Unter Allen auf der Universität war keiner wilder, als ein gewisser F . . . . aus Mannheim, eines Hofgerichtsraths Söhnlein. Dumm, faul, stolz und lüderlich, das waren seine hervorstechenden Eigenschaften. Auf Unsereins achtete er nicht, obgleich ich hörte, er sei bei dem Allem noch, was man „einen guten Kerl" zu nennen pflege.

„Ich weiß es nicht, wie es kam, er schien aber an mir eine Extra-Freude zu haben. Er ging nicht an mir vorüber, ohne mir einen freundlichen Gruß zuzunicken, und einmal sagte er zu mir, als wir uns solo auf dem Schlosse begegneten: Wie geht's, Schneiderus? Ihr seid ein sehr fleißiger, braver Bursch! Kommt doch einmal zu mir; ich wohne auf der Hauptstraße, Nr. 170, am Ecke der Kettengasse bei dem Herrn Kirchenrathe Dr. juris Wundt.

„Ich machte meine Reverenz und dachte: Kannst lange warten und Gott lasse dich gesund, bis du das erlebst!

„Der wär' gewiß der zweite ewige Jud' geworden!

„Item, wie riß ich die Augen auf, als er eines Tages in mein kleines Stüblein in der Sapienz trat, sich mit klirrenden Spornen an den Kanonenstiefeln auf den einzigen leeren Stuhl warf, den Schweiß trocknete, hustete und sagte:

„Meiner Treu, Schneiderus, wenn man Euch 'mal sprechen will, muß man auf Eure Stube kommen! Ich hab' aber eine intime Bitte an Euch, und weiß, Ihr könnt mir helfen und thut's auch. Dabei bemerke ich, daß ich flott bezahle, und Euch thut ein neuer Rock Noth, denn der, den Ihr da anhabt, ist fadenscheinig, wie mein Fleiß. Ueber letzteren Witz brach er in ein wieherndes Gelächter aus, in das ich, trotz meines Aergers, einstimmen mußte.

„Als das gar nicht zu bewältigende Lachen endlich doch aufhörte, versicherte ich ihn, ich würde ihm gerne dienen, dafern ich nur mit meinen schwachen Kräften ausreichte.

„Papperlapapp! rief er, das sind mausige Redensarten! Ich weiß, Ihr seid ein Kapitalkerl. Nun hört: Bis nächsten Sonntag ist meines Herrn Papa Geburtstag. Da möcht' ich ihn doch gar zu gerne mit einem Carmen, einem Gedichte, zur Gratulation erfreuen. Nun geht mir alle poetische Ader ab, und ich kann höchstens die Worte Schmerz und Herz, Brust und Lust und einige dergleichen nennen; aber hab' ich die Reime, so fehlt mir der Gedanke dazu, und ich zerbreche mir fruchtlos den Kopf, was allemal meiner ohnehin schwächlichen Gesundheit übel bekommt. Da seht Ihr wohl, Freundchen, daß ich kein Poëta bin und mein Haupt der Lorbeer nie umgrünen wird. Geht's vollends an ein lateinisches Carmen, wie ich's gerne haben möchte, so stolperte ich alle fünf Minuten über die Füße, finde den Einschnitt nicht, und die Hexameter sind fünf Fuß zu lang oder zu kurz, und mit dem Gedanken

geht's wie im Deutschen. Einen Gradus ad Parnassum schreibe ich nie, denn die Längen und Kürzen machen mich confus und verrückt.

„Da ist mir denn der Gedanke gekommen, Ihr könntet mir aus der Noth helfen, denn Ihr seid Eurer Latinität wegen in der Neckarschule berühmt gewesen, wie mir der Herr Scholarcha, Kirchenrath Fladt, gesagt hat. Wißt Ihr was? Machet mir ein lateinisches Gratulationsgedicht, und Ihr sollt sehen, ich bin dankbar zeitlebens. Nicht wahr, Ihr thut's?

„Nun hab' ich meiner Lebtag viel Verse machen müssen, denn unser Director war ein Versenarr. Mir fällt dabei das Verslein ein:

„Es hat halt Jeder in der Welt
So seinen Extra-Sparren.
Und wenn man's Lichtlein nahe hält —
So sind wir Alle Narren!
Und wenn ein Jeder das erkennt,
Nicht seinen Balken Splitter nennt,
So leben hoch die Sparren!"

„Der hatte den Versesparren. Da war mir's denn ein Leichtes, so ein Dutzend Verse zu machen. Warum sollt' ich's ihm auch geradezu abschlagen? — So sag' ich denn: Ja, ich wollt's thun! Und er ging.

„Als er fort war, setzt' ich mich hin und macht' ihm ein lateinisches Gedicht, das einen halben Bogen einnahm und superfein geglättet, rührend und blumenreich, besonders aber aus der Götterlehre der Alten gehörig ausstaffirt war. Das bracht' ich ihm am Abend.

„Er las es, sprang auf, fiel mir um den Hals und stellte sich wie ein Fohlen, das zum ersten Mal auf die Weide kommt. Ich ärgerte mich ordentlich; aber es war pure Herzensfreude. Dann sprang er an seinen Schrank, zog eine Schublade heraus und

drückte mir Etwas in die Hand, indem er sagte, das sei nur so ein Wahrzeichen seines Dankes.

„Wie erstaunte ich, als ich heimkam und das Papierlein öffnete! Es lagen fünf goldene Ducaten drin! Niemand auf Erden war glücklicher als ich. So viel Geld hatte ich nie besessen, vollends Gold, das ich nur einmal gesehen, als mir Mariechen ihren gehenkelten Rheingoldducaten zeigte, den sie am Tag ihrer Taufe von ihrer Pathe erhalten hatte. Jetzt konnte ich mir ein neues Kleid kaufen, das mir, wie der F . . . . gesagt hatte, wirklich Noth that.

„Dazu ging denn auch das Geld vollends auf. Ich schrieb meinen lieben Eltern dieses Glück, und sie freuten sich in eben dem Maße darüber, wie Mariechen, die übrigens von dem F . . . . nichts wissen wollte, da er ihr bedeutend mit seiner Liebe zugesetzt hatte.

„Es dauerte übrigens kaum acht Tage, so kam F . . . . wieder auf mein Stübchen.

„Ich komme heute zu Euch, Schneider, sagte er ernst, in einer Angelegenheit, an der Ihr die Schuld traget, und mir also auch heraus helfen müßt. Ich hab' Euer Gedicht sauber abgeschrieben und meinem Vater geschickt. Der hielt es in einem verzeihlichen Irrthume für meine eigenste Arbeit und, indem er dem Gedicht überschwängliches Lob zollte, fuhr er fort, daß ein Mensch, der solche Verse machen, ein so classisches Latein schreiben und damit so gewandt hantiren könne, auch als Doctor der Rechte promoviren könne. Da haben wir's nun! Ich kann nicht Doctor der Linken werden, zu geschweigen eines der Rechte. Und doch muß ich, wenn ich nicht meinen Vater unglücklich machen, mir meine ganze Zukunft verderben will. Nun sitz' ich fest, wie ein Vogel auf der Leimruthe, und die Leimruthe ist Euer schönes Gedicht. Bring' ich nun keine Dissertation fertig, oder ist das Latein darin

schlechter, als im Gedichte, so bin ich blamirt bis in's Grab. Ihr müßt mir nun eine Dissertation schreiben, das hilft Alles nichts.

„Aber ich bitte Sie um Gotteswillen, sagte ich, wie kann ich das? Erstens ist es ein Betrug. —

„Ha, ha, ha! lachte der Andere. Betrug? So hättet Ihr mir auch das Gedicht nicht machen dürfen, das war ja auch Betrug! Ihr müßt mir helfen und mit solchen albernen Reden mir vom Leibe bleiben.

„Ferner, fuhr ich in großer Verlegenheit fort, bin ich Theologe und Sie sind Jurist. —

„Das sind Possen! fiel er mir ein. Nehmet irgend eine alttestamentliche Materie, wie zum Beispiel, welches Recht vor der Sündfluth gegolten. Je weniger wir davon wissen, desto mehr Feld zu Hypothesen und desto weiter das Gebiet für Redensarten. Oder, was noch besser wäre, nehmet die mosaischen Ehegesetze. Da könnt Ihr Euer Hebräisch an den Mann bringen und eine profunde Gelehrsamkeit an den Tag legen. Kurz, Ihr müßt! Für's Bezahlen laßt mich sorgen. Es sind Leute hier, die nehmen hundert Gulden für eine solche Dissertation; ich geb' Euch zweihundert, ungefordert!

„Mir schwindelte schier.

„Wie steht's aber mit dem Examen? fragte ich.

„Ei, wie seid Ihr unerfahren! rief er aus. Je schöner die Dissertation, je eher das Examen erlassen wird. Ueberdies, wenn die Herren nur die Gebühren haben und die Dissertation, an die sie sich halten können, so denken sie an kein Examen, und danken Gott, wenn sie dieser Mühe überhoben sind.

„Was wollte ich machen? Er drängte immer mehr, und am Ende mußte ich zusagen, um ihn los zu werden.

„Ich ging anfänglich mit innerlichem Widerstreben an die Arbeit; aber als ich weiter hinein kam, machte sie mir Freude. Die Bibliothek der Universität bot mir einen reichen Stoff dar,

den ich verarbeitete, und in vier Wochen händigte ich ihm die dickleibige Arbeit ein und ich empfing zweihundert Gulden! Welch ein Reichthum für mich Armen! Was sollte ich mit dem Gelde machen? Brauchen konnte ich es nicht. So kam ich denn mit Mariechens Berathung dahin, es meinen lieben Eltern als Nothpfennig einzuhändigen. Das that ich; aber wie erstaunten sie!

„Acht Tage später ging ich am „schwarzen Brette" vorüber, da sah ich das Diplom des Studiosus F . . . . als Doctor der Rechte und des Lobes war darin kein Ende.

„Die Folge dieser Doctorpromotion war nun, daß F . . . . zum Assessor bei dem kurfürstlichen Ehegericht in Mannheim ernannt wurde mit einer hohen Besoldung, und ehe ich die Universität verließ, war er einer der gelehrtesten Räthe dieses angesehenen Collegiums. Er saß dem Glück im Schooße, hatte seine Carrière mit Glanz gemacht und keine Seele ahnete, wer der Urheber einer Dissertation war, die im Druck unter seinem Namen erschien, und vielfach öffentlich gerühmt wurde.

„Und wie wird es Dir ergehen, dachte ich. Mein Gewissen sagte mir, daß ich meine Zeit gut angewendet hatte; ich konnte es mir selber nicht leugnen, daß ich etwas Tüchtiges gelernt hatte und das zeigte sich auch im Examen, denn ich erhielt von Zwölfen, die mit mir waren geprüft worden, das beste Zeugniß. Aber was half's?

„In der gesegneten Kurpfalz wimmelte es von Candidaten und es waren welche da, die bereits vierzig Jahre alt waren, und noch das Loos des Kranken am Teiche Bethesda theilten. Ueberdies hatte sich bei dem edeln Kirchenrath ein Gebrauch ausgebildet, der zu den edelsten der Welt und Geschichte gezählt werden konnte. Alle Pfarreien des Landes waren nämlich in verschiedene Klassen, je nach der Höhe der Pfründe eingetheilt. Jede hatte ihre Taxe, nämlich einen fest stipulirten Betrag, welchen der Candidat an die Herren Kirchenräthe zu bezahlen hatte, wenn

er die Stelle erhielt. Wer reich war, konnte da schnell ankommen; der Arme verkümmerte in seinem Elend. Außerdem waren die Herren besonderen Einflüssen zugänglich und die entfernteste Vetterschaft wirkte mehr, als die vorzüglichsten Kenntnisse und der reinste Wandel. Das waren die Aussichten, die ich hatte. — Denn der gute Inspector war gestorben, dessen Arm im Kirchenrath Etwas für mich hätte wirken können.

„Ich machte meine Visiten bei den Herren, erhielt zum Versprechen goldene Berge — hinter denen eine wüste Haide der trostlosesten Aussicht lag. So ging ich denn nach Ladenburg, um mit meinen Eltern und dem guten Herrn Rector zu berathen. Die Ansicht des Rectors siegte. Er meinte, ich sollte in Heidelberg bleiben, wo Gelegenheit zum Privatunterricht sei, und den Tagedieben von faulen Studenten mit Dissertationen aushelfen. Die Musik sei für mich die allerergiebigste Hülfsquelle, die solle ich recht fließen machen.

„So ging ich denn wieder nach Heidelberg und die treffliche Frau Röthlich gab mir ihr Stübchen wieder umsonst ein, weil ich dem Peterchen nachhalf, der mittlerweile auf die Neckarschule gekommen war, und dem es beträchtlich an Dem fehlte, was man nicht kaufen kann.

„Nach und nach bekam ich den Musikunterricht in den ersten Familien der Stadt, auch anderweitigen, daß ich mein Auskommen hatte. An unwissende Studenten ertheilte ich den benöthigten Unterricht im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen; ich schrieb juristische und philologische Dissertationen, übersetzte medizinische in das Lateinische und erwarb mir mit der Zeit ein ganz anständiges Auskommen; allein mein Amt, um meinen Kräften gemäß wirken zu können, blieb ein Gegenstand der Wünsche und — in weitem Feld. Ich hatte eben kein Geld. Um jede Stelle meldete ich mich, aber ich erhielt keine, weil, wie man mir sagte,

ein älterer Bewerber da war, oder eine hinterlassene Tochter des seligen Pfarrers mit der Pfarrstelle mußte geheirathet werden.

„Es wird Euch einleuchten, daß ich eine solche Zugabe nicht annehmen konnte — denn — meine Seele hing mit heiligen Banden an meinem Mariechen, die so manche gute Partie ausgeschlagen hatte, um mir die Treue zu bewahren. Wir hatten uns lange treu geliebt und in unseren Herzen heilige Treue gelobt, ehe das Wort über ihre Lippe ging. Endlich aber war auch die Scheu vor diesem Bekenntniß überwunden worden, und wir gelobten uns die ewige Treue. Sie war bei der Freifrau von Zilnhardt Kammerjungfer und sparte sich zu unserem Haushalt und ich that deßgleichen. Die Sparpfennige wuchsen und die — Jahre, aber die Hoffnung schrumpfte immer mehr zusammen.

„Meine lieben Eltern waren alt geworden und mein Vater starb endlich. Ich nahm meine liebe Mutter zu mir und sie führte unseren kleinen Haushalt, bis auch sie dem geliebten Gatten folgte. Ach nun stand ich allein. Acht und dreißig Jahre war ich alt, und noch immer Candidat und kein Mensch fragte nach mir, als etwa kranke, faule und zu einer Reise lusttragende Pfarrer aus der Umgegend von Heidelberg, für die ich predigen sollte. Ich that's auch; die Gemeinden hörten mich gern, aber an eine Versorgung dachte Niemand, am wenigsten die Herren Kirchenräthe, die meine Armuth kannten. Nachgerade wurde ich des Lebens überdrüssig, trostlos und schwermüthig.

„Da dachte ich an den Herrn Ehegerichtsrath, dessen Doctordiplom ich erwirkt, und es kam mir der Gedanke, ihn an das Wort zu erinnern, das er mir einst gegeben, mir zeitlebens dankbar sein zu wollen.

„Ich reiste nach Mannheim und ließ mich melden. Obgleich ich meinen Namen deutlich gesagt, wurde ich drei Tage nach einander abgewiesen. Bald war der Herr Ehegerichtsrath in der

Sitzung, bald mit Geschäften überhäuft, bald hatte er vornehme Gesellschaft. Endlich wurde ich vorgelassen.

„Er sah mich befremdlich an, als ich meinen Namen nannte. Habe, meines Wissens, nicht die Ehre, sagte er, Sie zu kennen.

„Erlauben der Herr Ehegerichtsrath, sagte ich innerlich vor Zorn glühend, daß ich Sie daran erinnere, daß ich Ihnen die Doctordissertation schrieb. —

„Ach ja, sagte er darauf lächelnd, die Jugend ist oft träge, und bedient sich fremder Achseln für die eigene Bürde, während sie sie selber besser tragen könnte: meines Wissens habe ich Ihre Mühe anständig honorirt oder sollte —

„Nein, nein, rief ich fast zitternd vor Entrüstung; das ist's nicht, woran ich Sie erinnern wollte, sondern an Ihr Versprechen, für mich einmal Ihren Einfluß geltend zu machen. Ich bin acht und dreißig Jahre alt und bin noch Candidat. Kenntnisse habe ich, das wissen Sie am Besten. Da wollte ich Sie um Ihr Fürwort bitten. Ich habe Sie zum Manne gemacht, Sie sollten mir zu Brod helfen. Nun sehe ich, daß ich mich geirrt. Ich habe nichts zu hoffen. Leben Sie wohl, Herr Doctor!

„Ich wandte mich und ging.

„Der Mensch stand da wie eine begossene Katze. Der reiche, mächtige Mann erbleichte, und ich, der arme, vergessene, brodlose Candidat, ging stolz wie ein König von dannen.

„Es war Samstag. Ich lief in meiner Aufregung in den Schloßgarten, bis sich mein Gemüth beruhigt hätte; aber meine Gefühle waren zu sehr erregt: ich setzte mich an eine verborgene Stelle, stützte den Kopf in die Hand und — ein Thränenstrom entquoll meinen Augen!

„Vor mir lag ein verarmtes Leben ohne Ziel, ohne Aussicht. Was sollte aus mir werden? Konnte ich Mariechen mit mir in das Elend hinabziehen, das ich über mich kommen sah? Immer trüber wurde es mir um die Seele und immer heftiger rannen

meine Thränen. Die Erfahrung, die ich heute gemacht, war die allerbitterste meines Lebens.

Es war schon dunkel, als ich in das Wirthshaus zurückkehrte, wo ich eingekehrt war. Der Wirth war ein redseliger, braver Mann, der sich Mühe gab, mich zu unterhalten. Er erzählte mir Hof- und Stadtgeschichten, die ich kaum halb hörte. Endlich sagte er, der Organist an ihrer Kirche sei gestorben, und morgen sei Probe vor der Wahl. Es hätte sich aber nur Einer für fähig gehalten, die Stelle des ausgezeichneten Mannes anzunehmen, den der Tod der Gemeinde entrissen. Die Stelle trage ein schönes Gehalt ein; das Haus sei sehr hübsch, der Garten groß, und da der Organist keine Schulstelle habe, so sei mit Musikunterricht viel zu verdienen in der Stadt.

„Ich weiß nicht, wie es kam, dies Wort fuhr wie ein zündender Blitz in meine Seele.

„Wie? dachte ich, wenn Dir der Herr hier eine Aussicht eröffnete? Ist's denn nicht auch ein festes, ehrliches und löbliches Stücklein Brod, das Du Dir hier erwerben könntest? —

„Ich sann, während der Wirth fortplauderte, und fragte endlich, ob man sich zum Spiele melden müsse? Und bei wem?

„Er nannte mir einen Vorsteher und ich ging sogleich hin.

„Sie kommen wie gerufen, sagte mir der freundliche Mann, denn soeben hat der Lehrer, welcher sich um die Stelle beworben, mir abgeschrieben. Es steht also bei Ihnen, ob Sie morgen die Orgel spielen wollen. So war denn die Sache schnell abgemacht. Der Vorsteher, der Gefallen an mir zu finden schien, lud mich ein, an sein Instrument zu treten. Ich dachte, das soll so eine Vorprobe sein, und setzte mich. Das Instrument war vortrefflich. Ich hatte lange so keines gespielt. Wie mir's öfter ging, so traf sich's denn auch hier. Ich vergaß, daß außer mir noch Jemand in der Stube war. Alles, was ich heute erlebt, bewegte auf's Neue meine Seele und im wilden Sturm der Gefühle erbrausten

die Accorde. Allmälig legte sich der Sturm. Eine tiefe Wehmuth zitterte durch die Saiten. Meine Seele klagte dem Herrn, was sie schmerzlich durchgekämpft, und das Bewußtsein, daß er alle Geschicke der Menschen zum Besten lenke, sprach sich in milden Weisen aus, und ging zuletzt in den Choral über: „Befiehl du deine Wege ꝛc.", den ich variirte und fugenartig durcharbeitete, bis ich mit einem vollen Accorde das Amen aussprach. Ich stand auf.

„Mit Verwunderung sah ich den ganzen Familienkreis versammelt; die Mutter, zwei Töchter und zwei Knaben, die Söhne des Hauses, waren meine tiefergriffenen Zuhörer gewesen, ohne daß ich es ahnete.

„Herr Candidat, sagte der Vater mit Begeisterung, Sie sind ein Meister, wie mir Wenige vorgekommen sind. Ich bitte Sie, nehmen Sie die Stelle an. Es wird Sie nicht gereuen. Das Vermögen der Kirche ist groß. Der Kirchenvorstand wird einem Mann Ihrer Kunst gern ein Erkleckliches zulegen. Und dann, bitte ich, geben Sie meinen Kindern Unterricht.

„Die Mutter reichte mir ihre Hand und sagte, ich danke Ihnen für den Genuß, den Sie uns bereitet und lege zu der Bitte meines Gatten noch Eine ein, seien Sie heute unser Gast zum Abendbrod, morgen zum Mittage!

„Ach ja! Ach ja! baten die Kinder.

„Mir wurde so eigenthümlich zu Muthe, daß ich fast meinem Gefühle nicht wehren konnte. Das war ein Abstand gegen heute früh bei dem Ehegerichtsrath! Ich konnte den Bitten nicht widerstehen und blieb. Während des Essens erwiederte ich dem Vater, der mir sagte, er habe meine Phantasie so recht mit seinem Herzen begleitet, wie sie so recht Das, was ich an diesem Tage erlebt, abgespiegelt habe. Ich mußte erzählen und that's. Ich ließ sie in mein Leben blicken und das gewann mir diese edeln Herzen vollends.

„Wie empört waren sie über Das, was sie hörten! Auf's Neue bat mich der Vater, meinem innern Berufe zur Musik zu folgen. Er zeigte mir, wie Mannheim gerade der Ort dafür sei, und malte mir, ohne zu lebhafte Farben, eine schöne Zukunft. Es war spät, als ich diese liebe Familie verließ. Schlafen konnte ich nicht.

„Frühe hatte der Vorsteher, der ein reicher, angesehener Kaufmann war, Alles bereits geordnet. In seinem Hause erwartete ich das Lied. Der Küster brachte es endlich. Es war wieder das herrliche: „Wachet auf ꝛc.", und meines Vaters schöne Composition, die ich unvergeßlich inne hatte, trat mir in die Gedanken.

„Es läutete endlich.

„Ich ging mit dem Kaufmanne zur Kirche. Sie war gedrängt voll. Ich setzte mich auf die Orgelbank und spielte meines theuern Vaters Composition und sie hob meine Seele zum heiligsten Gefühl. Ich glaube, daß ich nie seelenvoller gespielt habe. Ohne an den Zweck zu gedenken, zu dem ich spielte, legte sich meine ganze Seele in die Töne, die aus dem herrlichen Instrumente wunderbar hervorquollen. Dann ging ich in die Melodie über und leitete den Gesang. Beim Schlusse desselben blieb ich in der Melodie, und schloß, indem ich sie leise verhallen ließ.

„Der Kaufmann, der neben mir stand, preßte meine Hand in die seine. Er hatte Thränen in den Augen. Daß ich es kurz mache, der Kaufmann führte mich nach dem Gottesdienst in die Sacristei. Dort waren die Geistlichen und die übrigen Vorsteher versammelt. Alle bestürmten mich, die Stelle anzunehmen, und versprachen eine Vermehrung der Besoldung von hundert Gulden für meine Lebenszeit, wenn ich bei ihnen bliebe.

„Mein Herz schlug heftig. Ich kämpfte einen heißen, innern Kampf. Einem mit Liebe gewählten Berufe zu entsagen und in eine andere Bahn einzulenken, ist schwer. Ich bat mir vierzehn

Tage Bedenkzeit aus und reiste noch vor Tische ab, weil es mich drängte, Mariechen Alles zur Entscheidung vorzulegen.

„Ich kam gen Heidelberg mit schwerem Herzen. Noch am Abend eilte ich zu ihr, Alles ihr mitzutheilen.

„Ich ahnete nicht, daß meine Bewerbung um die Organistenstelle so schnell dem hohen Kirchenrathe zur Kenntniß gekommen und allerdings im Schooße desselben einen Sturm hervorgerufen hatte.

„Daß ich dem geistlichen Amt untreu werden und eine untergeordnete Stelle annehmen wollte, weil sie mich hatten viele Jahre darben lassen, ohne mir ein Amt zu geben, das mußte Aufsehen erregen, mußte harte Urtheile hervorrufen, mußte den allgemeinen Unwillen gegen den Kirchenrath aufstacheln und konnte möglicherweise zu den Ohren des Kurfürsten kommen.

„Die Herren waren zu klug, um nicht die Gefahr und die unabweisbaren Nachtheile zu erkennen, die ihnen drohten. Es galt ihnen, Alles aufzubieten, den Sturm zu beschwören. Selbst in ihrer Mitte wurden Stimmen laut, die das Verfahren mit gerechtem Unwillen tadelten und die wurden betroffen, deren Thun am unlautersten in der Besetzungsweise der Aemter hervorgetreten war. Es gingen Briefchen von Einem zum Anderen und auf den folgenden Tag wurde eine Sitzung und Berathung anberaumt, die Mittel suchen sollte, dem drohenden Uebel zu begegnen. Das Alles trug sich zu, als ich bei Mariechen saß und ihr meine Erlebnisse in Mannheim mittheilte.

„Sie hörte mir stille zu. Es lag eine tiefe Wehmuth in ihren Zügen, die mir recht in das Herz schnitt. Als ich ihr die Begebenheit von dem herzlosen Ehegerichtsrathe mittheilte, entfiel ihrem schönen Auge eine Thräne.

„Wohl dem, sagte sie, der sein Vertrauen nicht auf Menschen setzt!

„Recht innig bewegte es sie, als ich ihr sagte, wie ich im tiefen Schmerz im Schloßgarten gesessen.

„Werde nicht muthlos, sagte sie, Gott wird Dir ja schon eine Hülfe bereitet haben, wo Du am gebeugtesten warst!

„Das hat er auch, sagte ich, und erzählte ihr das Folgende, bei dem Wirth und bei dem Kaufmann Reiter Erlebte.

„Sie wurde immer gespannter, und als ich endlich sagte, daß ich zum Organisten erwählt sei, mir aber Bedenkzeit ausgehalten; daß sie die Besoldung verbessern wollten und daß ich eine sorgenfreie Stellung haben würde, da faltete sie ihre Hände und sagte: Siehst Du, lieber Christian, der Herr hat Weg allerwegen und an Mitteln fehlt's ihm nicht!

„Aber was hältst Du von der Sache, liebes Mariechen? fragte ich. Sie erschrack.

„Es ist Deine Sache, Christian, sprach sie ruhig und fest. Mein Wunsch, meine Ansicht, darf nicht im Mindesten entscheiden. Du mußt vor Gott prüfen und dann wählen. Du gibst einen schönen Beruf für immer auf, bedenke das; bedenke aber auch, daß Dir eine schöne, wenn auch untergeordnetere Stellung geboten wird, die aber dennoch eine sehr ehrenwerthe ist und zu dem Dienste des Herrn wesentlich beiträgt, wenn auch in anderer Weise. Ich will recht innig zu Gott beten, sagte sie, daß er Dir Licht gebe, das Rechte zu wählen.

„Damit entließ sie mich, denn die Stunde war da, wo sie zu ihrer Gebieterin mußte.

„Ich ging heim und am Abend kniete ich nieder und betete heiß und innig zu Gott, daß er mir den rechten Weg zeige, und dann legte ich mich nieder und schlief bald ein; aber ein seltsamer Traum beschäftigte mich. Ich war in einer schönen Kirche und mein lieber, seliger Vater saß auf der Orgel und spielte herrlich. Ich horchte mit ganzer Seele den wunderbaren Tönen. Da blickte er mich an und winkte mir. Ich ging zu ihm an die Orgel. Komm', sagte er liebreich, setze Dich nieder und spiele! Und vor mir stand das Choralbuch aufgeschlagen und die Melodie: „Was

Gott thut, das ist wohlgethan." Und ich griff freudig in die Klaviatur und spielte die Melodie. Da erwachte ich. Es war heller Tag.

„Ich stand auf, setzte mich nieder und schrieb dem Kirchenvorstand in Mannheim, daß ich die Stelle annehme.

„So wohl war mir lange nicht zu Muthe gewesen. Es war Friede in meiner Seele, denn ich sah den Traum als eine neue Weisung Gottes an, die Stelle anzunehmen, die mir ohnehin wie eine Fügung Gottes da entgegengebracht wurde, als ich hoffnungslos und trostlos dastand.

„Nie schmeckte mir mein Frühstück besser, als heute; nie ging ich fröhlicher an die Arbeit. Vorher aber schrieb ich Alles Mariechen, und Nöthlich's Peterchen brachte mir die Antwort zurück, die nur aus den Worten bestand: „Was Gott thut, das ist wohlgethan, dabei will ich verbleiben!"

„Ganz unerwartet kam am Mittag des Kirchenraths Bote, der mich zu dem Kirchenrathe H . . . . . beschied.

„Was mag der wollen? fragte ich mich verwundert, zog meinen besten Rock an und ging hin.

„Der Herr sah sehr finster drein.

„Setzen Sie sich, Herr Candidat, sagte er, denn ich habe ein ernstes und nachdrückliches Wort mit Ihnen zu reden. Ich that, wie er geboten, und er hob an: Es ist eine Mähr zu Ohren des hochwürdigen Kirchenraths gedrungen, die ihn mit gerechtem Unwillen gegen Sie erfüllt hat. Man hat uns gestern durch einen Eilboten von Mannheim berichtet, daß Sie gesonnen seien, die Organistenstelle anzunehmen, die der dortige Kirchenvorstand zu besetzen hat. Wir hoffen, daß es bloß ein blinder Lärm ist.

„Da er einen Augenblick inne hielt, so fiel ich ein und sagte: Der hochwürdige Kirchenrath hat die volle Wahrheit gehört!

„Da sprang er auf und wurde ganz bleich. Wie? rief er, es wäre wahr? Sie hätten so ganz die Würde des geistlichen Amts

aus dem Auge gesetzt, daß Sie, ein Theologus, eine Organistenstelle anzunehmen im Sinne hätten?

„Erlauben Sie, Herr Kirchenrath, sagte ich, daß ich Ihre Meinung berichtige. Seit vierzehn Jahren bin ich Candidat. Daß ich arm bin und nur mit Kummer und Sorgen mein Brod aß, ist Ihnen bekannt; daß meine Kenntnisse tüchtig sind, haben Sie selbst beurkunden helfen; daß ich mich um jede erledigte Pfarrstelle im Lande bewarb, ist weltkundig, wie Das, daß ich keine erhielt. Immer waren Vettern da; immer erhielten sie Solche, die begünstigt waren oder die Mittel hatten, sich die Gunst zu erwerben und zu sichern; mehrmals wurden schmachvolle Bedingungen gemacht, als da waren: die Heirath der Pfarrwittwe oder einer Tochter, die ich nicht eingehen konnte. In Summa — für mich fand sich keine Stelle. Da bin ich der Mißhandlung müde geworden; müde des kümmerlichen Erwerbs; müde des Duldens und Harrens, und habe den schönsten Wünschen meines Herzens, dem mit Liebe gewählten, mit Treue erstrebten Beruf entsagt. Ich bin erwählter Organist. Die Sache ist zu Ende und ich glaube, auch unsere Unterredung, so Gott will, die letzte in dieser Welt.

„Ich nahm meinen Hut, verbeugte mich und wollte gehen.

„Ihr hättet den hohen Herrn sehen sollen, wie er erdfahl aussah, wie seine Lippe zitterte; wie Grimm und Scham in ihm um den Vorrang stritten!

„Er faßte krampfhaft meinen Arm und drückte mich auf den Stuhl zurück.

„Sie haben da harte Worte geredet, die ich nicht anhören dürfte, sagte er nach Fassung ringend; aber ich will sie nicht gehört haben, will sie vergessen. Nur das Eine muß ich Ihnen sagen, Sie müssen die Zusage zurücknehmen. Sie beschimpfen den Stand der Diener der Kirche heillos. Sie bringen den hochwürdigen Kirchenrath in eine fatale Lage. Das unverdiente Urtheil der Welt

wird ihn treffen. Haben Sie das bedacht? Hören Sie weiter! Wir haben heute in der Vormittagssitzung beschlossen, Ihnen die erste vacant werdende Stelle zu übertragen. Hören Sie es! Schreiben Sie auf der Stelle ab. Hier ist Feder und Tinte!

„Mir war während dieser Worte eine Ruhe in die Seele gekommen, die mir eine Festigkeit des Willens gab, welche auch diese Versuchung überwand.

„Nein, sagte ich fest. Zu lange haben Sie mich schmachten lassen. Die Jahre meiner Jugend haben Sie todtgeschlagen und nun, wo Sie Schmach und Schande wittern, wollen Sie einen Armen anstellen. Ich habe kein Geld, eine Stelle zu bezahlen. Leben Sie wohl! —

„Ich ging und sah noch, wie er die Hände zusammenschlug und in seinen Sessel sank.

„Ich hatte mein Herz ausgeschüttet und war standhaft geblieben. Das gab mir Frieden.

„Ich ging heim in mein Stüblein und dachte nach über das unselige Treiben der Menschen.

„Nach einer Stunde kam der Kirchenrathsbote wieder und brachte einen Brief.

„Ich war lange zweifelhaft, ob ich ihn erbrechen sollte; der Bote war angewiesen, auf eine Antwort zu warten.

„Er bat mich, wahrhaft flehend, den Brief zu erbrechen.

„Ich that's endlich.

„Es war die Ernennung zum Vicarius des alten Pfarrers zu K . . . . . bei Mannheim. Ich traute meinen Augen kaum. Den Pfarrer kannte ich wohl. Er war ein noch sehr rüstiger Mann, der aber zu bequem war, das Filial zu bedienen, und sich deßhalb einen Vicar hielt.

Es war ein Nothschuß, das lag am Tag. Und Gott weiß, wie lange ich wieder hätte warten können, zumal ich nun den Stab

Wehe über meinem Haupte sah, da ich von der Leber weg geredet hatte, wie man's von einem Candidaten nicht erwartet hatte.

„Kurz besonnen, setzte ich mich nieder und schrieb, daß ich als wohlbestallter Organist der Kirche zu Mannheim fürderhin keinen Dienst als Diener am Worte mehr beanspruchen könne und diese Ernennung nur irrthümlich erfolgt sein müsse, indem ich am heutigen Mittage Herrn Kirchenrath H . . . . . meine allerbündigste Erklärung abgegeben habe.

„Damit war denn für immer die Brücke abgebrochen, die eine Rückkehr möglich gemacht hätte. Ich eilte sogleich zu Mariechen und theilte ihr Alles mit.

„Sie lächelte selig.

„Ach, sagte sie, Dir hat Gottes Gnade den rechten Weg gezeigt, nun wollen wir ihm dankbar bleiben unser Leben lang. Ich ging nun gleich am anderen Morgen nach Ladenburg, wo der wackere Rector noch, hochbetagt, lebte. Auch er billigte vollkommen meinen Entschluß und wünschte mir Glück.

„Von da ging ich nach Mannheim, wo ich mit Freuden begrüßt wurde. Hier ordnete ich Alles zu meinem Ueberzuge.

„Von meinem Sparpfennig und dem Mariechens bestritt ich unsere bescheidene Einrichtung. Dann kehrte ich nach Heidelberg zurück und leitete das Nöthige zu unserer Trauung ein, und als sie vollzogen war, reisten wir, reich beschenkt von der edeln Dame, bei der Mariechen seit Jahren gewesen war, an unseren neuen Wohnort.

„Wir haben den Schritt nie bereut. Unsere Lage war eine sorgenlose und glückliche bis heute. Zwar hat uns der Herr den Kindersegen nicht beschert, aber unsere Tage hat er heiter und glücklich sein lassen. Dafür sei er gelobt und gepriesen.

„In Mannheim sind wir allzeit mit großer Achtung und Ehrerbietung behandelt worden, und in dem großen Kreise unserer

Freunde war die Familie des braven Kaufmannes Reiter die erste und theuerste.

„Noch Eins muß ich erzählen, sagte der Vetter.

„Mit dem Herrn Ehegerichtsrath kam ich nie zusammen; doch grüßte er mich allemal sehr zuvorkommend, wenn er mir begegnete. Er starb vor etwa sieben Jahren. In der Todesanzeige stand zu lesen, daß er der gelehrteste und tüchtigste Beamte gewesen, und daß es für die Wissenschaft nicht genug zu beklagen sei, daß er, da seine ebenso gelehrte als geistreiche Doctordissertation so viele Kenntnisse verrathen und noch so Schönes habe hoffen lassen, unter den vielen Berufsgeschäften, die Zeit nicht mehr habe erübrigen können, den Schatz seines reichen Wissens der Welt durch weitere gelehrte Werke zu erschließen.

„Ich lächelte, als ich das las, und reichte das Blatt meiner lieben Frau.

„Sie lächelte auch und sagte: Dieser säet, und Jener erntet. Aber wie erstaunten wir, als sich in seinem Testament ein Codicill fand, das bestimmte, daß der Herr Organist Christian Schneider ein Legat von Tausend Gulden erhalten solle, weil er, der Herr Ehegerichtsrath, ihm vielen Dank schuldig sei.

„Siehst Du, sagte Mariechen, der Mensch war doch noch der schlimmste nicht!

„Was mein eheliches Leben betrifft, schloß der Vetter, so ist es ein heiterer Frühlingstag gewesen, und der Feierabend wird, Gott gebe es, ein heiterer sein, denn ich hoffe, wir sollen nicht lange getrennt bleiben."

„Sehen Sie, sprach mein Nachbar, als er diese Geschichte beendet hatte, das ist ein Stück kurpfälzer Geschichte. Wenn darum die Leute dies alte Regiment loben, geht's mir allemal wie ein Scheermesser durch's Herz. Ja, es hatte sein Gutes, aber es war ganz abscheulich viel Schatten bei dem wenigen Licht.

„Um aber noch einmal auf meinen Herrn Vetter zu kommen, so hatte er eine Vorahnung am Schlusse seiner Erzählung ausgesprochen, die ihre volle Erfüllung fand. Seine treffliche Frau, mit der er ein Leben wie im Himmel schon hier auf Erden geführt, starb zuerst, und nicht volle acht Tage drauf folgte die ganze Stadt Mannheim dem allverehrten Manne zu Grabe. Einen Organisten wie ihn konnten sie nicht wieder finden."

Der Sessel des Ohms Joseph.

Eine Mainzer Stadtgeschichte aus der goldenen Luft.

1.

Es ist eine allgemeine Klage, besonders bei alten Handwerksmeistern, daß das fabrikmäßige Betreiben der Handwerke das Verarmen der nicht selbstständigen Meister mit reißender Schnelligkeit herbeiführe, indem es sie zwingt, für Einen ihres Gleichen zu arbeiten, den die Gunst der Verhältnisse zum schwunghaften Betriebe befähigte, während sie dessen abhängige Gesellen werden. So ist es in der alten Rheinstadt Mainz auch mit dem Schusterhandwerk ergangen, und wer in der Schustergasse und in den neuen Hallen am Rhein, auch wohl in anderen belebten Theilen der Stadt, die Schuh- und Stiefelläden sieht, wer es weiß, daß auf allen nahen und fernen Märkten und Messen Mainzer Schuhfabrikanten ihre Läden aufschlagen mit ihrer wirklich schönen, dauerhaften und preiswürdigen Waare, dem wird es begreiflich, daß viele arme, herabgekommene, darbende Meister für den Einen reichen Zunftgenossen arbeiten, der den Preis bestimmen kann, um den sie sich plagen, und der dem Glücke im Schooße sitzt, während sie an der Werkbank, neben demselben, ihre Tage fristen im Schweiße ihres Angesichts.

Davon wußte mit schweren Seufzern Einer zu reden, dem das Glück nie sonderlich freundlich gelächelt. Es war der alte Meister Glöckner, der in der goldenen Luft wohnte, in einer Straße, die jedes Mainzer Kind wohl kennt und auch weiß, wie sie in schweren Zeiten diesen Namen gewonnen, der heutzutage wie ein

bitterer Spott klingt, da dort wohl Luft in Hüll' und Fülle, auch, wie damals, reine und gesunde, zu athmen ist, des Goldes aber nicht sonderlich viel gefunden wird.

Es lagen nun schon siebenzig Jahre auf des braven Mannes Nacken und hatten ihn gar tief gebeugt, und der Schnee der Jahre lag auf dem Haupte nicht erst seit kurzem. Auch er war fröhlichen Muthes aus der Fremde gekommen, weil er etwas Tüchtiges gelernt hatte und jung und kräftig war; auch er hatte den strengen Anforderungen seiner Zunft in Prüfung und Meisterstück genügt und war mit Kosten und Ehren Meister geworden; auch er hatte sich in sicherer Aussicht ausreichender Kundschaft gesetzt, hatte ein Nachbarskind heimgeführt und blickte voll Hoffnung in die Zukunft, denn man sagt ja, das Handwerk habe einen goldenen Boden. Es war auch gut gegangen, aber nun kamen Kriegszeiten und das sind Sorgen- und Jammerzeiten; es kam ein Bombardement der Stadt, eine lange Belagerung, Alles wurde theuer, Jedermann behalf sich und, was noch schlimmer war, es kam eine pestartige Krankheit. Aller Verkehr stockte und auch Meister Glöckner wurde von Krankheit und Noth heimgesucht. Seine Kinder starben dahin, er und seine Gattin genasen zwar wieder, aber er war weit zurückgekommen. Sein Vaterhaus, ein zweistöckig Haus von altem Ansehen und alter Bauart, war, als ein Holzhaus, baufällig geworden; sollte es nicht die Bewohner unter seinen Trümmern begraben, mußte es erneuert werden. Da blieb denn keine Wahl, er mußte das Haus mit dem kleinen Gärtchen in eine Hypotheke legen und es herstellen. Um aber arbeiten zu können, brauchte er Leder — und Geld fehlte. Es blieb also nichts übrig, als daß er borgte bei dem Lederhändler, und das Borgen reimt auf nichts besser als: Sorgen alle Morgen.

Als er die bekümmerte Miene seiner Frau sah, sagte er tröstend: „Nettchen, vom Verdienste wird's gleich wieder bezahlt.“ Der Verdienst ging indessen nicht gleich ein, da Glöckner auf Rechnung für viele Kunden arbeiten mußte; um zu leben, bedurfte man aber

des Geldes, wie bescheiden man auch lebte, und als die Rechnungen bezahlt wurden, — blieb ein Theil der Schuld stehen und neues Borgen steigerte des Lederhändlers Guthaben. Glöckner, der früher mit zwei Gesellen arbeitete, ließ einen davon ziehen und saß halbe Nächte an der Werkbank. Mittlerweile waren die Zünfte mit der Franzosenherrschaft zusammengebrochen. Wer ein Patent löste, durfte sich als Meister setzen. Die Zahl derselben in der goldenen Luft mehrte sich. Die jungen Meister rissen die Kundschaft an sich und drückten die Preise. Meister Glöckner entließ bald auch den letzten Gesellen und arbeitete allein und hämmerte manchen Seufzer in die Sohlen hinein, die er auf seinen Knieen schlug. Es sollte aber noch herber für ihn kommen. Sein Nettchen, die treue Gefährtin seiner Tage, schenkte ihm noch eine Tochter und stand aus dem Wochenbett nicht mehr auf. Das beugte ihn unendlich tief, aber er raffte sich gewaltsam empor, denn er hatte nun noch ein Wesen, für das er sorgen mußte, und ein so hülfloses, so theuer erkauftes!

Durch die lange Krankheit seiner Frau war seine Kundschaft noch mehr zusammengeschmolzen, da er Krankenpfleger sein mußte und sie daher nicht rasch genug bedienen konnte. Da blieb nichts übrig, als auf's Stück für die Schuhfabrikanten in die Stadt zu arbeiten. Er war Zunftmeister gewesen und nun war er Geselle eines Mannes, der bei ihm das Handwerk erlernt und nicht einmal Zunftmeister war, sondern nur ein Patent hatte, — aber es war so. Dennoch hatte er sein Auskommen und konnte auch die Zinsen seiner Hypothekar- und seiner Lederschuld bezahlen, denn er nahm Miethsleute in das zweite Stockwerk und behalf sich mit seinem Kinde, das lieblich heranwuchs. Er ließ es im Nähen und Kleidermachen unterrichten und es überhaupt lehren, was er vermochte, um ihm eine bessere Zukunft zu sichern. Und das Mädchen hatte viel Geschick und Verstand. Aber Glöckner wurde alt und schwach. Das Arbeiten während ganzer Nächte ging nicht mehr, der Verdienst wurde schmäler. Waren die Zinsen bezahlt, so blieb zum Leben

nur zu wenig übrig. Nun, das Entbehren wurde Glöckner nicht schwer; war er doch nie ein Wirthshausgänger, hatte sein Glück nie außer den stillen Mauern seines Hauses gesucht und war stets mit Wenigem zufrieden gewesen. So konnte er's tragen, wenn nun das Wenige noch weniger wurde, und nur für sein Käthchen that ihm das Darben wehe. Nach und nach besserte sich das zwar wieder, denn Käthchen ging nun aus in die Häuser zu nähen und Kleider zu machen. Alle Frauen und Mädchen von der goldenen Luft bis in die Gaugasse waren ihres Lobes voll, denn sie nähte außerordentlich fein und die Nadel flog ordentlich, und dennoch nähte sie nicht „wie (nach dem rheinischen Sprüchworte) der Schneider Puff, dem, was er heute näht, geht morgen wieder uf," sondern es war fest und dauerhaft. Ueberdies nahm sie das Maß ausgezeichnet, schnitt sicher nach dem Pariser Modejournal aus freier Hand, ohne Patronen, und hatte einen Geschmack wie die feinste Modeschneiderin auf dem Boulevard des Italiens in Paris. Außerdem konnte sie die Hüte vom vorigen Jahr nach dem neuesten Pariser Muster umarbeiten und machte und verzierte Häubchen zum Küssen schön. Rath wußte sie in allen Fällen zu geben, wie eine erfahrene Frau, wenn es auf Stoffwahl ankam, ob's zum Gesichte und Haar stehe; und wenn etwa an der Gestalt irgend ein kleiner Mangel war, etwa eine höhere Hüfte oder dickere Schulter, so wußte sie im Korsette die Geschichte so kunstfertig zu verdecken, daß kein Mensch es ahnte, — und sie war doch erst achtzehn Jahre alt! — War sie schon durch ihre Geschicklichkeit ein Liebling der Leute, so war sie es in eben dem Maße durch ihre stete Freundlichkeit und Dienstfertigkeit. Auch wenn man nichts als ihren Rath wollte, so kam sie gelaufen und gab ihn mit Freuden. Ihre anmuthige Erscheinung nahm vollends für sie ein und der fleckenlose Ruf vollendete ihren Werth in den Augen aller Leute. Man wußte, daß sie mit Schambattist Kugler so gut wie verlobt war, und das erhob sie weit über etwaiges böses Gerede.

Aber obgleich Käthchen viel verdiente durch ihren Fleiß und ihre Geschicklichkeit, so konnte das doch den völligen Ausfall des Verdienstes ihres Vaters nicht ersetzen. Der alte Mann war brodlos, weil er nicht mehr arbeiten konnte. Seine Augen waren blöde geworden, seine Arme und Hände kraftlos. Das Alter, eine Krankheit, die allen anderen zur Grundlage dient, war schnell und mächtig über ihn gekommen. Der Lederhändler hatte gerade so lange Geduld geübt, als Meister Glöckner Leder bei ihm nahm. Da das aufhörte, brach auch der Faden seiner Geduld und Milde. Er drängte den Greis unablässig und wurde endlich klagbar, zumal Glöckner etliche Jahre die Zinsen schuldig geblieben war. So kam es denn nothwendig dahin, daß er die Pfändung eintreten ließ.

2.

Eines Tages saß Käthchen am Fenster und nähte mit großem Fleiße. Sie hob das schöne Auge nicht ein einziges Mal zur Höhe des Fensters, um etwa zu erfahren, wer draußen vorübergehend den Schatten geworfen, der über ihre weiße Näherei hinglitt. Dann und wann seufzte sie tief, doch suchte sie solche Seufzer vor dem Greise zu verbergen, der in seinem Lehnstuhle mit gefalteten Händen saß und seine kummervollen Blicke bald zur Decke erhob, bald auf dem lieblichen Kinde ruhen ließ, das ihm Gott als einen Segen seines Alters geschenkt und erhalten hatte. An seiner Seele gingen die Erlebnisse vorüber, deren wenige geeignet waren, heitere Erinnerungen zu wecken. Sie reiheten sich in düsterer Folge an einander bis zu den kummervollen Tagen, die er jetzt durchlebte, da er in jedem Augenblicke ein Ereigniß zu befürchten hatte, das, wie kaum ein anderes, ihn drückte. Plötzlich stieß Käthchen einen Schrei aus.

„Hast Du Dich gestochen, Kind?“ fragte der erschrockene Greis voll banger Sorge, da er das Mädchen leichenblaß dasitzen sah. Ihre Hand war herabgesunken, das weiße Kleid, an dem sie arbei-

tete, glitt langsam neben ihr zur Erde. Sie schwieg; aber in demselben Augenblicke wurde, ohne anzuklopfen, die Thüre geöffnet und zwei Männer, ein älterer und ein jüngerer, traten herein. Was sie wollten, war weder Glöckner noch Käthchen zweifelhaft. Der ältere war eine lange, klapperdürre Figur, mit einem Gesichte, dessen Anblick das Herzblut konnte stocken machen. Mühsam waren die wenigen langen Haare des Hinterkopfes über den entblößten Schädel gestrichen, ohne daß sie die Wüste, welche dort herrschte, verdecken konnten. Einzelne derselben standen gerade in die Höhe, weil sie sich dem Striche der Hand entzogen, welche sie alle paar Augenblicke in die gezwungene Lage zu bringen versuchte. Die Stirne war schmal und hoch. Unter ungemein buschigen Brauen blitzte ein kleines, tiefliegendes Auge hervor. Die große Habichtsnase senkte ihre scharfe Spitze weit über den eingefallenen, fast zahnlosen Mund, und das lange Kinn trat so weit in aufwärts gehender Richtung vor, daß es schier die Nasenspitze berührte. Boshaft, tückisch, gefühllos war der Ausdruck des gelben Gesichtes. Eine Brille ruhte auf dem tiefeingebogenen Sattel der Nase und schien nur die Bestimmung zu haben, die unheimlichen Blitze der Augen etwas zu verdecken. Es war in der That ein entsetzlicher Mensch und seines Zeichens ein Gerichtsvollzieher. Der andere war ein junger Mann, dessen in Saffian verhüllte Papierrolle seine Eigenschaft als Schreiber des Gerichtsvollziehers Crambolini verrieth. Sein sanftes Gesicht war der entschiedenste Gegensatz zu dem seines Brodherrn.

„Guten Tag," sagte der Gerichtsvollzieher barsch und mit einem schneidenden Ton, und warf seinen Strohhut auf den Tisch. „Ich bin doch hier recht? Ich suche den Schuster Glöckner?" In dem Augenblick sah er Käthchen. „Der Tausend!" rief er aus, und sein diabolisches Gesicht nahm einen noch widerlicheren Ausdruck an, „der Tausend, solch eine Perle hätte ich in der goldenen Luft nicht gesucht!" Er faßte ihre kleine Hand und wollte sie

küssen, doch zog sie das Mädchen empört zurück, und zwar so rasch und heftig, daß sie mit seiner Nasenspitze in eine sehr unangenehme Berührung kam. Der Gerichtsvollzieher fuhr zurück. „Nun, nun," sagte er, „nicht so heftig, Mamsellchen! Sprödesein hat sein Schönes, doch nur unter Umständen. Sehr artig war das nicht für ein so reizendes Mädchen."

Der alte Mann war beim Eintritt der Beiden aufgestanden, um sie zu begrüßen. Er zitterte vor Schrecken; dennoch ergriff ihn ein tiefer Unwille, und er sagte: „Arm sind wir, aber unbescholten, Herr Gerichtsvollzieher. Thun Sie, was Ihres Amtes ist, und lassen Sie mein Kind in Frieden."

Roth, wie ein gesottener Krebs, fuhr Crambolini herum. Ein giftiger Basiliskenblick aus den kleinen Augen traf den Greis, und heftig sagte er: „Ihr habt Recht. Es soll geschehen. Setzen Sie sich, Lederer, und dressiren Sie den Kopf des Aufnahmeprotokolls. Schonung ist hier nicht am Orte."

Der Schreiber gehorchte und der Gerichtsvollzieher schlug trotzig die Arme übereinander und blieb mitten in der Stube stehen, indem er seine Augen auf das Geräthe richtete, welches umher an den Wänden hing und stand, was jedoch nicht verhinderte, daß diese Augen bisweilen auf Käthchens Gestalt weilten, die leise weinend in der Nähe der Thüre stand, wohin sie sich zurückgezogen hatte, um nöthigenfalls schnell zu fliehen. Nach einer Pause peinlichen Schweigens, in der der alte Mann dem Gerichtsvollzieher einen Stuhl hinsetzte und ihn einlud, sich niederzulassen, hub der Gerichtsvollzieher an: „Ihr wißt, daß ich hier bin, um in Folge richterlicher Verfügung eine Pfändungsaufnahme für den Lederhändler X. vorzunehmen."

„Ich weiß es," sagte Meister Glöckner mit schmerzlichem Ausdruck.

„Lederer, sind Sie fertig?" fragte der Gerichtsvollzieher, „oder hat Sie das Flennen des spröden Gänschens hinter Ihnen confus gemacht?"

Der Schreiber warf dem Langen einen Blick des Unwillens zu und erwiederte: „Dictiren Sie, wenn es Ihnen beliebt!“

„Gut, so fangen Sie an: Ein Spiegel, eine Kommode, — wahrscheinlich liegen darin die Fähnchen des schönen Kindes? Muß ausgeräumt werden, weil sonst der Inhalt mitgeht.“ — So fuhr er fort, alle Mobilien des Zimmers aufzeichnen zu lassen. „Ein Bild,“ sagte er nach einigem Schweigen, in dem er die Züge des Bildes mit denen des Mädchens verglichen hatte, denen sie sprechend ähnlich waren.

„Um Gottes willen, haben Sie Erbarmen, es ist das Bild meiner seligen Mutter!“ rief das Mädchen mit krampfhaft vor der Brust gefalteten Händen. „Lassen Sie es uns; es wird ja doch für sonst Niemand Werth haben.“

Er blickte sie mit einem bösen Blick an und sagte in schneidendem Tone: „Wenn es so viel Werth für Sie hat, Mamsellchen, so können Sie es ja ersteigern und so einen Theil der Schuld bezahlen.“

Das Mädchen zuckte in sich zusammen. Sie bedeckte ihre Augen mit ihren Händen und weinte wieder leise. Er trat zu ihr und flüsterte ihr etwas in's Ohr. Empört stieß sie ihn zurück und eilte hinaus. Der Herr Gerichtsvollzieher lachte hell auf. Der Secretär beugte sich tief auf sein Protokoll, um seinen Zorn zu verbergen, und der Greis stand da wie eine Bildsäule. Er wollte reden, aber er konnte nicht. Seine Lippe zitterte wie seine Glieder.

Der Gerichtsvollzieher wandte sich jetzt gegen ihn und sah den Sessel.

„Ei,“ rief er aus und trat näher, „wie kommt denn Saul unter die Propheten? Das ist ja ein köstlich Stück alter Kunst. Habt's wohl einmal gesteigert irgendwo? Hm, wirklich schön, doch etwas fremdartig.“

„Nein,“ sagte der Greis, der sich kaum sammeln konnte, „es ist ein Erbstück in der Familie.“

„So?“ fragte höhnisch der Gerichtsvollzieher. „Ihr stammt wohl von irgend einer adeligen Familie ab, oder von dem berühmten Glöckner von Notre-Dame de Paris?“

„Meine Voreltern waren ehrsame, unbescholtene Bürger der Stadt Mainz,“ sagte der Greis. „Ein Bruder meines Vaters aber war in Ostindien und dem gehörte der Sessel.“

„Aha, ich merke,“ spottete der Gerichtsvollzieher, „er war wohl Nabob von Mysore?“

„Ich verstehe Ihre Worte nicht,“ sprach der Greis, „aber daß es Hohn ist, fühle ich. Es ist nicht fein, des Unglücks zu spotten,“ setzte er hinzu. „Mein Oheim war nur ein Kaufmann, aber ein unbescholtener Mann.“

„Ohne Zweifel aber ein Millionär?“ sagte in etwas verändertem Tone der Gerichtsvollzieher, dennoch aber mit spöttischer Miene.

„Auch das nicht,“ entgegnete der Greis. „Unter dem Wenigen, was er hinterließ, war dieser Sessel. Mir ist er sehr theuer. Mein Vater hat schon darin gesessen und starb darin. Meine liebe Frau hat ihren letzten Seufzer darin ausgehaucht, und ich dachte vielleicht auch darin einst sterben zu können, wenn es Gottes Wille wäre.“

„Wenn das nicht zwischen heute und morgen früh neun Uhr geschieht, so wird nichts daraus,“ sagte der Gefühllose; „denn ich muß ihn wegnehmen. Er ist weitaus das Beste, was Ihr habt. Die kunstvolle, fremdartige Schnitzerei daran dürfte ihn hoch im Werthe bringen. Für Euch ist so etwas ohnehin nicht.“

„O, Herr Gerichtsvollzieher,“ flehte der Greis mit gerungenen Händen, „nehmen Sie Alles, was ich habe, nur lassen Sie mir altem, lebensmüdem Mann diesen Sessel! Sie wissen nicht, welchen Werth er für mich hat.“

„Ihr sitzet auf einem Strohstuhle eben so gut,“ entgegnete der Gerichtsvollzieher. „Ich kann nicht den thörichten Einbildungen nachgeben. Wenn es von Euch abhinge, so bekäme ich nichts. Ab!

Schreiben Sie, Lederer: Ein Sessel von ausländischem Holze mit schönem Schnitzwerk.“ Der Gerichtsvollzieher verließ nun die Stube, um in die Küche zu gehen. Nach einiger Zeit kam er wieder herein und nannte dem Secretär eine Anzahl Küchengeräthe, welche dieser aufschrieb.

„Wie sieht es oben im Häuschen aus?“ fragte er dann den Greis.

„Leer,“ versetzte dieser schmerzlich. „Unsere Miethsleute, die zwölf Jahre bei uns wohnten, mußten ausziehen, seitdem wartet das Geschoß auf neue Miethsleute, die sich aber in diesem Theile der Stadt selten finden. Wollen Sie die Zimmer einsehen?“

„Nein,“ sagte kurz der Gerichtsvollzieher. „Schließen Sie ab, Lederer,“ bemerkte er dann und wandte sich zu dem Greise. „Ihr bürgt mit Eurer Person und ebenso Euer Töchterlein dafür, daß von Allem, was ich aufgenommen habe, kein Stück bis morgen früh acht Uhr abhanden kommt. Merkt Euch das. Fehlt das Geringste, so lasse ich Euch verhaften.“ Er setzte seinen Strohhut auf und ging. Der Schreiber folgte ihm, zuvor jedoch trat er zu dem Greise und sprach leise: „Fluchet mir nicht! Ich weiß, wie es der Armuth ist; aber ich schreibe um mein täglich Brod bei diesem Menschen.“

Der Greis sah ihn freundlich an. „Ach,“ redete er, „auch ihm will ich nicht fluchen. Er hat seinen Lohn dahin. Gott vergelte Euch Euer Mitleid.“ Der Schreiber drückte dem Greise die Hand und ging seinem Meister nach. Der Alte aber faltete seine Hände und sprach: „Es ist eine schwere Heimsuchung, aber ich beuge mich demüthig unter deine gewaltige Hand. Nicht wie ich, sondern wie du willst, o Herr, so geschehe mir!“

3.

Die Sonne dieses für Meister Glöckner und seine Tochter so traurigen Tages war endlich hinabgesunken und die Dämmerung trat ein. An ein Nachtessen hatten Vater und Kind nicht gedacht,

weil das Bedürfniß vor dem Schmerze nicht aufkommen konnte. Treue Nachbarn und Nachbarinnen waren bis zu der Stunde bei ihnen gewesen, die sie selbst in den Kreis ihrer Häuslichkeit zurückrief. Jetzt waren sie allein und saßen still und ihr Loos überdenkend da. Es war nämlich mit Grund zu befürchten, daß nun auch der Hypothekargläubiger seine Rechte geltend machen werde und — was sollte dann aus den Armen werden? Aus den theuren Räumen des Vaterhauses getrieben, mußten sie irgend ein Dachstübchen miethen und zu den Kosten der Erhaltung des armen Lebens kam noch die Zahlung der Miethe. Das und anderes bewegte ihre Herzen und machte sie schwerer als sie schon durch die heutige Erfahrung waren. Ach, dachte still in sich hinein der Greis, Nettchen, dir ist wohl. Ich habe tief, tief um dich getrauert und doch danke ich heute meinem Gott und Herrn, daß du das nicht hast erleben und durchmachen müssen! Wär' ich bei dir, wie wohl wäre mir! — Doch nein, Gott, vergib mir den Wunsch! Ich will warten in Geduld, bis du mich abrufst. Müßte ich doch mein Kind hier allein lassen, wo Rohheit sich alles gegen die Armuth erlaubt.

Diesen Gedankengang unterbrach ein leises Klopfen an die Thüre. Auf den Ruf: Herein! traten zwei Personen in das Zimmerchen, eine betagte Frau und ein junger Mann.

„Guten Abend!" grüßten sie vertraulich.

„Ach, dacht' ich's doch, Ihr kommt heute zu uns an diesem schweren Tage!" sagte Glöckner und räumte der Frau den Sessel ein, die ihn jedoch nöthigte, sitzen zu bleiben und schnell auf einem der Strohstühle Platz nahm. Der junge Mensch war zu Käthchen getreten und hatte innig ihre Hand gedrückt. Sie sprachen leise miteinander, während Meister Glöckner der Frau Alles berichtete, was an diesem traurigen Tage sich ereignet hatte. Es war Frau Kugler und Schambattist, ihr Sohn, Käthchens Bräutigam, wie man in der goldenen Luft unbedingt anzunehmen sich für berechtigt hielt.

Frau Kugler war die Wittwe eines Musikanten, der seine erste Geige ganz wacker gespielt hatte, so lange er konnte; aber eine langsame Zehrung hatte ihn vor zwei Jahren weggerafft. Lange Jahre waren Kugler's Miethsleute Meister Glöckner's gewesen und all' die vielen Jahre war die Freundschaft der Familien nicht einen Augenblick unterbrochen worden. Die Kinder wuchsen auf wie Geschwister, und erst in späteren Jahren zeigte es sich, daß eine tiefe und treue Liebe ihre Herzen verband. Dagegen hatten die Eltern nichts einzuwenden, und so waren sie denn als ein Paar betrachtet worden, das so recht für einander bestimmt sei, und sie selbst fühlten sich unendlich glücklich in diesem Verhältniß und Bewußtsein.

Schambattist war ein braver Schüler der Realschule gewesen, und als er diese durchlaufen hatte, Schreiber bei einem alten Notar geworden, was ihm ein recht hübsches Stück Geld abwarf. Nebenbei besorgte er von dem Notar, der ihn als treu und zuverlässig empfahl, ihm zugewiesene Geschäfte und zeichnete auch, da er in dieser schönen Kunst sich ausgebildet hatte, allerlei zierliche Titelbogen für eine große Musikalienhandlung in der Stadt.

Da er zu weit zum Notar zu gehen hatte und zu viel Stiefel zerriß, gab die Mutter die Wohnung auf und zog in die reiche Clara-Gasse, in ein enges Stübchen; aber die lieben Freunde in der goldenen Luft vergaßen sie nicht, obgleich Schambattist nie ohne die Mutter in das Haus seiner Braut trat. Er plagte sich recht; aber viel brachte er doch nicht vor sich, da auch die Wittwe wegen der langen Krankheit ihres Gatten noch Vieles zu zahlen hatte.

Wie traf sie das Schicksal ihrer Freunde so schwer! Wie innig fühlten sie es mit, wie trauerten sie mit ihnen!

„Ach," flüsterte Käthchen, „denke Dir nur, Schambattist, der abscheuliche Crambolini hat ja meiner Mutter Bild mit aufgenommen! Vergeblich hab' ich ihn um Schonung dieses theuren Gutes gebeten. Der Mensch hat einen Stein, wo andere Menschen das Herz haben."

„Sie sind Blutsauger," sagte Schambattist. „Ich möchte solch ein Amt nicht und wenn es noch so viel einbrächte."

„Ach, da hast Du Recht, lieber Schambattist," versetzte das Mädchen. „Es ist entsetzlich, Andern gefühllos das Theuerste zu nehmen."

„Und doch müssen sie's," sagte Schambattist; „aber ihrer harten, gehässigen Pflicht das Bittere, das Verwundende zu nehmen, versteht kaum einer der Berufenen, die Gewohnheit erstickt das Gefühl. Was das Bild betrifft, Käthchen, so gräme Dich nicht, Du wirst es nicht verlieren."

„O Du Guter!" lispelte das Mädchen und lehnte ihren Kopf an seine Schulter.

„Er drückte sie innig an sich. „Hätte ich nur die Mittel, Euch Alles zu erhalten," meinte er bewegt. „Aber leider konnte ich das nicht ahnen, und erst heute habe ich unsere Miethe bezahlt."

„Ich wollte gern Alles missen," sprach im Laufe der Erzählung Glöckner zur Frau Kugler, „könnte ich nur zwei Dinge retten: das Bild meiner Frau und den Sessel — Ihr wißt schon warum, Frau Kugler."

„Hat er auch das aufgenommen?" fragte schmerzlich berührt die Wittwe. „Wohl kann ich mir denken, wie Euch das drückt. Ach, wer doch die Mittel hätte! — Nun, wenn's nicht unsere schwachen Kräfte übersteigt, wird mein Schambattist schon sorgen," setzte sie nach einigem Sinnen hinzu.

Glöckner faltete seine zitternden Hände und sprach halblaut: „Ach, wenn er das könnte!"

„Wir wollen hoffen," sagte bedeutsam Frau Kugler.

„Wie ist das eigentlich mit dem Sessel?" fragte Schambattist. „Vater Glöckner, Ihr habt mir nie gesagt, wie Ihr dazu kamet."

„Das will ich Dir erzählen, mein Sohn," versetzte der Greis. „Es sind schmerzliche Erinnerungen, die sich daran knüpfen, so früh als spät. Zuerst reiht sich daran eine bittere Täuschung. Von der

will ich reden, das Spätere erläßt Du mir heute. Mein Vater hatte einen Bruder, der frühe schon ein unruhiger Geselle war; sein Sinn stand immer in's Blaue hinein und oft, wenn er sein tolles Wesen trieb und mein Großvater sagte: Junge, ich wollte, Du wärst wo der Pfeffer wächst! — entgegnete er: Da geh' ich auch einmal hin! Wie oft, erzählte mein Vater, lachten wir über dies Wort; aber es saß ihm fest im Kopfe und wurde auch wahr. Er lernte wenig, aber er hatte besondere Gaben. Um jedoch für seine Zukunft zu sorgen, that ihn mein Großvater zu einem Sattler in der Schustergasse. Kaum war er Geselle, so ging's in die Welt und Niemand hörte etwas von ihm. Jahre gingen hin und sie hielten ihn für todt oder doch verschollen. Er war wirklich hingezogen, wo der Pfeffer wächst, nämlich nach Ostindien. Dort war er aber vom Sattlerhandwerk abgegangen und wurde Bedienter bei einem reichen Engländer, der ledig war und ihn besonders liebgewann. In seinem Testamente bedachte ihn der Herr wie es schien reichlich. Jetzt hatte er Mittel und sein Speculationsgeist trieb ihn an, Handelsgeschäfte zu machen, wie er sie bei seinem Herrn kennen gelernt hatte, erst klein, dann, als sie glückten, größer und umfangreicher, bis er endlich einen blühenden Handel hatte und schweres Geld erwarb. Er verheirathete sich dort, aber seine Ehe war kinderlos, und als er alt wurde, kam ihm der Gedanke an die Heimath wieder, wie das allemal sein soll bei Leuten, die in der Fremde alt werden. Er war aber ein Krittelkopf, dem es selten Jemand recht machte, und hatte sich gewöhnt, alles nach seinem Kopfe zu machen. Seine Frau starb ihm noch in Ostindien, und nun bekam er noch mehr seltsame Gewohnheiten und fing ein einsiedlerisches Leben an. Er wurde mißtrauisch, und es war recht schwer, mit ihm zu leben und umzugehen. Endlich kam er wieder nach Mainz. Mein Großvater und meine Großmutter waren todt und Geschwister hatte er weiter keine als meinen Vater, der ein armer Schuster war und viele Kinder hatte.

„Die Freude war ungeheuchelt und groß, den verlorenen Bruder wiederzusehen, denn mein Vater war ein gar treues Gemüth; weil er aber arm war, so meinte der Ohm Joseph, die Freude gälte bloß seiner Habe, seinem Gelde. Er mochte, das will ich nicht leugnen, bittere Erfahrung von Habsucht und Scheinheiligkeit gemacht haben, daß er kopfscheu wurde — aber er hätte doch nicht in Bausch und Bogen urtheilen und richten sollen. Das war unrecht. Mein Vater fragte ja nicht: Hast du etwas oder bist du wie eine Kirchenmaus aus dem Lande gekommen, da der Pfeffer wächst? Er lieferte ihm das kleine väterliche Erbe aus, das er auch nahm, und blieb sich in seiner Liebe gleich.

„Ohm Joseph blieb nicht lange in Mainz. Gott weiß, was ihm im Kopfe steckte. Was kann man sagen von den Gedanken der Menschen? Wer kennt sie? Er nahm seine sieben Sachen, darunter auch den Sessel, den er aus Indien mitgeschleppt hatte, und zog nach Aschaffenburg. Mein Vater hörte wenig und sah noch weniger von ihm. Erst nach längeren Jahren, da wir Buben groß wurden, kam von Zeit zu Zeit ein Päcklein Geld, das bald hier, bald da zur Post gegeben worden war, bei meinem Vater an, und das half manches Schwere überwinden. Niemals war etwas dabei geschrieben, aber mein Vater wußte wohl, woher es kam, und dankte es seinem Bruder herzlich.

„Es ist ein altes Wort: Alter schützt vor Thorheit nicht, und wahr ist es allewege. Der Ohm Joseph heirathete plötzlich ein blutjunges Mädchen, die Tochter seiner Hausleute. Wie das gekommen war, weiß ich nicht, nur das weiß ich noch, daß mein Vater die Achseln zuckte und zu meiner Mutter sagte: „Das ist Josephs dummster Streich. Es ist gut, Mutter, daß wir auf eine reiche Erbschaft keinerlei Hoffnungen gebaut haben.“ Ich war der Aelteste und arbeitete bei dem Vater. Daher hörte ich denn auch manchmal ein Wörtlein über die Wirthschaft des Ohms Joseph in

Aschaffenburg. Sie muß capitaltoll gewesen sein, denn mein sonst so mild richtender Vater äußerte sich oft herbe darüber.

„Weißt Du was, Mutter," hörte ich ihn einst zu meiner Mutter sagen, „wenn's die Frau Schwägerin in Aschaffenburg so forttreibt, so kann's noch kommen, daß mein Bruder in seinem Alter lernt wie das Brod der Armuth schmeckt."

„Es schadet ihm nichts," erwiederte sie. „Er hat's ja so haben wollen. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich oder seine Hölle." „Wenigstens die Thüre dazu," sprach seufzend mein Vater. — Kinder hatten sie in Aschaffenburg nicht und es muß doch recht arg im Hause hergegangen sein, denn mein Ohm Joseph trennte sich von seiner Frau, das heißt, von Tisch und Bett, weil er nichts mehr von ihr wissen wollte.

„Wie's nun ging, weiß ich selber nicht genau, aber es scheint am Ende seines Lebens eine Versöhnung stattgefunden zu haben, denn als sein Ende nahe kam, war seine Frau wieder bei ihm und Alles scheint gut gewesen zu sein.

„Plötzlich erhielt mein Vater einen Brief von der Frau Schwägerin, die er nie gesehen hatte, darinnen stand, daß Ohm Joseph nicht mehr ferne von der dunkeln Pforte stehe, die in's andere Leben führt, und daß er den Bruder noch einmal sehen wolle.

„Mein Vater machte sich auf die Socken und ging nach Aschaffenburg, denn seine Armuth erlaubte eine andere Art des Reisens nicht. Er traf seinen Bruder noch am Leben. Er nahm ihn liebevoll auf und sagte ihm: er habe ihn bedacht im Testamente. Vorzugsweise vermache er ihm diesen Sessel. Er solle ihn in Ehren halten, denn es sei ein theures Gut, dessen Werth er erst kennen lernen werde. Mein Vater mußte ihm schwören, ihn mit nach Mainz zu nehmen und ihn nie in fremde Hände kommen zu lassen. In dieser Unterredung wurde er durch die Schwägerin unterbrochen, die nun dafür sorgte, daß er meinen Vater nicht mehr allein sprach. In der folgenden Nacht wurde er schwächer und schwächer und sein

Ende nahte schnell. Kurz vorher wollte er meinem Vater noch etwas in das Ohr flüstern, aber es war zu spät — ein Schlag endete sein Leben, ohne daß er es vermocht hatte.

„Als das Testament eröffnet wurde, zeigte es sich, daß er seine Frau als Haupterbin eingesetzt hatte. Mein Vater erhielt zweihundert Gulden und den Sessel. Das war Alles. — Die zwei hundert Gulden reichten hin, eine Schuld zu zahlen und mein Vater segnete den Verstorbenen dafür. Seinen Schwur hielt er. Der Sessel, obgleich er viele Liebhaber fand, blieb sein und wurde ihm in seinen alten Tagen und in seiner langen Leidenszeit ein rechter Segen, so daß des Verstorbenen Wort recht prophetisch war. Er starb darin. Und mir ist er auch ein Segen im Hause gewesen — doch, was hilft's, wenn ich die Leiden vergangener Tage wach rufe im Herzen?

„Ihr, liebe Frau Kugler, wisset, was ich sagen müßte; Ihr habt meine schweren Prüfungstage treu mit durchgemacht. Ihr wißt auch, warum dieser Sessel mir so theuer ist. Ach, ich hatte gehofft, auch einst darinnen zu sterben. Das ist nun vorüber." —

Er schwieg und die liebenden Herzen, die ihn umgaben, fühlten sein Weh recht tief mit. Ihre Thränen waren Zeugen davon.

Dies Gespräch war im dunkeln Gemache geführt worden, weil es sich so traulicher redet. Keins sah den Schmerz in des Andern Zügen und doch empfanden ihn Alle gleicherweise. Es trat ein langes Schweigen ein, das nur durch Käthchens Schluchzen unterbrochen wurde.

Endlich schieden die Freunde in der Noth und stumm drückten sie sich die Hände.

4.

In Bingen wohnte zu damaliger Zeit ein Geschwisterpaar, das in seiner Art ganz eigenthümlich war. Es waren ledige Leute von etwa fünfzig Jahren, mit allen Launen behaftet, die das

eheloſe Leben in Hageſtolzen hervorzurufen pflegt. Umgang hatten ſie mit Niemand, und wenn ſie genöthigt waren, die Dienſtboten zu wechſeln, was freilich ſelten geſchah, ſo war die erſte und oberſte Bedingung der Auf- und Annahme die, daß ſie ſich mit Niemand in der Stadt einlaſſen wollten und ſollten. Sie waren Bruder und Schweſter, reich und bei allen Beſonderheiten ſeelengut. Jedes der Geſchwiſter bewohnte die eine Hälfte des Hauſes und trieb dort ſein Weſen in ſeiner Art, ungeſtört vom andern; denn ſie kamen niemals zuſammen, außer bei Tiſche. Wer aber hätte ſchließen wollen, ſie ſtünden deßwegen feindlich gegen einander, der hätte ſich ſehr getäuſcht, denn ſie waren höchſt innig und einträchtig. Der Bruder, in der Stadt lediglich unter dem Namen Monsieur oder, wie man's dort ausſprach: Muſje Anton, bekannt, hatte alle Räume ſeiner großen Haushälfte mit tauſendfach verſchiedenem alten Zeuge angefüllt. Bilder, die ſo gedunkelt waren, daß man nicht mehr erkennen konnte, ob der Gegenſtand eine Landſchaft oder ſonſt eine Darſtellung ſei; alte Bronce- und Porzellanfiguren oft fratzenhafter Art; chineſiſche Taſſen und Schüſſelwerk; römiſche Alterthümer, beſtehend in zerbrochenen Urnen und dergleichen; Schwerter, Lanzen, Harniſche und Helme aus den Zeiten des Ritterthums; Armbrüſte, Morgenſterne und Waffen aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges; dann altes, ſchönes Schrein- und Schnitzwerk verſchiedener Art und zu den verſchiedenſten Zwecken beſtimmt. Es war in den weiten und ſchönen Gemächern kaum ſo viel Raum, daß man ſich frei bewegen konnte. Obwohl dies in Wahrheit der Fall war, ſo reiſte er doch jedes Jahr nach Mainz, und die Trödler und Antiquare waren nie froher, als wenn ſie Herrn Anton Drewes, denn das war ſein eigentlicher Name, daherkommen ſahen. Was kein Menſch kaufte, dafür gab er namhafte Preiſe, wenn es nur irgend ſeinem barocken Geſchmacke zuſagte.

Seine Schweſter, Mamſell Julchen, hatte ihre Liebhaberei an

ausländischen Vögeln. Ihre Gemächer waren eine wahre Menagerie von Papageien, Kakadu's, Ara's und dergleichen, deren Geschrei jeden andern Menschen längst um seinen Verstand gebracht hätte. Mamsell Julchen that's unendlich wohl, weil sie an einem beträchtlichen Gehörmangel litt. In der Wartung und Pflege dieser Schreihälse, die eine Plage für die Nachbarschaft in weitester Entfernung waren, ging ihr ganzes Leben hin. Schiffer, die nach Holland fuhren, machten ihre Sammlung stets reicher und vollzähliger — und keine schlechten Geschäfte dabei, denn sie zahlte reichlich, wenn sie nur etwas Besonderes brachten.

So mild und freundlich Bruder Anton war, so kam's doch vor, daß er, wenn die Bestien der Schwester einmal im Chore schrieen, sie auf den Blocksberg wünschte und seinem Aerger durch einen halblauten Ausbruch der Erregung Luft machte. Das änderte aber im Gange der Dinge nichts.

Die Zeit war denn nun auch wieder gekommen, daß Herr oder Musje Anton nach Mainz ging, und grimmig ärgerte es ihn, daß einer der spottsüchtigen, scharfzüngigen Schiffer, der ihn an die Diligence (wie man damals die kleinen Yachten nannte, welche in unaussprechlicher Langsamkeit den Verkehr zwischen Mainz und Coblenz unterhielten) fuhr, fragte: „Gehen Sie wieder nach Mainz, Herr Drewes, altes Gerölle kaufen?"

Er strafte ihn mit stiller Verachtung und schwelgte in dem Gedanken, daß und wie er seine schöne Sammlung würde bereichern können.

Die Lichter der Häuser am Rhein, so zu Kastell wie zu Mainz, erglänzten schon in langer Reihe in die dunkle Nacht hinaus und das Geplätscher der Wellen am Bord des Fahrzeuges mischte sich in das allmälig näher rückende Rauschen der Rheinmühlen, als lautes Lärmen und Rufen auf dem Verdecke dem Alterthumsfreunde das Zeichen gab, daß endlich das alte goldene Mainz erreicht sei. Bis zum wirklichen Landen war es nun freilich noch weit, allein

sein Herz hüpfte vor Freude, denn morgen war Fruchtmarkt, dann wurde regelmäßig am Theater eine Versteigerung alten Trödels und gepfändeter Mobilien gehalten. Da hatte er schon manchen köstlichen Fang gethan, und es wollte ihn gemahnen, als sei morgen wieder so eine Glücksstunde für ihn. Er nahm daher auch immer seine Wohnung im rothen Hause, aus dessen Mittelstockfenstern er eine Uebersicht alles dessen hatte, was dem Kauflustigen dargeboten und angepriesen wurde.

In süßen Hoffnungen seine Seele wiegend schlief er endlich ein; aber kaum erklangen die Glocken zur Frühmesse, so lag er schon, völlig angekleidet, am offenen Fenster, schmauchte seine Morgenpfeife und sah dem erheiternden Treiben zu, das sich überall zu entfalten begann. Die Dorf-Frauen und Mädchen der benachbarten Orte kamen mit ihren Gemüsen und Früchten und schichteten sie lockend auf. Wagen mit hoch aufgethürmten Fruchtsäcken schwankten heran. Mit jeder Minute wurde das Leben und Weben bunter, mannigfaltiger und anziehender. Er nahm rasch sein Frühstück, das man ihm auf die Stube brachte, und postirte sich dann wieder an's offene Fenster. Jetzt rollten die langen Schiebekarren daher, belastet mit Bettladen, Kommoden, Spiegeln, Bettzeug, Tischen und Stühlen. Alles wurde aufgestellt; ein langer Tisch diente dem Ausrufer, der, Herrn Drewes wohl kennend, herauf grüßte und ihm sein: Auch einmal wieder hier? — zutraulich zurief. Die Karren kamen und gingen. Der Schreiber saß schon da. Alte Frauen musterten die käuflichen Gegenstände, aber noch hatte sein Auge nichts entdeckt, was es hätte fesseln können. Da — sein Auge öffnete sich wieder, sein Herz schlug heftiger — kam der lange Schiebekarren noch einmal und trug einen Sessel von so absonderlicher Form, so seltsamer und schöner Arbeit, wie er weder etwas Aehnliches besaß, noch jemals gesehen. Er warf seine Pfeife rücksichtslos in eine Ecke und stürmte über den engen Gang, die Stiege

hinab, auf den Platz. Hier untersuchte er den Sessel, um den sich schon Neugierige gesammelt hatten.

Er war aus einem unbekannten, aber sehr festen, dunkeln Holze gefertigt. Ueberall bedeckten Schnitzereien das Holzwerk, und diese bestanden aus Zusammenstellungen und Verschlingungen von Thiergestalten und Pflanzengewinden. Die eine Armlehne zeigte einen Löwen, den eine gräßliche Riesenschlange umwand; im Todeskampfe rang der König der Thiere, und dieser war mit eben so viel Kunst der Arbeit, als richtigem Ausdrucke dargestellt; die andere zeigte den Kampf eines Tigers mit einem Krokodile. Jeden Zwischenraum, den die Thierformen ließen, füllten Blumen und Blätter von der zierlichsten Arbeit. Ebenso zeigten die Füße verschiedene Affenarten in den seltsamsten, bald kämpfenden, bald lustig spielenden Stellungen. Der Bezug des ungemein bequemen Sessels war gepreßtes Leder, dessen Farbe aber längst verblichen und verfleckt war, so daß ein neuer Bezug geboten war für den, welcher in den Besitz des Kunstwerks gelangte. Immer größer wurde der Kreis der neugierig Beschauenden um das schöne Stück.

Niemand beachtete es, daß in eben dem Maße als sich jener Kreis vergrößerte, die Miene eines jungen, schönen Mannes sich verdüsterte, welcher sich gegen die Mauer gelehnt hatte und dem Treiben der sich mehrenden Menge zusah.

Neben dem jungen Manne stand der Schreiber Crambolini's, des Gerichtsvollziehers. „Lederer," hatte dieser zu ihm gesagt, „das Bild aus Glöckner's Wohnung muß ich haben. Sie ersteigern es um jeden Preis." Der Schreiber, der Zeuge des Auftritts im Hause des armen Glöckner gewesen, empfing mit innerer Unzufriedenheit und Empörung diesen Auftrag. Gern hätte er dem Mädchen das Bild zurückgegeben. Um aber doch ein Maß zu haben, bat er um nähere Bestimmung des Preises; es sei nur mit Wasserfarben gemalt und schlecht dazu.

„Das ist richtig," versetzte Crambolini. „Man kann Butter

zu theuer bezahlen, und die ist doch lauter Fett, sagen die Frauen, und das Bild ist nichts Besonderes. Nun, es werden wahrscheinlich auch keine Liebhaber dafür sich finden. Geben Sie etwa drei Gulden dafür; steigert aber das Mädchen, welches Sie ja auch gesehen haben und kennen — dann gehen Sie mit, wie hoch es auch komme."

Der Schreiber sah sich jetzt auf dem Platze überall um, aber das schöne Mädchen konnte er nicht erblicken.

Die Versteigerung begann mit Bettladen, Tischen und dergleichen. Endlich kam das Bild. Der junge Mann neben dem Schreiber des Gerichtsvollziehers bot diesen ab. „Für wen bieten Sie?" fragte er ihn freundlich.

„Für Jemanden, dem das Bild überaus theuer ist," war die Antwort.

„Vielleicht für Glöckner?" —

„Ja." —

„Nun, so ist das Bild für S i e," sagte der Schreiber und entfernte sich. Schambattist, denn der war's, der geboten hatte, sah dem jungen Menschen bewegt nach. Er kannte ihn nicht.

Nach kurzer Zeit kam er jedoch wieder, weil er im Auftrage des Gerichtsvollziehers anwesend sein mußte. „Haben Sie das Bild?" fragte er Schambattist.

Dieser reichte ihm die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen! Doch sagen Sie mir, was bewegt Sie, solchen Antheil an der Familie zu nehmen?" —

„Ich bin so unglücklich, Crambolini's Schreiber zu sein," entgegnete Lederer offen, „und war daher gestern Zeuge von Auftritten, die mir tief in das Herz schnitten. Könnten wir dem braven Greise doch auch den Sessel erhalten!"

Schambattist blickte ihm dankbar in die treuen Augen. „Wenn er nicht allzu hoch kommt, werde ich ihn steigern," sagte er zu Lederer; „allein mehr als fünf und zwanzig Gulden hab' ich nicht."

„Victoria!“ rief Lederer, „so ist er unser, denn zehn Gulden leg' ich dazu; ich hab' es heute vor Gott gelobt.“

Schambattist hatte nicht Zeit, seiner Dankbarkeit Worte zu leihen, denn schon rief der Ausrufer: „Ein Sessel von kostbarer indianischer Arbeit, aus Ostindien stammend! Wer bietet?“

„Fünf und zwanzig Gulden!“ sagte Anton Drewes mit, vor Begierde nach dem Sessel, zitternder Stimme.

„Sechs und zwanzig!“ rief Lederer.

„Sechs und dreißig!“ Drewes. —

Schambattist erbleichte. — „Muth!“ rief Lederer leise ihm zu; „Vierzig!“ —

„Fünfzig!“ bot Drewes. —

„O mein Gott!“ seufzte Schambattist. —

„Gut!“ sagte Lederer. „Der Kerl soll ihn bezahlen, wenn er so darauf erpicht ist. — Sechszig!“ —

„Siebzig!“ rief Drewes, erstaunt nach dem Mitbietenden blickend. —

„Achtzig!“ setzte Lederer darauf. —

„Ich bitte Sie um Gottes willen!“ sagte Schambattist, seine Hand fassend. —

„Lassen Sie mich!“ flüsterte Lederer. „Ich kenne den Narren. Er läßt nicht nach. So retten wir wenigstens das Uebrige für die Familie, denn der muß Capital und Zinsen des Lederhändlers bezahlen.“ Drewes blickte auf den Sessel und bot hundert Gulden.

Aller Augen richteten sich auf die beiden sich steigernden Liebhaber. „Der Schreiber Crambolini's hat Aufträge von hohen Personen, die Geld haben!“ sagte Jemand halblaut. —

„Das hab' ich auch!“ sagte Musje Anton, und lief kirschroth an.

„Gut,“ versetzte der Mann, „so bieten Sie!“

Drewes hatte im heiligen Eifer vergessen, daß er der Letztbietende gewesen und bot fünfzig Gulden weiter. Ein schallendes Gelächter erhob sich.

Lederer schüttelte sich vor Lust und rief: „Zweihundert Gulden.“

„Noch fünfzig!“ schrie Drewes.

„Dreihundert!“ rief Lederer in hastiger Stimmung.

„Noch fünfzig!“ war Drewes' Gebot.

„So!“ sagte Lederer und rieb sich die Hände vor Lust. „Nun bleibt nach Abzug der Kosten eine hübsche Summe übrig. Dafür kaufen wir in Bembe's Magazin dem alten Manne einen gepolsterten Sessel und das übrige Geräthe geht zurück.“ Schambattist stand wie eine Bildsäule dabei. Lederer trat zum Ausrufer. „Halten Sie ein,“ sagte er, „die Summe ist gedeckt.“

Das Protokoll wurde unterzeichnet, das Geld baar erlegt und ein langer Schiebekarren lud Glöckner's Geräthe auf, um es heimzufahren. Schambattist, sein Bild unter dem Arme, folgte dem Karren, während Lederer als Bevollmächtigter sein Geschäft mit dem Ausrufer abmachte. Als dies beendet war, trat er zu Drewes und sagte: „Sie haben da einen Erwerb gemacht, wozu Sie sich gratuliren können. Wollen Sie übrigens den Sessel abgeben, so bietet Ihnen Jemand das Doppelte.“

„Nicht für tausend Gulden!“ lachte Herr Drewes und folgte den Trägern, die den Sessel in's rothe Haus trugen.

„Und doch,“ sprach Lederer, der ihm beharrlich folgte, „würden Sie als reicher, aber ehrenhafter Mann sich nicht glücklich im Besitze fühlen, wenn Sie wüßten, was ich von dem Sessel weiß.“ —

„So?“ erwiederte Drewes, dessen Gutmüthigkeit sich zu regen begann. „Was wissen Sie denn?“ —

„Wenn Sie mir erlauben, Sie zu begleiten, theile ich Ihnen Alles mit.“

„Thun Sie das,“ sagte Drewes, und Beide schritten der nahen Thüre zu, innerhalb welcher bereits die Träger des Sessels verschwunden waren.

Lederer, der schnell den Mann durchschaut hatte, mit dem er verhandelte, setzte sich in der Stube zu ihm und erzählte, was er

am gestrigen Abend erlebt und was er aus dem Zwiegespräche des Gerichtsvollziehers und des alten Glöckner von dem Sessel vernommen. Er hatte die Gabe, recht beweglich zu erzählen und that's nach bester Kraft. Die Erzählung fand den Weg zum Ziele, dahin sie wollte und sollte. Drewes war tief ergriffen, aber es entstand ein Kampf in seiner Seele zwischen dem Gedanken, den Lederer's Erzählung geweckt, und seiner Liebhaberei. Unruhig rückte er auf dem Sopha hin und her, darauf Beide saßen. Hätte nicht der Sessel mit seiner unübertrefflich schönen Arbeit vor seinen Augen gestanden und diese immer auf's neue die Lust des Besitzes geweckt, Lederer hätte ohne Zweifel sein Ziel erreicht.

Als er schwieg und auf dem Gesichte seines Nebenmannes den Eindruck seiner Erzählung zu lesen suchte, sagte dieser: „Freilich, freilich — ich erkenne, wie theuer dies Gut dem Manne sein muß, aber — thut's denn nicht ein anderer Sessel auch? — ich — würde — im Nothfalle —"

„Wir haben geschickte Arbeiter hier," fiel ihm Lederer in's Wort. „Ich würde mich verpflichten, Ihnen einen auf's Haar diesem gleichen Sessel zu schaffen."

„Aber der wäre ja nicht alt, nicht aus Indien!" unterbrach ihn Drewes.

„Hören Sie, Herr, nehmen Sie mir's nicht übel, das ist so ein Päcklein Narrheit," rief Lederer aus. „Ich wollte dem neuen Sessel das älteste Ansehen geben lassen und — bei Liebhabereien läuft immer ein bischen Lüge mitunter. Entweder belügt man sich selbst und Andere, oder wird belogen. Was hätte es denn auf sich, wenn Sie daheim sagten: Er ist aus Tippo-Sahib's Palast und stammt von dessen Urgroßmutter, die ihn in Kairo von dem Pascha von Egypten als Alterthum zum Geschenk erhielt, — denn er stammt aus der Nachlassenschaft des Pharao, der im rothen Meere ertrank, und kam Erbtheilungshalber in andere Hände u. s. w. Ich wette die Leute glauben's."

Drewes mußte lachen. „Sie haben eine gute Anlage zum Antiquar und Advocaten," sagte er. „Ich will mir die Sache überlegen. Kommen Sie morgen wieder zu mir."

Damit hatte die Unterredung ein Ende und der junge Mensch ging, freilich um ein Bedeutendes an Hoffnung ärmer als er heraufgekommen war.

5.

Als Lederer weg war, besah sich Drewes seinen Sessel von allen Seiten. Es ist ein Prachtstück, rief er, von Freude strahlend, aus. Alles, was ich daheim habe, ist purer Schund und Trödel dagegen. Er ging zehnmal drum herum und in jeder Minute wurde er des Besitzes froher.

Was thut's denn, sagte er zu sich, wenn der alte Schuster einen neuen Sessel erhält? Kann ja auch darin ruhen, und, wenn er's absolut so will, auch meinetwegen — sterben. Selbst wenn ich ihm einen der kostbarsten Sessel kaufe, ist dieser noch spottwohlfeil. — Er ging wieder drum herum — kauerte sich auf die Erde und betrachtete die Schnitzerei. Prachtvoll! rief er aus. Drewes, du wärst ein colossaler Simpel und in Erz gegossener Narr, wenn du um der Grille eines alten Schusters Willen dir dies Prachtstück wegmanipuliren ließest. Bei dem Manne ist es sentimentale Faselei. Den eigentlichen künstlerischen Werth capirt er nicht. — Aber — fuhr er plötzlich auf — das alte, nach Pech riechende, verblaßte und verrutschte Leder muß herunter, heute noch herunter. Ich gehe zu einem tüchtigen Tapezirer und dann zu Muffany's und kaufe Purpursammet zum Ueberzug. Ein Schreiner muß ihn abpoliren und — ganz Bingen muß in Aufruhr kommen über den Sessel, der eines Königs würdig ist. Er nahm den Hut und Stock, schloß vorsichtig ab und rannte fort.

Es war Mittags zwei Uhr, als der Sattler mit seinen Werk-

zeugen in die Stube trat, wo ihn Drewes mit Ungeduld erwartete. Nachdem der kundige Mann den Sessel nach Verdienst bewundert hatte, gab er sich daran, die Nägel auszuziehen. „Herr," sagte er, diese betrachtend, „der Sessel muß seiner Zeit in reichen Händen gewesen sein, diese Nägel sind von Silber!"

„Was sagt Ihr?" rief Drewes und sprang hastig auf. Er untersuchte die Nägel — es war richtig. Wahrlich!" brummte er in den Bart, „der arme Schelm von Schuster wußte nicht, was er da hatte. Dafür soll er aber von mir entschädigt werden, denn vor einem Unrecht bewahre mich Gott."

Der Sattler arbeitete weiter. Als er die Roßhaare wegnahm, um sie auszustauben, rief er aus: „Was zum Kuckuck ist denn da?"

„Was?" fragte Drewes und drängte ihn zur Seite.

„Da sehen Sie nur, da ist ja ein verborgenes Schubfach an der Rückseite des Sitzumfangs und — richtig! Hier die Feder öffnet es!"

Der Arbeitsmann wollte auf die Feder drücken, aber Drewes riß ihm die Hand weg. „Halt!" rief er, „was da drinnen ist, gehört dem Manne, von dem ich ihn erstanden."

„Fehlgeschossen, Herr," bemerkte der Meister. „Sie haben den Sessel, wie Sie mir sagten, in öffentlicher Versteigerung erstanden und ehrlich bezahlt. Es ist Alles Ihr Eigenthum, da beißt keine Maus einen Faden ab."

„Wie Ihr denkt, geht mich nichts an," erwiederte Drewes. „Jetzt kommt mit mir. Es muß Alles so bleiben wie es ist. Wir gehen zum Friedensrichter. Der muß die Feder öffnen."

„Sie sind ein grundehrlicher Mann," sagte lächelnd der Meister, „und ich bewundere Ihre kitzliche Rechtschaffenheit, obgleich —"

„Still, still!" rief Drewes und zog ihn fort, indem er sorgfältig abschloß und den Schlüssel in die Tasche steckte. „Kommt!"

Beide gingen und der Meister führte Herrn Drewes zu dem Friedensrichter, der sich mit ihnen sofort an Ort und Stelle verfügte.

„Seien Sie so gütig, ein Protokoll aufzunehmen, Herr Friedensrichter, ehe wir zur Oeffnung schreiten. Doch halt! — Der Meister Glöckner muß selbst hierher. Er muß dabei sein, warten Sie noch, bis er da ist.“ Er klingelte, und der Hausknecht mußte eilends in die goldene Lust laufen, um den alten Glöckner herzuschaffen.

Dort saß Schambattist bei dem alten Manne und Käthchen, die ihre Augen nicht von dem lieben Bilde der Mutter wegwenden konnte, und wenn sie es that, so geschah es nur, um sie mit dem Ausdrucke von vollster Liebe und Dankbarkeit auf dem Manne ruhen zu lassen, den ihre Seele liebte. Zwar theilte der Greis die innige Freude seines Kindes über das wiedererhaltene Bild der Verstorbenen in vollstem Maße, aber sein Gesicht trug doch den Ausdruck eines wehmüthigen Gefühls über den Verlust des Sessels, der ihm ein so werthvolles Gut gewesen war. Er segnete den braven Lederer und seine uneigennützige Menschenliebe; er freute sich der wiedererlangten Mobilien, der vollständig bezahlten Schuld, aber als Schambattist den Plan aussprach, den Lederer ersonnen, vom Ueberschuß einen bequemen Sessel zu kaufen, da schüttelte er das schneeweiße Haupt.

„Nein,“ sagte er, „nicht nach dem behaglichen, bequemen Sitze gelüstet es mich; Crambolini hat Recht, ich sitze ebenso gut auf diesem Strohstuhle. Es waren andere Dinge, die mir den Sessel so werth machten, die Erinnerungen — und die, guter Schambattist, kann mir selbst der kostbarste Prunksessel nicht wiedergeben, die knüpfen sich allein an den alten Stuhl.“

Schambattist hatte das vorausgesehen. Er ließ den Kopf traurig sinken. „Ach,“ bemerkte er, „warum bin ich nicht so reich, daß ich dem Alterthumsnarren den Sessel abringen könnte!“

„Es soll nun einmal so sein,“ meinte mit Ergebung Meister Glöckner. „Ich habe Theureres hingeben müssen. Ich will mich um ein Stück zerbrechlichen Geräthes nicht kränken. Es ist Gottes Wille, redet nicht mehr davon.“

So ergeben auch seine Seele sich in diesen Worten aussprach, der Ton, in dem sie gesprochen waren, deutete doch auf tiefes Weh, das durch die Seele des alten vielgeprüften Mannes zog.

Es trat eine lange Pause ein, in der Jeder seinen Gefühlen Raum gab. In diesem Augenblicke klopfte es an, und Lederer trat mit freudestrahlendem Gesichte herein.

„Ach," sagte er, „ich habe einen Wettersturm ausgehalten wegen des Bildes — aber er hat mich doch nicht gebeugt. Crambolini wüthete; doch sein Zorn überstieg alles Maß, als er, nach Abzug der Kosten, mir diese Quittung des Lederhändlers und diese schöne Summe baaren Geldes einhändigen mußte, um sie Euch zu bringen, Meister Glöckner. Dafür aber müßt Ihr Euch einen andern Sessel kaufen, denn der Drewes ist zwar ein grundguter und ehrlicher Mensch, aber in seiner Narrheit so verrannt, daß er wohl schwerlich den Sessel hergeben wird. Ich hab' ihn nach allen Kanten bearbeitet, aber es verfing nicht. Zwar bestellte er mich noch einmal auf morgen früh — und ich glaube, er kauft Euch am Ende noch einen andern Sessel, aber den schönen, alten werdet Ihr verschmerzen müssen."

Den Strom der Dankbarkeit, welcher eben aus drei Herzen brechen wollte, unterbrach der Hausknecht aus dem rothen Hause, der fast athemlos hereinstürzte. „Ihr sollt sogleich in's rothe Haus kommen, Meister Glöckner, zum Herrn Drewes von Bingen," berichtete er. „Sogleich, habt Ihr's gehört? Es eilt!" —

„Was ist denn zu thun?" fragte Schambattist, als Glöckner vor Erstaunen nicht zum Wort kommen konnte.

„Was weiß ich?" versetzte der Hausknecht. „Macht Euch nur schnell auf die Lappen. Der Drewes kann nicht lange Aufschub vertragen, ich kenne ihn. Der bremmst mich was herum."

„Gebt Acht," rief, die Hände vor Lust reibend, Lederer, „mein Wort hat doch bei Dem durchgeschlagen. Nun aber, Meister Glöckner, macht, daß Ihr geht!"

Käthchen eilte, des Vaters Hut und Rock zu holen, den er Sonntags zu tragen pflegte, wenn er nach dem Dom ging.

„Ich denke, wir Beide gehen mit dem alten Manne," sagte der ehrliche Lederer zu Schambattist. Käthchen, die vor Freude strahlte, stimmte ein, und bald gingen alle Drei hinaus. Dem alten Manne wurde der Weg aus der goldenen Luft bis zum rothen Hause hinab recht beschwerlich. Obwohl ihm Schambattist den Arm reichte, wurde es doch ziemlich spät, bis sie in das Gemach traten, wo Drewes, der Richter und der Sattler in gespannter Erwartung saßen.

„Aha," rief Drewes, „kommt Ihr endlich!"

Glöckner's Blicke ruhten mit Schmerz auf dem Sessel, der wie zerrissen in der Mitte des Zimmers stand. „Was soll ich hier?" fragte der alte Mann unwillig. „Wollt Ihr mir den Schmerz bereiten, mein theuerstes Eigenthum zu erblicken, das Ihr mir entrissen und nun zerreisset? Wollt Ihr Euch an meinem Schmerze weiden?"

Drewes ging das Wort des alten Mannes durch die Seele. Er faßte seine Hand und sagte: „Glaubet das nicht, Meister Glöckner, ich weiß von dem braven jungen Manne dort, wie Ihr zu dem Sessel steht; aber — da ist etwas sichtbar geworden, das nur in Gegenwart des Herrn Friedensrichters und Eurer geöffnet werden darf, da ich kein Recht daran habe. Herr Richter, lassen Sie gefälligst öffnen!"

Verwundert blickten Alle auf den Sattler, der jetzt auf eine kaum bemerkbare Feder drückte. Ein Kästchen sprang auf. Es lag ein Papier darin, etwa zehn lange Rollen und eine kleine Schachtel. „Bitte, lesen Sie die Schrift, Herr Friedensrichter," sagte Drewes. Dieser entfaltete das ziemlich vergilbte Papier und las:

„Mein lieber Bruder!

„Als ich noch in Benares wohnte und Geschäfte trieb, kaufte ich einst diesen Sessel von einem alten Hindu, den ich nicht kannte, auch nicht habe wiederfinden können. Woher er stammt, weiß

ich nicht. Als ich ihn genau untersuchte, berührte ich unvermuthet eine Feder und die Rückplatte des Sitzes sprang auf. In dem Kästchen lag ein Schatz von Gold und Edelsteinen. Sie legten mit dem Golde den Grund meines Reichthums. Einen Theil der Edelsteine behielt ich. Sie sind von hohem Werth und liegen in dem Kästchen. Ich brauchte sie nicht zu veräußern und hielt sie für etwaige Wechselfälle in meinem Leben zurück. Gott sei Dank, diese sind nicht eingetreten! Gott segnete mich mit Reichthum, aber ich wurde hart und mißtrauisch. Ich kam nach Mainz zurück und Deine Liebe sah ich für Heuchelei und Streben nach meinem Erbe an. Gott verzeihe mir's! Du weißt ich verheirathete mich, weil — ich bethört wurde; aber ich lernte mein Weib kennen und verließ sie. Wem sollte ich meine Habe zuwenden, als Dir? Aber Du solltest es nicht gleich ahnen, deßwegen verbarg ich den Dir zugedachten Theil in dem Sessel, den ich Dir hinterlasse. Die Feder zeige ich Dir, ehe ich sterbe. Vergib meiner Thorheit und bete für

Deinen Bruder Joseph Glöckner."

Der Friedensrichter hatte längst das Papier neben das Kästchen gelegt und noch dauerte die tiefe Stille fort, die während des Lesens geherrscht hatte.

„Ach, nun weiß ich, warum mein Ohm Joseph meinem Vater den Sessel so gewaltig auf die Seele band. Nun weiß ich, was er ihm in's Ohr flüstern wollte, als der Tod das Band seiner Zunge fesselte," sagte mit Thränen im Auge Meister Glöckner.

Drewes stand mit heiteren Zügen neben ihm. „Nehmt Euer Eigenthum, Meister," sprach er, „und den Sessel schenke ich Euch dazu. Ihr, junger Mann, habt mir heute versprochen, daß Ihr mir ein gleiches Kunstwerk hier wollet machen lassen. Ich halte Euch beim Wort."

„Das ich halten werde," sagte freudig Lederer.

„Meister," wandte sich Drewes darauf an den Sattler, „nagelt den Bezug wieder drauf."

„Mit den Nägeln von Silber?" fragte dieser bedenklich.

„Versteht sich — denn mich geht er nichts mehr an. Ihr habt ja gehört, daß ich ihn Meister Glöckner geschenkt. — Meister, nehmt Eure Schätze!"

„Stille," sagte der Richter. „Wir wollen erst sehen, was in den Rollen ist." Er nahm eine heraus und öffnete sie. Es waren Doppelgunieen. „Empfangt Euer rechtmäßiges Erbe," sprach er zu dem tiefgerührten Greise. „Ich wünsche Euch Glück!"

6.

Ein Jahr später sagte Drewes zu seiner Schwester, unter deren Papageien ein arges Sterben gekommen war: „Julchen, in Mainz ist der van Aacken mit seiner Menagerie. Laß uns zusammen dorthin reisen, dann kannst Du Dir neue Exemplare kaufen. Ich muß doch hin, denn der alte Glöckner hat mir geschrieben, mein Sessel sei fertig, aber ich müsse ihn selber holen, zumal ich Pathe bei dem Erstgeborenen seiner Tochter geworden und die Kindtaufe bis zu meinem Kommen ausgesetzt sei."

Das gefiel Jungfer Julchen über die Maßen, und die zwei Geschwister reisten zum ersten Male in ihrem Leben mit einander nach Mainz. In einem stattlichen, schönen Hause auf der großen Bleiche hielten sie an. Zwei junge Männer und ein Greis empfingen sie wie alte, liebe Freunde an der Thüre.

„Nun, das ist schön," sagte Drewes, „daß ich auch Sie hier finde," und reichte mit diesen Worten Lederern die Hand.

„Wissen Sie denn nicht, daß wir einen Holzhandel in Gemeinschaft führen, Kugler und ich," fragte Lederer, „und daß er köstlich geht?"

„Nein," sprach Drewes, „aber das freut mich. Ihr seid

zusammengeführt worden in den Tagen der Sorge und des Unglücks, so müßt Ihr auch zusammenbleiben in den Tagen des Glückes."

Die Alten wurden hinaufgeführt und ein schönes, blühendes Weib brachte einen prächtigen Knaben dem Herrn Drewes entgegen und sagte: „Segnen Sie Ihren Pathen, der mit seinen Eltern Ihnen Glück und Segen verdankt."

Drewes beugte sich über das Kind und küßte es auf die Stirn, und es währte länger als ein gewöhnlicher Kuß, bis er sich aufrichtete, weil — er eine Thräne verbergen wollte, die dagegen Käthchen sich keine Mühe gab, in ihrem schönen, glänzenden Mutterauge zu verbergen.

Nachdem sich die beiden Ankömmlinge von Bingen einigermaßen erholt hatten, nahm Glöckner Drewes an der Hand und führte ihn in ein größeres, nebenanstoßendes Zimmer. Dort standen zwei Sessel — einer wie der andere, beide gleich mit purpurrothem Sammet bezogen.

„Nun, theurer Freund," sagte Glöckner, „welches ist der alte, ächte Glückssessel?"

Alle waren gefolgt. Drewes ging prüfend um beide herum. Er besah alles so genau wie möglich. Endlich, nach langer Prüfung, richtete er sich auf, ging auf Lederer zu und sprach: „Sie sind ein wahrer Herenmeister!"

„Ich nicht," lachte dieser, „sondern einer unserer geschickten Arbeiter. Nun, welcher ist's?"

„Ehrlich gestanden, — ich weiß es nicht," meinte Drewes etwas kleinlaut.

„Da sehen Sie, wie wahr das ist, was ich Ihnen im rothen Hause sagte. Man kann die Leute mit sehenden Augen blind machen und mit der Alterthümelei geht's in der Regel auf ein bischen Lug und Trug hinaus. Herr Glöckner," fuhr er fort, „zeigen Sie ihm den neuen, denn — ich kenne ihn selber nicht mehr."

Glöckner drückte auf die geheime Feder und sagte: „Dies ist der alte."

Wirklich war der neue ein Meisterstück und der Schreiner, der ihn gefertigt, hatte durch künstliche Beize dem Holze auf's Täuschendste dieselbe Farbe gegeben. Glöckner zog Drewes in den neuen Sessel, wo er sich setzen mußte. Dann umarmte er ihn und sprach: „Gott lasse Sie lange darin gesund und ohne Sorgen ruhen!" Alle stimmten in diesen Wunsch aus treuem Herzen ein.

Am folgenden Tage war die Kindtaufe, wo dann der Friedensrichter und der Sattler, wie auch der öffentliche Ausrufer nicht fehlten, der Drewes den Sessel zugeschlagen. Sie verlebten einen glücklichen Tag, und Drewes und seine Schwester sonnten sich recht in der Liebe, die ihnen so innig gezollt wurde. Sie blieben mehrere Tage bei ihnen in Mainz.

Schambattist half Jungfer Julchen die schönsten Papageien kaufen, und als sie endlich schieden, war das kleine Verdeck der Diligence ganz von den Käfigen der schreienden Vögel bedeckt, aber die Mitreisenden hatten nur Augen für den köstlichen Sessel, der in der Kajüte stand, was Drewes große Freude bereitete, zumal ihn Jedermann für alte, köstliche Schnitzarbeit ansah.

Des Douanen Kind.

Eine rheinische Schmugglergeschichte.

1.

Wo zwischen Bingen und dem Dorfe Heimbach die Burg Soneck hoch auf einem Felsen thront, beginnt der Soon, ein mächtiger Wald, welcher sich über die Berge hinzieht, die das reizende Nahethal gegen Norden begrenzen und schützen. Seine Längeausdehnung beträgt wenigstens vierzehn und seine Breite durchschnittlich vier Stunden. Bäche, welche von der Wasserscheide des Hunsrückens sich zur Nahe hinwinden, haben an vielen Stellen die Berge durchbrochen und schauerliche Schluchten in das schwarze Gestein gerissen, wo ihre Wellen im weißen Schaume sich an den Felsen brechen; an anderen Stellen schneiden liebliche Thäler in die Berge ein, wo sich der fleißige Mensch angebaut und seine Dörfer gegründet hat; aber auch auf den südlichen Abhängen des dunkeln Soon hat in früheren Zeiten schon die Art gelichtet, und wo einst der Wald herrschte, da zieht jetzt der Pflug seine Furchen, und die goldene Aehre reift im Strahl der Sonne auf weiter Flur.

Dort, am südlichen Abhange, wo unfern auf hoher Kuppe eine alte Wildgrafenburg über die weite Gegend schaut, liegt ein Dorf, das gegen Norden den die Höhe bedeckenden Hochwald Soon zum Schutze hat, dessen Fluren sich rechts und links ausdehnen und an dessen Häuser sich ein grüner Gürtel von Wiesen anschmiegt, so saftig und frisch, daß das Auge schon von Ferne sich daran erlabt. Ein Wald von Obstbäumen umschließt das Dorf, aus dem sein Kirchthurm recht hoch herausschaut. Unfern des Dorfes stürzt ein

Bach in eine tiefe Schlucht, die auf beiden Seiten mit dichtem Gebüsche bewachsen ist, aus welchem einzelne Hochstämme schlank in die Freiheit hinaufstreben. Weiter unten wird der Fluß des Baches ruhiger, denn die Thalsohle wird breiter und ebener, und dort liegt die „rothe Mühle," so genannt, weil das Balkenwerk roth angestrichen ist seit alter Zeit, und die Gefachspiegel weiß sind. Damals, als unsere Geschichte sich dort ereignete, wohnte hier ein alter Junggeselle und trieb das Geschäft des Mahlens mit Erfolg.

Wenn man von der Mühle den gewundenen Felspfad hinauf nach dem Dorfe steigt, so geleitet er durch den Wiesengürtel des Abhangs in einen breiteren Pfad, der, auf beiden Seiten mit Hainbuchen bewachsen, nach dem Dorfe führt. Links, wenn man in's Dorf tritt, steht ein Bauernhaus, mit Stroh gedeckt, wie alle. Das Strohdach läuft aber gegen die Wiese, die sich daran schließt, und die eine beschorene Hainbuchenhecke einfriedigt, weit vor, ruht auf vier gewaltigen Stämmen, und bildet so eine eben so kühle als anmuthige Wagnerwerkstätte. Dieses Haus bewohnte der alte Fehringer mit seinem Sohn und der alten Base Lene, Lenebas schlechthin genannt. Gegenüber, und nur durch den Pfad getrennt, stand ein kleines Haus, einem reichen Bauer Namens Ries gehörig, das aber an den Douanen Dollart vermiethet war.

Aber, fragen vielleicht meine Leserinnen, wer war denn das? Was heißt denn ein Douane und wie kommt der hierher? — Darauf muß ich freilich antworten, und bin genöthigt etwas weit auszuholen.

Als Napoleon die Welt beherrschte, oder doch einen großen Theil davon, trug er, wie bekannt, unersättlichen Haß gegen England, dessen Macht zu brechen seine höchste Aufgabe war. Gerade am allerverwundbarsten Siegfriedsfleckchen faßte er's, nämlich an seinem Gewerbfleiße und Handel. Er verschloß nicht nur allen englischen Waaren seine Grenzen, sondern selbst denen, welche durch englischen Verkehr uns zugeführt werden. Darum zog er eine

doppelte Zollwächterlinie um das Reich. Am Rheine standen diese „Douanen" enge, und man begegnete den bewaffneten Grünröcken überall bei Tag und bei Nacht, denn sie gingen von Posten zu Posten, um ja jede Regung auf den Fluthen des Rheines zu beobachten, und es war kaum möglich, daß vom jenseitigen Ufer ein Kahn landen konnte, ohne daß Einer dieser den Uferbewohnern verhaßten Unglücksvögel zur Hand gewesen wäre, schonungslos den Landenden zu betasten und zu untersuchen bis auf's Hemd, ob er keine verbotenen Waaren einschwärze oder, wie man sagte: einschmuggle.

Eine zweite Linie, freilich weiter auseinander stehend, zog sich über die Höhen und Berge hin, welche etwa zwei bis drei Stunden vom Rheine entfernt waren, und zu dieser, der sogenannten „schwarzen Brigade" gehörte Dollart, welcher in dem Hause neben Fehringer wohnte, mit seiner Frau und seiner Tochter Claire einen kleinen Haushalt bildend.

Im Lande kostete Salz, Tabak, Kaffee und Zucker horrendes Geld, und über dem Rheine, in den Uferorten, nur sehr wenig. Wenn nämlich im Lande der Kaffee das Pfund zu zwei bis drei Gulden bezahlt wurde, so kostete es drüben etwa ein Sechstel oder Siebentel dieses Preises, und so im Verhältnisse Alles. Englische Stoffe aber erreichten eine Preishöhe, die fabelhaft heute klingen würde.

Es ist eine uralte, selbst im Paradiese begründete Wahrheit, daß eben das Verbotene reizt. Hier kam indessen auch noch das Bedürfniß hinzu, um den Schmuggel zu begründen.

Es war das einträglichste Geschäft für die Schiffer und Rheinuferbewohner, zumal Schifffahrt und Handel unglaublich stockte. Aber es hatte dies Gewerbe seine Schwierigkeiten und Gefahren.

Wurde ein Schmuggler ergriffen, so war die Galeere sein Erbe, und Hab und Gut wurde als Staatseigenthum verkauft,

wenn man in einem Hause ausländische Waaren fand, die unverzollt eingeführt waren. Die Zölle aber glichen in ihrer enormen Höhe einem völligen Verbote wie ein Ei dem andern. Da lockte der große Verdienst, und die Schlauheit mußte das Aeußerste aufbieten, wenn sie die List der Douanen überlisten wollte; es sei denn, daß sie, die sehr geringe besoldet waren, die Hand mit den Schmugglern im Spiele hatten und gefällig rheinaufwärts gingen, wenn rheinabwärts ein Kahn mit verbotenen Waaren landete. Rasch warfen dann die Schmuggler ihre Bündel, welche mit Saalbandträgern versehen waren, über, und mit Windeseile ging's den Berg hinan, wo oben der Wald sie in seinen dunkeln Schutz nahm.

Waren sie glücklich über die erste Douanen-Linie draußen, so war das Spiel schon halb gewonnen. In einer Mühle, einem Försterhause, oder in einem einsam stehenden Hofe wurden dann die Bündel abgelegt; Andere, Landeskinder, welche die Wälder und Schliche kannten, nahmen sie hier auf und trugen sie bis hinter die zweite Douanen-Linie, und jenseits dieser war der Sieg errungen und die Waaren gingen bis Paris, wo die Damen des Hofes Napoleon's bei den kaiserlichen Festen in den Roben englischen Stoffes und im Schmucke englischer Spitzen sich bewundern ließen; selbst der duftende Kaffee auf den Tafeln in den Palästen Napoleon's war geschmuggelter, dem man's freilich nicht anschmeckte.

So stand's damals am Rheine und in den Bergketten, die seine Ufer bilden.

Auch in dem Dorfe, dessen Lage ich eben geschildert, war seit Kurzem, es war im Jahre 1813, eine schmuggelrische Verbindung angeknüpft, und der Wirth Kamper suchte eine Schmugglerbande zu bilden.

Es war an einem Sonntagnachmittage, schon gegen Abend, als alle die Leute heimgegangen waren, da saß der alte Fehringer allein noch bei dem Wirthe und blickte wehmüthig auf sein Glas, in dem nur noch wenige Tropfen standen.

Der Wirth rasselte mit der Rechten in seinem Sacke mit Geld, während er mit der Linken mit seinem vollen Glase spielte. Sein Auge ruhte dabei mit einem pfiffigen Ausdruck auf dem Fehringer. —

Endlich sagte er: „Was denkst Du jetzt Fehringer?"

„Was ich denke?" war dessen Antwort, „daß mein Handwerk, seit der Jörg sich hier als Wagner gesetzt hat, mir nicht mehr so viel gibt, daß ich leben kann —"

„Und trinken!" fiel der Wirth ein und lachte dazu.

„Auch das," fuhr Fehringer fort. „Du rasselst im Gelde, und wenn Du mich auf den Kopf stellst, fällt kein Pfennig heraus; Du hast ein volles Glas und das meine ist leer. Das ist unangenehm, ob ich gleich kein Säufer bin."

„Da trink' einmal mit mir," sprach der Wirth, und schob ihm sein Glas zu. „Aber bist Du daran nicht selber Schuld?" fragte mit einem Tone des Vorwurfs der Wirth.

„Das verdien' ich nicht," sprach mit Festigkeit der alte Fehringer. „Niemand wird mir und meinem Martin absprechen, daß wir uns ehrlich umthun; daß wir arbeiten mit Freuden, wenn wir Arbeit haben; allein es geht so in der Welt, daß Alles dem neuen Wagner zuläuft, weil neue Besen gut kehren. Mein Gut ist geringe. Es nährt mich nicht. Das Handwerk wirft nichts mehr ab. Da hast Du gut reden." —

„So hab' ich's ja gar nicht gemeint," nahm der Wirth das Wort. „Ich weiß ja, wie es Euch geht, und selbst das weiß ich, daß Du mit Deinem Schwager zerfallen bist, der Dir helfen könnte, der Müller in der rothen Mühle nämlich. Ich dachte an ein Anderes." Und nun neigte er sich flüsternd zu Fehringer's Ohr und sagte: „Du könntest mit Deinem Sohne alle Woche zwei, auch vier Kronenthaler verdienen, und zwar wenn Andere schlafen! Verstehst Du mich?" —

Fehringer fuhr auf. „Wie meinst Du das?" fragte er betroffen.

„Nun" entgegnete der Wirth," „die ganze Arbeit bestünde darin daß Ihr zwei Bündel trüget. Für jeden fällt ein Kronthaler ab."

„Aha, schmuggeln," sagte Fehringer.

„Ja, schmuggeln," war des Wirthes Gegenrede. „Ihr nehmt die Bündel und tragt sie nach dem Schwarzfelser Hof dahinten. Es sind drei Stunden Weges. Den Weg kennst Du wie Du Deine Westentasche kennst, und gehst ihn im Dunkeln so sicher, wie am Tage."

„Ja, wenn der Dollart nicht wäre!"

„Was Dollart?" rief zornig der Wirth. „Sich nicht fangen lassen, ist die Kunst."

„Dem trau' Einer!" sagte Fehringer. „Ich weiß mehr, als Du!"

„Nun was weißt Du denn?" fragte spottend der Wirth.

„Wir sind allein," sprach mit feierlichem Ernste Fehringer, „da kann ich reden. Du weißt, sie sagen, der gehe nicht mit rechten Dingen um; er habe — einen Pakt mit dem Bösen, und darum fange er die Schmuggler so oft. Ich hab's gesehen, daß es nicht just ist mit ihm. Glaub' mir's. Ich bin kein Hase, aber es gibt Dinge, die Einem eiskalt machen."

„Du abergläubischer Narr!" rief zornig der Wirth. „Wenn er Alles wüßte, so wären die Schmuggler nicht gestern ihm vorbei gewischt."

„Mag sein," entgegnete Fehringer, „aber was meine Augen sehen, das glaubt mein Herz. Es war heute vor drei Wochen, am Samstag Abend. Ich war im Walde, um mir eine Last guter Schippenstiele zu hauen. Der Mond schien hell wie am Tage. Ich lag, weil ich den Förster witterte, im Busch und hielt mich stille, wie der Hase im Lager sitzt, und duckte mich. Da sah ich Einen am Saume des Waldes schleichen; aber es war der kleine dicke Förster nicht, sondern die lange, hagere Gestalt des Douanen Dollart. Nicht weit von mir stand ein alter Ständer, Du weißt ja die hohe Eiche am Heiligenbrunnen. Da sah ich ihn

stehen, mutterseelenallein. Da pfiff er plötzlich kurz, hell und gellend, und blitzschnell war noch Einer bei ihm, auch angethan wie ein Douane, eine Flinte im Arm, einen Hut auf, wie Dollart. Sie flüsterten mit einander. Plötzlich dreht sich der Fremde um und sein Gesicht war — rabenschwarz! — Gleich darauf gingen sie nach dem Sillrotherwalde hin und Piff! Paff! hör' ich die zwei Flinten knallen, und sie hatten die Waare der Schmuggler, zehn reiche Bündel, die ihm ein hölliſches Geld einbrachten. Was meine Augen sehen, glaubt mein Herz, Kamper. Ich weiß, daß weit und breit kein Douane ist als er, und ich hab' ihn allein aus seinem Hause gehen sehen und allein heim gehen. Mach's rund, wenn Du kannst!" —

Der Wirth schwieg und es rieselte ihm kalt über den Rücken, eiskalt, denn die Schmuggler hatten den Schwarzen auch gesehen, als sie von ihm betroffen wurden, und sie ihre Bündel abwarfen und davon liefen.

„Larifari!" sprach er; „Ihr habt in der Angst Alles doppelt gesehen, und schwarz sehen in der Nacht alle Katzen aus. Du könntest als Schmuggler mehr leisten, als Alle zusammen, weil Du den Spitzbuben auslauern könntest; ja Dein Martin, der mit der schönen Claire gar gut stehen soll, wie der Adam Ries will herausgefunden haben, könnte es erst recht ausluken, wohin der lange Dollart geht. Ginge er rechts, so ginget Ihr links, dann wäre das Fangen denn doch eine Kunst."

„Mein Martin hat nichts mit dem Douanenmädel zu thun!" rief Fehringer zornig. „Der Neidsack, der Adam Ries, hätte das Mädel gern zur Frau, aber es mag ihn nicht, und daher meint er, mein Martin, der ein bildhübscher Jung' ist, müßt mit dem Mädchen Liebhaben spielen. Glaub' dem Lügner nichts. Der hält's mit dem Dollart, und könnte er, so verriethe er ihm Alles."

„Mag sein," versetzte der Wirth, „aber ausspioniren könntet ihr den Dollart doch und schmuggeln helfen. Ist Dir's recht, so

schlag ein; aber ein Schloß vor den Mund, hörst Du, und morgen beginnt Arbeit und Verdienst."

Fehringer'n stieg das Blut in den Kopf, daß er schier schwindelig wurde. Eine Weile saß er da und wußte nicht, sollte er einschlagen oder nicht — dann aber schlug er rasch ein.

„So ist's recht," sagte der Wirth. „Nun will ich Dir auch vertrauen, daß in meinem Hause die Bündel liegen und Ihr von hier aus sie auf den Hof traget. Ich zähle Euch den Lohn aus und ein solcher Verdienst läßt sich hören."

Noch eine Weile redeten sie halblaut, dann ging Fehringer heim und Martin trat ihm aus der Werkstatt entgegen.

2.

Dollart war ein Elsässer, und dazu ein pfiffiger Mensch, was nicht alle Elsässer sind; aber was sie meist sind, von Herzen gutmüthig. Er suchte seine Familie ehrlich zu nähren. Wenn ihn der Dienst nicht in Anspruch nahm, saß er an seinem Webestuhl und wob Damastleinen, in welcher Kunst er Meister war. Seine Frau stand mit den Bauernfrauen ungemein gut; denn sie verstand die Hauben zu machen, zu waschen und zu bügeln, und Claire half wacker. Dollart's waren nicht stolz, kleideten sich bescheiden und Claire ging mit den Mädchen freundlich um, und wenn die Bursche und die Mädchen Sonntag Abends vor's Dorf spazieren gingen, und sangen, da war sie dabei, und ihre glockenreine Stimme hörte man vor allen.

Die Mädchen waren freilich mit Claire nicht zufrieden; ihr aber konnten sie doch keinen Vorwurf machen, weil sie ihm Grunde unschuldig daran war. Das lag nämlich so. Claire war achtzehn Jahre alt und schön, wie ein Engel. Eine hohe, stolze Gestalt, mit braunem Haar, so glänzend wie die Schale der reifen Kastanie, wenn sie aus der Kolbe fällt; mit Augen so groß, so klar, so

freundlich, daß man nichts Herrlicheres sehen konnte; mit einer Hautfarbe, wie der junge Schnee, auf dem die Morgensonne ruht ihm ersten Strahle; mit einer Leichtigkeit des Ganges und der Bewegungen, als hingen alle diese reizenden Glieder in feinen Drähtchen — kurz — schöner war weit und breit kein Mädchen, obgleich im Dorfe die Schönsten der ganzen Soonhöhe zu finden waren, und die auswärtigen Burschе sich manch' Mädchen heimholten zum Aerger der Einheimischen.

Seit Claire im Dorfe war, hatten alle Burschen nur Augen für sie, und es schien, als seien die anderen bildhübschen Mädchen gar nicht da; aber Claire gab doch gar keine Veranlassung dazu. Sie zeichnete Keinen aus, ging Keinem zu Gefallen, und, wenn sie auch gegen Keinen unfreundlich war, so hatte sie doch so eine merkwürdige Art, daß es Keiner wagte sich ihr zu nähern, oder einen Scherz mit ihr zu machen. Es war ordentlich ein Respekt, den sie vor dem muntern Mädchen hatten, als ob's die Pfarrerstochter wäre.

Wenn nun auch so ein heimlicher Neid in den Herzen der Mädchen saß, so ließen sie's denn doch die herzliebe Claire nicht entgelten; denn das hätten sie gar nicht fertig gebracht, weil sie zu gut, freundlich und lieb war gegen Jedermann, ohne Ausnahme. Und wenn auch die schöne Claire keinen der Burschen auszeichnete, so war doch Einer, der es besser wußte, als alle, wie es um ihr Herz stand, und welch' eine Seligkeit es war, von ihr geliebt zu sein — und das war — — Fehringer's Martin, ihr Nachbarssohn.

Martin war so alt als Claire, und die Mädchen im Dorfe waren alle einstimmig darin, er sei der schönste, bravste und bescheidenste Bursch im Lande; das konnte ihm aber auch selbst der Adam Ries nicht ableugnen, der's doch so gerne gethan hätte, weil er ihn beneidete. —

Martin war groß, starkgebaut und doch schlank. Seine Haltung war kerzengrade. Um ein blühendes Antlitz sproßte der junge Bart und gab ihm eine dunklere Beschattung, auch wenn er ihn sorgsam

abrasirte. Dunkle Locken fielen in krausen Ringeln um das schöne Oval seines Gesichts und seine Augen leuchteten wie zwei Sterne. Seine Haltung war stille und ernst, sein Leben fleißig und vorwurfsfrei. Daß er arm war, that nichts; denn der Müller in der rothen Mühle war sein Ohm und Pathe, und er sein Liebling, wenn er auch seinen Vater nicht leiden konnte, der seine selige Frau, des Müllers Schwester, übel behandelt hatte. Stand auch das Erbe im weiten Felde, so kam's doch einmal sicher, und wenn jetzt der Müller die Hände fest zuhielt, so kam das ja dem Martin allein zu Gute.

Seit Dollart's Claire im Dorfe war, konnte man freilich an dem Martin etwas merken. Er hatte kein Mädchen, keinen Schatz, und wahrhaftig, jede hätte sich glücklich gepriesen, die sich hätte sagen dürfen, sie sei's, die er erkoren. Manchmal sagten die Mädchen unter sich: Es ist mit den Zweien, der Claire und dem Martin, nicht richtig; denn heute hatte die gemeint, sie hätte Martin auf einem Blicke ertappt, der unbewacht zu Claire geflogen und die Fülle einer innigen Liebe verrathen; morgen meinte jene, sie habe es gesehen, wie Claire's wundervolle Augen lange und ausdrucksvoll auf Martin geruht, und sie roth geworden sei bis an die Ohrläppchen, als sie sich bemerkt und beobachtet gesehen; allein dabei blieb's, und sichere Beweise fehlten, wie sorglich auch die Beobachtung war.

Die Liebe, auch die reinste, ist schlau. Das ist eine Welterfahrung und eine Thatsache, für die tausend Beweise vorliegen. Das Geheimniß ist so süß, ist ein so gewaltiger Zauber, daß seine Macht unendlich groß und weitreichend ist. Das selbsteigene Wissen um die Liebe des geliebten Wesens entschädigt für Alles und ein Augenblick glücklicher Gemeinschaft reicht hin auf lange Zeit des Entbehrens. Das zeigte sich bei Claire und Martin im hellsten Lichte. Sie hatten sich liebgewonnen, ehe Eins dem Andern nur irgend seine Liebe verrathen. Ein Moment aber war entscheidend

gewesen. Claire stand einst am Bache, Wasser zu schöpfen. Ein von ihr sehr geliebtes Kind einer benachbarten Familie war ihr gefolgt und stürzte in den Bach, der es mit sich fortriß. Verzweifelnd schrie das Mädchen um Hülfe. Martin kam gerade am Ufer des Baches durch die Schlucht herauf. Er vernahm den Ruf, erkannte die Stimme und beeilte seine Schritte. Da sah er das Kind, stürzte zum Ufer in den Bach und rettete das Kind. Keine Menschenseele war weit und breit zu sehen. Martin trug das Kind zu Claire und beide brachten es in das Leben zurück. Claire eilte hinweg, trockene Kleider zu holen, was ihr unbemerkt möglich war, da die Eltern des Kindes auf dem Felde arbeiteten, Claire aber im Hause sehr befreundet und bekannt war. Beide kleideten das Kind um und pflegten es, bis es wieder ganz munter wurde. Nun reichte Claire Martin ihre Hand, die er nicht wieder loslassen wollte und die ihm Claire auch gerne ließ.

Während das Kind vor Erschöpfung auf Claire's Schooß einschlief, plauderten Beide traulich, und das süße Geheimniß der stillen Brust fand seinen Weg über die Lippe, und über dem schlafenden Kinde wurde der Bund der Herzen geschlossen, aber auch das gegenseitige Gelöbniß abgelegt, daß Niemand ihre Liebe ahnen dürfe.

Das hielten sie treu und jene Aeußerungen der Mädchen waren mehr eine Zusammenstellung von Vermuthungen, als wirkliche Thatsachen. Daß sie beobachtet wurden, wußten Beide nur zu wohl; denn Adam Ries verfolgte die liebliche Claire mit seiner Liebe und die Mädchen wollten auch, wie dieser, um jeden Preis dahinter kommen, ob denn, wie sie sagten, Claire ein Herz von Stein habe, und ob denn Martin absolut in's Kloster gehen wolle, da er doch Protestant, und nicht einmal ein Kloster im Lande sei.

Zu diesem Geheimniß trieb sie auch noch ein Anderes. Claire's Vater war ein strenger Mann und würde eine Neigung seines Kindes zu einem bloßen, dazu unbemittelten Bauernburschen durch-

aus nicht gebilligt haben und der Müller in der rothen Mühle war ein so erbitterter Franzosenfeind, daß er eine solche Verbindung seines lieben Pathen und Erben in Hoffnung nicht würde geduldet haben.

Hoffnung ist allerwege die Begleiterin der Liebe. Auch Martin und Claire hofften und um so mehr, als ihre Liebe in ihrer Lauterkeit gewiß des himmlischen Schutzes würdig war.

Dem Bedürfniß der liebenden Herzen genügte es, sich selten zu sehen. Da die Hauswiesen an einander stießen und Martin jede Stunde des Tages in der Werkstatt hinter dem Hause saß, so fehlte es nicht an dem, was das Herz ersehnte. Sie sahen sich, sie wechselten über den Zaun weg ein Paar süße Worte, drückten sich die Hand, und wenn an den Sonntagnachmittagen die Burschе und Mädchen in hellen Haufen spazieren gingen und Lieder sangen, so sahen und hörten sie sich, und das genügte den bescheidenen Herzen, und mehr heischten sie nicht.

Auch an dem Abende, als Martins Vater den Bund mit dem Wirthe Kamper gemacht, und Martin ihm aus der Werkstatt entgegenkam, hatten Beide ein halbes Stündchen unbemerkt gekost, und voll stille Freude war Jedes in das Haus getreten. Wenn auch die gute Lenebas, die Fehringer's Hauswesen leitete, um die Liebe der Beiden alleine wußte, so sprach sie doch kein Wort darüber und weder ein Scherz, noch eine leise Andeutung färbte jemals Martins Wangen höher. Die alte gute Seele hatte ihren braven Martin viel zu lieb, und auch das freundliche Douanenkind liebte sie, wie eine Mutter. Sie war der Meinung, Beide seien so recht für einander geschaffen, und konnte sie irgend eine Gefahr abhalten, so that sie es gewiß. Sie wachte ordentlich oben im Hause am Dachfenster ihres Kämmerleins, wenn etwa Jemand käme, der sie überraschen könnte und machte dann irgend ein Geräusch, das die Liebenden schnell auseinander trieb, ehe die Gefahr nahte. Wie ein treuer Schutzgeist wachte sie über ihrer Liebe, ohne daß ihr das

Schweigen Martins wehe gethan hätte. Einen Mangel an Vertrauen erblickte sie darin gar nicht.

Fehringer'n sah sie auch heute kommen und rief laut einer Nachbarin ein Paar gleichgültige Worte zu, welche schnell die Unterredung der Beiden beendeten. Fehringer trat zu Martin.

„Laß uns in die Stube gehen, Martin," sagte er. „Ich habe Dir Wichtiges zu sagen. Wir sind jetzt noch allein."

Martin folgte seinem Vater und dieser theilte ihm das mit, was eben zwischen ihm und Kamper sich zugetragen.

Martin erschrack. Er überblickte schnell das Gewagte des Unternehmens und eine Stimme in seinem Innern ließ ihn das Unrechte desselben richtig erkennen — sowie die Gefahr, die dieser Erwerb seiner Liebe drohte. Er sprach tiefbewegt sich aus. Der Vater hörte ihn ruhig an.

„Martin," sagte er, „Du bist verständig genug, einzusehen, daß wir so, wie es jetzt um uns steht, nicht lange bestehen können. Alle Bauern laufen zum Wagnerjörg, der gut und wohlfeil arbeitet, wohlfeiler, als wir es können. Wie er das fertig bringt auf die Dauer, wo doch das Nutzholz so theuer ist und alle Tage theurer wird, weil die Förster mit dem Fällen geizen, das weiß ich freilich nicht, und ist auch seine Sache; aber das weiß ich, daß ich so an den Bettelstab komme und bald. Schulden drücken uns jetzt schon. Wohin soll es kommen? Seit hundert Jahren waren in unserm Dorfe keine Bettler, sollen wir die ersten sein?" —

„Vater," sagte Martin, „ich will Holzhauer werden!" —

„Das ist ein schlechter Verdienst," antwortete der Vater. „Wenn's gut geht, verdient Einer das Wasser, das er trinkt. Die Förster haben Alles aufgespitzt."

„So will ich mich als Knecht verdingen; Ihr mit der Bas bringet Euch durch, und von meinem Lohn will ich Alles abgeben, was mir von meiner nothwendigen Kleidung übrig bleibt."

„Das ist gut, aber reicht nicht aus," fuhr Fehringer fort. „So viel, wie wir da verdienen, kannst Du nicht erwerben."

Nun stellte er ihm das, was verdient werde, in's Licht, redete dem braven Sohne zu, bis dieser endlich aus kindlichem Gehorsam nachgab und einwilligte. Als aber der Vater vom Ausspioniren des Douanen Dollart zu reden begann, wies Martin dies mit einer Hast und einem Eifer zurück, daß Fehringer zu argwöhnen begann. Indessen schwieg er darüber doch und entschloß sich, dies Geschäft selbst zu übernehmen.

Martin ahnte, was in der Seele seines Vaters reifte, und sah darin eine neue Gefahr, die dem Geheimniß seiner Liebe drohte. Als ihm Fehringer von dem Schwarzen zu reden begann, den er selber gesehen hatte, wurde Martin betroffen. Von dem Aberglauben seines Vaters war er frei; aber es dämmerte in seiner Seele eine Ahnung, die ihn tief ergriff, die ihn ernst und traurig stimmte, weil die Möglichkeit eines unglückseligen Ausgangs ihm wie ein drohendes Gespenst entgegen trat. Seinem Vater äußerte er nichts; allein hinter dies Geheimniß mit dem „Schwarzen" zu kommen, war ihm eine Angelegenheit, welche seine Seele nicht zur Ruhe kommen ließ und den Schlaf von seinen Augen scheuchte, als er spät und bekümmerten Herzens sein Kämmerlein aufsuchte.

Drüben aber, im Nachbarhause, ahnte das liebende Mädchen nicht wie tiefbewegt des Jünglings Brust war, und ihre Silberstimme klang noch lange hell und rein in sein Ohr. Es war, als wollte sie ihm von ihrer Liebe reden, denn das Lied, das sie sang, drückte das tiefste und reinste Gefühl aus, das sie in ihrem Herzen trug.

3.

Dollart hatte im Laufe des Sommers mehrmals glückliche Fänge gemacht und das verdankte er — seiner Claire.

Der Schmuggel wurde mit einer seltenen Frechheit betrieben

in den letzten Jahren. Es kamen Fälle vor, daß Douanen erschlagen oder doch auf den Tod mißhandelt wurden. Ihren Vater allein dieser Gefahr bloßgestellt zu wissen, ertrug Claire nicht. Sie hatte keine Ruhe daheim in den dunklen Nächten, wenn sie wußte, daß er im dunklen Walde allein einer wilden Rotte gesetzloser Menschen, Waghälse, die der Gefahr trotzten, die ihnen drohte, mitunter ruchloser, in Frevel gegen das Gesetz verhärteter Bösewichte, gegenüberstand. Aus alten Uniformstücken ihres Vaters hatte sie sich mit gewandter Hand eine völlig passende Uniform bereitet. Ein alter Säbel mit dem gelben Lederbandelier hing noch da und auch eine Flinte; ein alter Hut vollendete ihre Maske. Aber durfte sie ihr reizendes, zartes Gesichtchen sehen lassen, ohne daß sie hätte befürchten müssen, auf der Stelle erkannt zu werden, was dann schlimmer würde gewesen sein, als das völlige Alleinsein ihres Vaters, dem es an Muth nicht gebrach? Auch hier fand sie schnell ein Auskunftmittel. Ein Trauerflor, vor das Gesicht geheftet, erfüllte vollkommen den Zweck, wenn er auch weiblich unbequem war.

So stellte sie sich einst ihrem überraschten Vater vor und dieser, trotz seines herzlichen Lachens, erkannte schnell den großen Vortheil, welcher in der Bitte des muthigen Mädchens lag, ihn auf seinen nächtlichen Wanderungen zu begleiten. Er kannte zu gut den tief gewurzelten Geister- und Gespensterglauben des Volkes, der nirgends mächtiger sich geltend macht, als in Gebirgsgegenden und Landschaften, wo die wilde Natur und die romantische Staffage in Burgen und Ruinen alter Klöster eine so sichere Handhabe darreicht und die schaffende Phantasie des Volkes nicht säumt, in Sagen und Legenden seinem Aberglauben, den das Volk mit der Muttermilch einsaugt, Vorschub zu thun, um nicht einen sicheren Bau darauf zu gründen.

So war denn Claire, ohne daß es Jemand ahnete, fast allnächtlich der Begleiter ihres Vaters, und, da sie mehrfach in

der Nähe gesehen worden war, auch der Grund jener abenteuerlichen Märchen, mit denen man sich trug. Allgemein war seitdem Dollart gefürchtet und gemieden.

Adam Ries allein wurde seiner Furcht und Scheu Herr, weil seine Liebe zu Claire Alles überwand. Er suchte überall die Schmuggler auszuforschen und machte sich ein Geschäft daraus, das Erkundete Dollart mitzutheilen. So war es diesem gelungen sie zu treffen und ihnen ihre Waare abzunehmen.

Durch des alten Fehringer's Beobachtungen kamen indessen die Schmuggler hinter seine Schliche und Kniffe, und ihr Haß gegen ihn kannte kaum eine Grenze.

Ziemlich oft gelang es dem alten Fehringer, Dollart's Gänge auszukundschaften und die Gänge der Schmuggler waren allemal dann sicher und von gutem Erfolg. Der Schmuggel nahm in der Richtung über das Dorf einen bisher nie gekannten Aufschwung. Fehringer sah mit Freuden, wie er nun wieder frei athmen konnte, daß es ihm möglich war, seine Zinsen zu bezahlen, ja nach und nach selbst das kleine Schuldcapital abzutragen, das ihn drückte. Dollart wußte, wie der Schmuggel eifrig betrieben werde, und konnte doch nicht dahinter kommen. Er zerbrach sich den Kopf, wie das möglich sei, und kam an kein Ziel. Die Nachrichten vom Rheine setzten es außer Zweifel, daß im Dorfe eine Schmugglerbande bestehe, die rastlos thätig sei; daß im Dorfe eine Niederlage sein müsse oder nahe dabei, und doch konnte er keine Spuren finden. Es war außer Zweifel, daß er beobachtet wurde, und doch blieb es ihm ein Räthsel, wie dies geschähe.

Er äußerte dies einst gegen den sich mehr und mehr an ihn drängenden Adam Ries. Der lächelte pfiffig.

„Ich glaube, ich könnte Euch die Fährte zeigen," sagte er.

„Du?" fragte Dollart erstaunt. „Warum thust Du's nicht, da Du es doch sonst mehrmals gethan?"

Ries zuckte die Achseln und lächelte; aber er schwieg.

Dollart kannte seinen Mann.

„Ries," sagte er, „gibt es nicht einen silbernen Schlüssel, der die Thüre Deines Mundes aufschließt?"

„Nein," erwiederte Ries mit Festigkeit, „ich bin reich und Geld mag ich nicht."

„Also etwas Anderes?" fragte Dollart. „Was könnte das sein? Rede doch Adam!"

Ries erröthete vor Verlegenheit. Er rieb die Hände, trippelte hin und her und konnte das Wort nicht finden.

„Nun, nun?" rief Dollart eifrig.

Adam Ries setzte sich endlich.

„Sind wir allein?" fragte er.

„Meine Frau und meine Claire sind in das Dorf gegangen," antwortete er mit Heftigkeit, welche sein Verlangen bezeichnete. „Wir werden von Niemandem gehört, von Niemandem gestört."

„So hört mich ruhig an," sprach Adam Ries. „Ich bin meines Vaters einziges Kind aus zweiter Ehe und der Erbe eines ansehnlichen Vermögens. Ihr wißt es, Herr Dollart, es kann sich kein Bauer mit uns messen. Alles ist freies Eigenthum. Mein Vater ist alt. Alle meine rechten Geschwister sind gestorben und die Stiefgeschwister sind abgefunden; ich, der jüngste, lebe allein noch. Auch meine Mutter ist schon lange todt, und da mein Vater stets krank ist und Mägde ihn nicht so pflegen, wie sie sollten, so — wünscht er, daß — ich heirathe. Ueberall wären mir, als Freier, die Thüren offen; aber ich will nur eine Frau nehmen, die ich lieb habe, und — da — wäre — Eure Claire gerade die, welche ich über Alles liebe! Gebt mir sie zur Frau, Herr Dollart! Sie soll es gut haben; sie kommt in eine volle Haushaltung. Gebt mir Claire zur Frau, und ich rede ohne Rückhalt von der Leber weg und enthülle Euch Alles!"

Er hatte mit stockendem Athem zu reden begonnen. Man hörte es ihm an, daß es ihm zentnerschwer auf der Brust lag. Die

Worte wollten gar nicht heraus. Jetzt aber, wo es von der Brust gewälzt war, das zentnerschwere Geheimniß, das ihn schon so lange gedrückt und dazu sich die Gelegenheit so wunderschön gemacht, jetzt war ihm wohl. Er zog tief Athem aus der freien Brust und sah Dollart triumphirend an; denn er war sich bewußt, mit großer Klugheit Zeit und Stunde, wie auch die Umstände, benutzt zu haben, und trug die Ueberzeugung in sich, sein Antrag sei unabweisbar und der blutarme Dollart werde mit beiden Händen in der Freude seines Herzens zugreifen.

Dollart hatte so etwas geahnet, als Adam Ries seinen Anlauf zu der Rede nahm. Er sah unter sich und seine Stirne legte sich in immer engere, kleinere Falten. Es stieg ein Unmuth in ihm auf, der am Hervorbrechen war. Von Adam Ries hegte er keine besondere Meinung. Ein Verräther kann nie Achtung von dem erwarten, dem er dient. Dollart kannte Ries genau. Er wußte von seinem schmutzigen Geize, von seinem Bauernstolze, von seinem rohen Uebermuthe; von seiner tückischen Hinterlist. Daß er ihm sein Kind abtrotzen, es zur Bedingung eines neuen Verraths machen wollte, das ergrimmte ihn noch mehr; indessen rieth ihm die Klugheit, sich zu mäßigen, denn er wußte auch recht gut, wie schlimm es sei, einen Menschen, wie Ries, vor den Kopf zu stoßen. Konnte er als Freund ihm nicht viel nützen, so konnte der boshafte Mensch ihm mit seiner verläumderischen Zunge desto mehr schaden, da ihm die Beamten des Zollamts, unter welchen er als Grenzwächter stand, nicht unbekannt waren. Sie liehen ohnehin gerne jeder Mähr ihr Ohr. Er hatte übrigens Zeit, sich die Sache zurecht zu legen, sich zu sammeln und den Entschluß über das festzustellen, was er ihm sagen wollte, da Adam's Rede ziemlich lang war.

Als nun endlich Adam schwieg, sagte Dollart: „Du hast eine Bedingung gestellt, Adam Ries, die ich Dir, so gerne ich auch etwa möchte, nicht erfüllen kann. Ich will Dir's genau sagen, wie es mit Claire ist. Sie ist mein Ein und mein Alles. Meiner

Frau hab' ich schon lange gelobt, niemals Claire zu einer Heirath zu bewegen, die sie nicht freiwillig eingeht. Wählt sie Dich, so ist mir's recht; aber wählt sie Dich nicht, so ist's rein aus mit Deiner Hoffnung. Ich zwinge sie niemals zu einem Schritte, von dem das Glück ihres ganzen Lebens abhängt."

Adam Ries war bleich geworden. „Ich merk's schon," sagte er aufstehend, und sein Zorn wallte auf, „ich merk's schon, das ist ein Körbchen, ein Nein, nur verzuckert. Es ist gut," setzte er hinzu. „Da drüben der, der Euch die Possen spielt, hat's mit dem Mädel, der Lump, der Schmuggler. Machet Gemeinschaft mit ihm," rief er zornglühend, „und mit dem Kamper. Theilt den Gewinn!" —

Mit diesen Worten rannte er wüthend hinaus und ließ den Douanen in einer Stimmung zurück, die zwischen Zorn und Unmuth über diese Wendung, aber auch gerechtem Erstaunen die Mitte hielt.

„Was hat er gemeint, der dummstolze Bauernbube?" rief endlich Dollart aus. „Da drüben der Lump — das ist Fehringer! Der Martin soll's mit Claire haben? der Martin ein Schmuggler sein? — Alle Teufel! wenn das wahr wäre?"

Es war ein Glück, das jetzt Claire sich nicht im Hause befand; denn es hätte ohne Zweifel eine schlimme Geschichte abgesetzt, und Claire hätte kaum die Feuerprobe bestehen können, dem scharfen Blicke des Douanen gegenüber. Nun war er allein und hatte Zeit, sich das, was Adam Ries ausgestoßen, zurecht zu legen, sich zu sammeln und kälter zu werden. Er sann sich seinen Plan aus. Die Mutter sollte zuerst in's Gebet genommen werden.

Sie kam auch allein und frühe heim, da Claire noch bei den Mädchen blieb, eigentlich aber hatte sie die Hoffnung, da es Sonntag Abend war, Martin einen Augenblick an der Gartenhecke zu sehen. Sie ging daher erst spät nach Hause, und zwar über die Wiesen.

Als Frau Dollart heim kam, sah sie an ihres Mannes

Gesicht, daß etwas Außergewöhnliches vorgefallen war. Er war nicht freundlich, wie sonst. „Setze Dich einmal, Marie," sagte er zu ihr. „Ich habe etwas mit Dir zu reden." Voll Erwartung ließ sich die umfangreiche Frau in dem Sessel nieder, in dem sie ihr Mittagsschläfchen zu machen pflegte.

„Was gibt's denn?" fragte sie. „Hast Du Nachricht von den Schmugglern?"

„Ja, freilich," sagte er unmuthig, „aber nicht von denen, die die Waaren tragen, sondern von einem Schmuggler, der uns unser Kind rauben will."

„Was?" rief Frau Dollart und wurde wachsbleich.

Dollart erzählte ihr nun den ganzen Hergang.

„Da hast Du Recht gehabt, Peterchen," sprach sie vergnügt; „der Schleicher kann mir nicht gefallen, und wenn er auch voll Gold hinge. Was hätte denn da unsere gute Claire? Das arme Kind wär' eine geplagte Bauernfrau bis an's Grab; aber sie will ihn auch nicht! Er scharwenzelt um sie herum, aber er ist dem Kinde wie Gift und Popperment. Drüben Fehringer's Bas hat mir's schon gar oft gesagt. Aber was willst Du mit einem Anderen, der uns das Kind entführen und rauben wollte?"

„Ach," sagte ärgerlich Dollart, „da spuckt Dir wieder die alte Rittergeschichte im Kopfe, die Du schon mehr als dreißigmal gelesen hast. So meint's ja kein Mensch, und ich am wenigsten; denn ich würde ihm eine Kugel durch den Kopf jagen! Nein, er spielte auf den hübschen Martin Fehringer an." —

„Ja, das ist etwas Anderes!" sagte Frau Dollart beruhigt. „Der entführt das Kind gewiß nicht. So Einer weiß gar nicht, was das ist, und hat auch die Conduiten dazu nicht im Kopfe, wie ein alter Ritter zu seiner Zeit."

„Mach' mich doch nicht toll!" rief zornig Dollart. „Er soll einen Liebeshandel mit Claire haben."

„Liebeshandel? — Nein, das glaub' ich nicht," sagte Frau

Dollart. „Daß ihn Claire gerne sieht, glaub' ich, denn der Martin ist der hübscheste Bursch im Dorfe, und er sie, denn, meiner Sechs, Claire ist erstaunlich schön."

„Das ist's ja eben, was ich meine," rief Dollart.

Sie sah ihn ganz verblüfft an.

„Ist das die ganze Geschichte, die Dich so ereifert?" fragte sie. „Ei, das ist ja eine tolle Geschichte, sich so ereifern zu lassen über so eine Kinderei."

„Kinderei!" zürnte Dollart. „Ist etwa Claire ein Kind?"

„Doch unseres, Peterchen," — sagte sie freundlich.

Dollart mußte lachen, trotz seines Aergers, denn seine Frau sagte das so komisch, daß er nicht widerstehen konnte; indessen fiel er schnell wieder in seine vorige Stimmung.

„Wie Du alberne Späße machen kannst, begreif' ich nicht. Meinst Du denn, ich würde zugeben, daß Claire den Martin heirathe?" rief er aus.

„Heirathen? Peterchen," fuhr sie in ihrem Tone fort. „Wer denkt daran? Das sind so Possen! Du lieber Gott, wenn ich die Alle hätte heirathen sollen, die mir, als jungem Mädchen, einmal ein Bischen gefielen, da hätte ich ja eine Reihe von einem halben Dutzend heirathen müssen! Du gefielst mir am Ende am Besten und ich wurde Deine Frau. Willst Du das Kind hinter Schloß und Riegel setzen, weil es einmal mit dem Martin scherzt? Geh', Du hast Grillen! Laß sie fahren, Peterchen! Und er soll ein Schmuggler sein? — Nein, Peterchen, das laß Dir ausreden. Die giftige Kreuzspinne, der Adam, hat Dir den Kopf heiß gemacht. Ich weiß, er haßt den Martin, und die Bas sagte mir, sie habe ihn um das Haus schleichen sehen, wie einen Marder um's Hühnerhaus. Er ist dem Martin falsch, weil er wittert, daß er unserem Kinde besser gefällt, als er, der Schleicher und Bösfeind."

Dollart's Grimm begann zu verrauchen. Er schwieg eine Weile; dann sagte er: „Ich will die Claire auf's Korn nehmen!"

„O, Ihr superfeinen Mannsleute!“ höhnte die dicke Frau. „Da bist Du wieder drauf und dran, etwas recht Unbesonnenes zu thun! Mach' das Mädchen doch erst aufmerksam, daß es der Martin lieb habe und es ihn! — Dann gießest Du erst Oel in die Gluth, wenn eine da sein sollte, was ich aber bezweifle. Du könntest so aus dem Funken ein rechtes Feuer machen. Geh' mit Deinem Zutappen. So etwas muß ganz anders angefangen werden, wenn's nicht die Geschichte ärger machen soll. Laß Deine Finger davon, Peterchen! Unsereins versteht sich besser darauf. Verlaß Dich auf mich, ich will schon Wasser drauf gießen!“

Dollart hatte während dieser nicht allzuschnell vorgetragenen Rede Zeit, das als richtig anzusehen. Seine Frau war bei ihrer Ruhe doch geeigneter, als er, das Rechte zu finden. Sie mußte aber freilich Zeit dazu haben. Sie war von aller Eile eine geschworene Feindin. Er griff nach seinem Hute, hing Flinte und Säbel und Patrontasche um, schnitt sich ein tüchtig Stück Brod ab, schob es in die Tasche, das Branntweinfläschchen dazu, und sagte, in der Thüre sich umwendend: „Claire soll mir heute nicht nachkommen. Ich will's nicht haben. Dir aber bind' ich's auf die Seele, daß Du mir die Geschichte abschneidest, wenn's nämlich eine ist zwischen Claire und dem Martin. Adieu!“ Er ging hastiger, als sonst, von dannen.

„Der dumme Adam Ries!“ sagte Frau Dollart. „Der häßliche Mensch, der aussieht wie eine Meerkatze, der will meine Claire? Prosit die Mahlzeit! Da müßte ich auch dabei sein! Es ist aber gut, daß Dollart ihn nicht leiden kann und ihn heimgeschickt hat. Was er aber mit dem guten Martin will? Der erbt einmal die Mühle und ist schön und brav. Nein — ich wasche meine Hände und lasse Gottes Wasser über Gottes Land laufen! Sollt' ich das absichtlich hintertreiben, was meiner Claire Glück sein kann, ja, ich sage, sein wird? Da müßt ich Nachtwächter sein und dazu habe ich gar keine Neigung, weil ich gerne und gut

schlafe. Lieber Gott, es gibt ja doch nur ein paar Dinge, deren sich eine brave Frau freuen kann; das ist der Kaffe, die Ruhe und ein Bischen Putzen. Das bleibt am Ende auch meiner Claire, wenn die Zeit der Jugend abgeblüht hat. Und ich sollte ihr das unschuldige Liebesglück rauben? Nein, Dollart, da irrst Du Dich, und Deine Frau hat auch ihren Kopf."

Sie pochte mit der Faust auf das Knie, was bekanntlich den gefaßten Entschluß erst recht befestigt.

4.

Am Mittage dieses Tages, nachdem der Mittagsschlaf geendet war (denn Mittags-Gottesdienst war im Dorfe nicht, sintemal es die Tochterkirche des benachbarten Dorfes war, wo der Pfarrer wohnte), ging Martin die Schlucht hinab nach der Mühle, weil es da näher war, und sodann, weil er sich jedesmal daran erinnerte, daß er hier seine geliebte Claire gewonnen. Früher am Tage würde er den Müller gestört haben, der in der Regel, wenn er sein Kapitel in der Bibel gelesen, mit der Nase auf dem heiligen Buche liegen blieb und seine Stunde herunterschlief.

Langsam ging er den Weg hinab. Drüben am Rain saßen Mädchen, ein ganzer Rudel, und sangen. Er horchte, ob er nicht Claire's Silberstimme vernähme? Sie zu erkennen, waren sie doch zu entfernt für das Auge. Es dünkte ihm, sie sei drunter, denn da klang eine Stimme so glockenhell und rein, so melodisch und wohllautend, und diese Stimme beherrschte den Gesang der Uebrigen, behütete ihn vor Schnörkeln und Längeziehen und regelte ihn so, daß es wirklich eine Lust war, zuzuhören.

Plötzlich legte ihm Jemand die Hand auf die Schulter. „Horchst Du auch dem schönen Gesange?" fragte der Müller seinen Pathen; aber der Ton war weniger herzlich und liebevoll, wie sonst.

Martin bejahte und grüßte den Pathen und Onkel.

„Sage mir nur einmal, Martin, wem ist denn die Stimme, die man nicht satt wird, zu hören? Und die klingt, als sängen ein Paar Engelein im Himmel.“ Martin lächelte selig.

„Die Stimme gehört der Claire Dollart an; wißt Ihr, der Tochter des Douanen?“

„Da ist mir's doch auch leid, daß sie keinem andern Mädchen angehört. Komm', Martin, ich kenne das Franzosenpack nicht und will sie nicht kennen, weil ich sie hasse aus dem Grunde meiner Seele.“

Das sagte der Müller mit dem Ausdruck eines Grimmes, der aus dem tiefsten Innern kam. Der Mann war zwar ein Sechsziger, aber er war noch frisch und lebendig für sein Alter.

„Wenn Ihr die Franzosen nicht leiden könnet, Pathe,“ sagte Martin, „so stimme ich Euch bei; aber Dollart's sind keine Franzosen. Es sind ehrliche Elsässer, also Deutsche, wie Ihr wisset, wenn sie auch, gleich uns am Rheine jetzt, unter der Zuchtruhte der Franzosen stehen.“

„Ah, was! Halt mir's Maul, Junge. Der Kerl dient doch den Franzosen und hilft uns quälen! Und die Elsässer haben längst ihrer deutschen Abstammung abgesagt.“

„Lieber Gott,“ entgegnete Martin, „was kann denn er dafür? Deß Brod ich esse, deß Lied ich singe, sagt das Sprüchwort. Er muß das Gesetz vollstrecken helfen, und dafür wird er ernährt. Wär' unser Syndik, Notär, Maire nicht ebenso strafbar?“ —

Der Müller schwieg einen Augenblick, weil er darauf nicht eben etwas zu sagen wußte; aber schnell fiel er wieder ein: „Steht etwa auch das im Gesetze, daß der Kerl, der Dollart, meine Mühle, das Haus eines ehrlichen Menschen, umkreist, als wär's eine Diebshöhle und Mördergrube?“

„Habt Ihr ihn gesehen?“ fragte Martin.

„Ja freilich,“ rief zornig der Müller, „und hab' ihm aus dem Fenster zugerufen, wenn er nicht ginge, so würde ich ihm eine

Kugel hinüberschicken, die ihm ein Löchlein in's Oberleder mache! Ich hätt's gethan in meinem Zorne, Martin, wenn er nicht weggegangen wäre."

„Aber habt Ihr denn gewiß gesehen, daß er's selber war?"

„He! Bübchen," rief der Müller," Deines alten Pathen Augen sind noch scharf wie die eines Habichts, und der Mond machte es so klar, als sei es Mittag im November. Ja, ich will Dir noch mehr sagen, nicht weit von ihm stand der sogenannte „Schwarze," der ihn oft begleitet und weiß kein Mensch, wer's ist."

„Habt Ihr ihn gesehen?" rief Martin.

„Nun," sagte der Müller, „was ist's denn weiter? Glaubst Du etwa auch, es sei der — Gott sei bei uns? Nein, so dumm bist Du nicht. Ich will Dir's sagen, wer's ist; — es ist sein Kind, die sich das Gesicht färbt! Da hast Du's. Ich hab's gleich weg gehabt. 's ist eine Weibsfigur, aber eine schöne, Martin, das muß wahr sein, und als sie endlich mit einander gingen, da sah ich deutlich eine Haarflechte, die ihr bis an die Kniee hing. Auch ihre Angst, als ich mit einer Kugel drohte, zeigte das Mädchen und — die Liebe des Kindes zum Vater."

Martin versank in ein stilles Sinnen, während der Müller noch fortredete.

So waren sie endlich zur Mühle gekommen.

Der Müller war ein „kurioser Heiliger," wie man zu sagen pflegt. Niemand war grillenhafter, als er. Hatte er einmal eine Ratte, so fing sie auch kein Mensch mehr ein. So kam er, seit seine Schwester, Martins Mutter, todt war, nie mehr in's Dorf. Sein Mahlknecht besorgte das Geschäft. Er kam auf seine Aecker bis an's Dorf, nie aber trat sein Fuß mehr hinein, da dort seine arme Schwester ihr Kreuz getragen hatte durch die Härte und Rohheit des alten Fehringer, seines Schwagers. Er ging jeden Sonntag den weiten Weg in die Mutterkirche, um ja nicht in das nahe Dorf, zu dem die Mühle gehörte, gehen zu müssen. Den

alten Fehringer wollte er nicht mehr sehen und dieser mied ihn auch, da er wußte, wie es stand. So kam es, daß er wirklich Claire nicht kannte, die ohnehin nicht viel ausging. Da er nun ein erbitterter Franzosenfeind war, so faßte er Alles, was nur irgend mit den Franzosen zusammenhing, in Bausch und Bogen zusammen und verdammte es ein für allemal. Da war auch nichts weiter mit ihm zu machen. Als er nun in seinem Sorgstuhle saß und Martin am Tische in der Ecke des Fensters, hob er wieder an:

„Weißt Du auch, wie der Spitzbube meint? Er glaubt, meine Mühle sei die Herberge der Schmuggler, und die sind doch auch Spitzbuben. Wer mich für einen Diebeshehler hält, hält mich für einen Dieb, denn das Sprüchwort sagt sehr wahr: Der Hehler ist noch schlimmer wie der Stehler."

„Woher wisset Ihr denn das?" fragte Martin.

„Von Dir nicht, Martin, denn Du hältst hinter'm Berge vor mir; will Dir's nur sagen! Der Adam Ries hat mir das und Anderes gesagt, was meinen Unwillen erregt hat. Er hat's zwar verboten, daß ich sagen sollt, woher ich's habe; aber, was liegt mir dran; da es Dich angeht, sollst Du auch wissen, woher es kommt."

Martin erbleichte. „Also hat die giftige Schlange auch den Weg zu Eurem Ohre gefunden?"

Der Müller riß die Augen auf. „Was sagst Du da?" sprach er.

„Daß der Adam eine giftige Schlange ist, hab' ich gesagt, lieber Path! Ich weiß Alles, was er Euch gesagt hat; Ihr braucht mir's nicht erst zu sagen, denn er verfolgt mich überall, wo und wie er nur kann, und möchte auch Euer Herz von mir abwenden. Alles ist Lüge! Nur das ist wahr, daß er selbst dem Dollart gesagt hat, bei Euch sei die Niederlage der Schmuggler. Ich kenne den Grund. Meinem armen Vater und mir ist er auf der Fährte. Euch will ich's gestehen, wir tragen Schmugglerbündel, mein Vater

und ich — weil wir uns nicht mehr ernähren können, trotz meines und seines Fleißes. Alle Bauern lassen bei dem Wagnerjörg arbeiten, weil er's wohlfeiler macht, als wir es können. Ihr selber laßt ja bei ihm schaffen, weil Ihr meinen Vater nicht leiden möget. Gott wolle es bessern! Was bleibt uns da? Sollen wir betteln? Deß schämen wir uns. Stehlen? Das verbietet Gott in seinem Worte und im Gewissen. Arbeiten? Ach, wie gerne! Ich habe im Taglohn gearbeitet, so lange es zu thun gab; mein Vater auch. Nun ist die Heumahd und die Ernte vorüber und auch der Taglohn. Ich wollte mich verdingen; das litt mein Vater nicht; ich wollte Holzhauer im Soonwald werden; das wollte er auch nicht, weil bei dem Schmuggeln mehr verdient wird. Wir haben alle Woche unsere Karolin. So hat mein Vater schon seine Schulden alle abbezahlt, und nun können wir uns für den Winter sparen. Es ist Unrecht, ich weiß es und wehrte mich davor; aber ich muß meinem Vater gehorchen. Nun wisset Ihr Alles."

Er schwieg. Auch der Müller schwieg und stützte seinen Kopf in die Hand. „Ich weiß noch nicht Alles!" sagte er mit einem dumpfen Tone.

Martin erglühte und erbleichte wechselsweise.

„So will ich Euch das Letzte auch bekennen. Er hat Euch gesagt, ich hätte Umgang mit Dollart's Claire!" — Diese Worte stieß er heraus mit einer Gewalt, welche die Anstrengung nachwies, die es ihn kostete, das tiefste Geheimniß seiner Seele kund zu thun.

„Ja, das hat er gesagt," sprach der Müller.

„Er hat es gesagt, weil er das Mädchen gern freien möchte, und es den heimtückischen Spitzbuben nicht mag, der nach seinem kranken Vater nicht sieht und ihn den Mägden überläßt, während er von Haus zu Hause geht, die Leute einander zu verfeinden."

„Hat er denn daran gelogen, Martin?" fragte der Müller mit Nachdruck und sah ihn an, wie er so in Gluth dastand, als wollt' die Flamme aus seinem Gesichte herausschlagen.

„Nein," sagte kleinlaut Martin, „nicht ganz. Ich hab' das Mädchen lieb, Path! ich leugne es nicht, weil es so brav als schön ist, und auch die giftige Zunge Adams ihm nichts nachsagen kann. Ich hab' es lieb, wie mein eigen Leben, aber in Zucht und Ehren, Path, und was man sagt, Umgang, den hab' ich nicht mit der Claire. Hadert nicht mit mir! Ihr seid auch jung gewesen. — Es wird Alles ein schnelles Ende nehmen. Ich bin im Zuge. In drei Wochen ist Ziehung. Da drüben in Deutschland klopfen sie auf den Franzosen, und das Ende vom Liedchen ist nahe. Entweder fall' ich im Kampfe; dann hat Lieb und Leid ein Ende; oder die Claire zieht, wenn die Deutschen kommen, nach Frankreich, und dann ist's ebenso aus." — Seine Stimme war wankend geworden, als er das sprach. Er nahm seine Mütze. „Adjes, Pathe," sagte er. „Ich will gehen, denn was wir noch reden könnten, ist nicht gut. Ich kenne Eure Gesinnung, und weiß, wie es um mein Herz steht. Das läßt sich nicht mit einander zusammenschweißen, wie der Schmied das Eisen schweißt. Da ist's besser, ich gehe."

Der Müller schwieg und rührte sich nicht, und Martin ging langsam von dannen. Er rief ihn nicht zurück; aber er sah ihm nach, so lange er ihn sehen konnte, und dann wischte er sich etwas aus dem Auge.

Martin ahnete nicht den Eindruck, welchen seine einfachen Worte auf den Müller gemacht. Er hatte sein Gewissen tief erschüttert, weil er ihm einfach nachwies, wohin sein Haß seinen Vater und ihn gebracht hatte; denn es unterlag keinem Zweifel, daß, als der Müller bei dem neuen Wagner, dem Wagnerjörg, arbeiten ließ, dies Beispiel Viele nach sich zog. Nun sah er, daß er seinen Schwager und dessen Sohn einem Verderben drohenden Erwerbszweige in die Arme geführt. Er hätte helfen können, wenn er hätte vergeben mögen. In Fehringer's Brust nagte ohnehin der Wurm der Reue, der nicht rastet, über die Art und Weise seines Betragens gegen seine selige Frau. Was Martin über seine Liebe

zu Claire gesagt, traf ihn noch tiefer, denn es that sich vor ihm die Vergangenheit auf, wo einst sein Vater ihm Aehnliches vorgehalten und er ähnlich bekannt hatte. Seine Liebe legten sie in's Grab, und er ging verarmt am Herzen und am Glücke des Lebens dem Grabe zu. Da klopfte eine unsichtbare Hand an sein Gewissen, an sein Herz, und sein Gewissen erwachte, sein Herz blutete. Sollte sein Martin, das einzige Wesen, das er liebte auf Erden, an dem sein Herz hing, weil er einer theuern, unglücklichen Schwester Ebenbild war, untergehen, untergehen durch *seine* Schuld?

Das, was den Alten bewegte, ahnete, wie gesagt, Martin nicht; aber es war ihm so schwer; es lag eine Last auf seiner Seele, wie noch nie. Langsam ging er den Pfad durch die Schlucht hinauf. Es begann zu dunkeln, als er unter dem Baume sich erhob, wo er sich in das Gras gelegt und es mit seinen Thränen benetzt hatte. Er wollte von Niemanden gesehen sein. Langsam schritt er den Pfad entlang, der die Wiesen quer durchschnitt und nach dem Wege hinleitete, welcher zwischen Dollart's und seines Vaters Wohnhause durchlief. Dort begrenzte die Hainbuchenhecke zu beiden Seiten den Weg. Dort hatte er so oft Worte der Liebe mit Claire gewechselt. Jetzt hoben schwere Seufzer die belastete Brust und Claire war ferne. —

„Martin, lieber Martin!" flüsterte es leise neben ihm in diesem Augenblicke. Es war Claire.

Hatte ihn sonst dieser süße Ton freudig überrascht, heute erschrack er heftig. Sie reichte ihre kleine Hand über die Hecke. Er ergriff sie und sagte: „Ach, Claire, es ist Unheil über uns gekommen. Der Adam hat's endlich fertig gebracht. Er war bei meinem Path in der Mühle, und ich sah ihn in Deines Vaters Haus gehen. Dort ist's ihm gelungen; gib Acht, auch hier!"

Das Mädchen erbebte.

„Meinst Du?" fragte sie angstvoll. „Ach, was wird's dann mit uns werden?" —

„Ich ahne es," sagte er darauf, „die Tage unseres Glückes sind vorüber. Dich erwartet Leid, mich hat's schon getroffen. In drei Wochen werd' ich Soldat. Dann ist's aus."

Claire war eine starke Seele. Ein männlicher Muth wohnte in dem Mädchen; aber das war doch zu viel. Sie wäre schier zusammengebrochen. Der Athem in ihrer Brust stockte. Endlich brach ein Thränenstrom hervor, aber reden konnte das arme Mädchen nicht.

Auch Martin war tief bewegt. Er rang nach Fassung. Es gelang ihm endlich, sie zu gewinnen.

„Eins noch, Claire — denn wir müssen uns trennen — Du bist's, die Deinen Vater begleitet mit geschwärztem Gesichte. Du warst mit an der Mühle, als Dein Vater dort spionirte. Ich weiß, daß das auf Adams Angabe geschah. Der alte Path hat Dich erkannt. Thue es um Gottes Willen nicht mehr! Auch bringe Deinen Vater ab davon, daß dort eine Schmugglerniederlage sei. Adam hat schändlich gelogen, um meines Pathen Haß auf Euch zu werfen. Der Alte ist außer sich. Ist's möglich, so schießt er Euch Beide nieder. Auf mein Wort baue fest: dort ist nichts zu suchen. Mein Path verabscheut den Schmuggel, wie die Franzosen." —

„Claire!" rief in diesem Augenblicke Frau Dollart, die wohl denken mochte, sie sei nicht fern.

Das Mädchen drückte noch einmal Martin's Hand, dann flog sie, wie das Reh des Waldes, dahin. —

5.

Am Montag Morgen lag, als Frau Dollart aufgestanden war und zuerst an die vordere Thüre des Hauses kam, ein Zettel da, den Jemand durch die gebrochene Thür (wie man die landesüblichen Thüren nennt, die in zwei Hälften quer aufgehen) geschoben hatte. Er war an Dollart gerichtet und versiegelt. Sie trug ihn

zu ihrem Manne, der eben erst erwacht war. Er riß ihn hastig auf. „Heute Nacht," hieß es darin, „gibt es einen Hauptschmuggel. Der Weg geht über die Kreuzhecke." Das war Alles. Die Hand war unbekannt, allein es war die verstellte Schrift Adams, wie Dollart vermuthete und richtig traf.

Zu der Nachricht war er so gekommen.

Sonntag Abends hatte er Fehringer's Haus umschlichen, weil er Claire und Martin zu belauschen hoffte. Er kam aber zu spät. Nachdem er lange in dem von den Hainbuchenhecken eingefriedigten Wege gesessen, und die Hoffnung aufgeben mußte, ging er leise über die das Dorf gegen Süden begrenzenden Wiesen, wo er zum Hause Kamper's, des Wirthes, gelangen konnte. Er hoffte dort Martin zu treffen, mit dem er gerne in Hader hätte kommen mögen, da er mit seinen Spießgesellen verabredet hatte, ihn zu reizen und seine Rache an ihm zu kühlen.

Als er so dahin schlich, wie das nächtliche Raubthier, das auf Beute ausgeht, und nahe dem Wirthshaus gekommen war, wollte es ihn bedünken, als höre er halblaut hinter dem Hause des Wirthes reden.

Er kroch nun auf allen Vieren näher, um nicht gesehen zu werden, und gelangte so weit zu den Redenden, daß er jede Silbe verstehen konnte. Es waren zwei unbekannte Stimmen. Die dritte war die des alten Fehringer's.

„Hörst Du," sagte einer von den Fremden, „Unserer sind zwanzig, aber nur zehn können mit Euch gehen. Die Anderen müssen zurück, um noch einmal Bündel zu holen, die hier bleiben bis Mittwoch. Ihr müßt also von hier aus zu zehn sein."

„Gut," erwiederte Fehringer. „Es wird besorgt. Wenn's auch nur neune sind. Mein Martin trägt zwei Bündel; versteht sich aber für doppelten Lohn."

„So viel Bündel, so viel Kronthaler," entgegnete der Andere. „Meinetwegen mag Einer die zehn tragen, er kriegt den zehnfachen

Lohn. Also, wo die Kreuzhecke die Ecke bildet gegen das Wiesenthälchen, da schlägst Du dreimal Feuer mit dem Stahle, und zwar in Zwischenräumen von Viertelstunde zu Viertelstunde, bis Du siehst, daß im Thälchen ebenfalls dreimal Feuer geschlagen wird. Das ist das Zeichen, daß wir es sind. Seid aber vorsichtig. Der Dollart ist ein Halunke."

„Wie ist das mit dem Schwarzen?" fragte der erste der Fremden wieder.

„Gott weiß es," sagte Fehringer. „Die Sache ist außer Zweifel."

„Wenn er nur Fleisch und Bein hat," sagte der Fremde, „so will ich ihm schon Eins zu besehen geben!"

„Ja, Fleisch und Bein," seufzte der alte Fehringer, „da liegt's!"

„Nu, altes Weib," rief ärgerlich der zweite der Fremden, „meinst Du wieder, es wäre der Teufel? Kann's nicht irgend Einer aus dem Dorfe sein, der sich das Gesicht schwärzte?"

In diesem Augenblicke vermochte Adam Ries das Niesen nicht mehr zu bewältigen, das wohl durch das feuchte Gras gekommen war, in dem er zuerst gekniet und in das er sich jetzt niedergelegt hatte. Ob er gleich die gewobene Wollmütze schnell vor die Nase preßte, so gab es doch einen eigenthümlichen Laut.

Die Schmuggler schwiegen und horchten; dann machten sie sich schnell aus dem Wiesengarten des Wirthes weg, und Adam Ries kehrte auf demselben Wege wieder zurück, wie er gekommen war, eilte heim, schrieb den Zettel und schob ihn durch die Thürritze, als nach zwölf Uhr Dollart zurückgekehrt war.

Obgleich Dollart vermuthete, von wem die Nachricht käme, und anfänglich zweifelte, ob ihn, nach dem Auftritte mit ihm, der Adam Ries nicht hänseln wolle, so schien ihm doch die Sache nicht ganz grundlos zu sein. Je länger er darüber nachdachte, desto wichtiger wurde sie ihm. Er brachte im Laufe des Tages in Erfah-

rung, daß mehrere fremde Leute im Wirthshause gewesen waren, die viel mit dem Wirthe verkehrt hatten. Da wurde es ihm dann zur Gewißheit, daß etwas Wichtiges im Werke sei.

Als er nach Hause kam gegen Abend, sagte er zu Claire: „Der Schwarze kann mich heute gegen die Kreuzhecke begleiten!" Damit war es genug. Claire war nun glücklich, daß ihr Vater wieder freundlicher wurde. War er doch den ganzen Tag und seit Sonntag unfreundlich und mißmuthig gewesen.

Als die Sterne matt flimmerten und der Halbmond sich langsam über die Berge zu erheben begann, ging Dollart aus seinem Hause und Claire schlich zur Hinterthüre hinaus. Im Wiesengrunde vereinigten sich Beide und schritten dem Walde zu, in dessen Dunkel sie bald verschwanden.

Durch das Wiesenthal herauf, welches gegen die Ecke der Kreuzhecke, wie ein Schlagwalddistrikt hieß, mündete, konnte man im Zwielichte des aufgehenden Halbmondes ein seltsam Gewimmel wahrnehmen. Dunkle Gestalten drückten sich langsam gegen den Saum des Waldes hin, sichtbar bestrebt, den Schatten der Bäume zu gewinnen.

Plötzlich waren sie alle verschwunden. Auch das geübteste Auge würde keine Gestalt mehr haben entdecken können. Ein leiser Schlag wieder einen Baum und der Lockruf des Käutzchens hatte das bewirkt. Die Schmuggler hatten den Punkt erreicht, wo sie das Zeichen der Gefährten von der Spitze der Kreuzhecke her erwarteten. Jenes Zeichen ließ sie sich alle in das hohe Waldgras niederwerfen.

Aller Blicke waren gegen die scharfvortretende Spitze des Schlagwaldes gerichtet, von wannen ein anderes Zeichen kommen mußte, wenn sie ein Weiterschreiten wagen sollten.

Sie lagen vielleicht eine Viertelstunde oder noch nicht so lange, da wurde droben dreimal Feuer geschlagen.

„Hast Du das gesehen?" sagte Dollart zu Claire, die Beide

hinter zwei gewaltigen Eichbäumen standen, vielleicht nur zweihundert Schritte von der Spitze der Kreuzhecke, jedoch mehr links, daß sie die Spitze der Hecke im Auge hatten.

Claire bejahte leise und man hörte an der zitternden Bewegung der Stimme, daß eine fieberische Erregung sie beherrschte.

Jetzt wurde auch etwas tiefer im Wiesengrunde dreimal Feuer geschlagen, und bald sah man deutlich die lange Reihe der Schmuggler, einzeln, schwer beladen und mit furchtbaren Stöcken bewaffnet, in die Kreuzhecke treten.

Die Fremden gaben hier an Kamper und seine Gefährten zur Hälfte ihre Bündel ab. Einige Augenblicke wurde leise verkehrt; die Parole gewechselt und mitgetheilt, an der man am Ziele die Freunde und Helfer erkannte; dann wurde noch einmal auf gut Glück getrunken und Einer der Fremden, der indessen hier ungemein bekannt war, der aber keinen Bündel trug, sondern nur den Stock, brach auf, um in einer Entfernung von einigen Hundert Schritten dem Trosse voraus zu gehen, damit jede verdächtige Erscheinung schnell den Folgenden bekannt würde, um sich zeitig mit den Waaren zu retten. Für jede Erscheinung hatten sie eigene Stichworte, die in ihrer Bedeutung nur den Eingeweihten bekannt waren.

Er ging anscheinend sehr ruhig und gleichgültig seines Weges dahin; aber wie der Stoßfalke ließ er sein scharfes Auge rechts und links spähen.

Plötzlich blieb er in der Nähe der Eichen stehen und sagte laut: „Meine Pfeife hab' ich doch vergessen!" — Das Wort Pfeife wurde scharf von ihm betont.

Das laute Geräusch der Tritte seiner Gefährten verhallte in diesem Augenblicke, wie mit einem Zauberschlage.

„Guten Abend!" sagte er darauf, näher gegen Dollart heantretend, indem er den Handriemen seines Knotenstockes fest um die Handwurzel schlang. „Kriege ich noch Gesellschaft? — Ah bon soir, Monsieur Dollart? So spät noch hier?"

Dollart trat vor. Claire blieb auf ihrem Posten und fällte ihren Gewehrlauf. Das sah der Führer wohl; allein verschmitzt, wie er war, berechnete er schnell, daß, wenn er mit Dollart in's Handgemenge geriethe, der Andere nicht würde schießen können. Zudem entging seinem Blicke nicht, daß er keine feste Haltung hatte.

Als darum Dollart nahe genug war, um auf ihn etwa anzulegen, that er, als stolpere er über etwas und falle zur Erde. Dadurch kam Dollart näher. Schnell, wie eine Katze auf die Maus einen Sprung macht, schnellte dann der gewandte Mensch in die Höhe, und ehe sich Dollart dessen vorsah, hatte er ihn an der Gurgel und er lag rückwärts auf der Erde. Seine Flinte ging los, aber in die Luft.

Jetzt schoß auch Claire, aber der Schuß ging über den Führer der Schmuggler weg.

„Holla, Brüder," rief er, „Einer liegt, der Andre versteht das Schießen nicht! Rasch drauf!" —

Mit Riesenkraft hielt er Dollart nieder.

Auf Claire sprang Martin zu. Sie zog ihren Säbel und stieß nach ihm, aber sein Stock schlug die ungelenk geführte Waffe nieder. „Claire, um Gottes Willen, laß Dich fallen und thue, als könntest Du Dich nicht regen, als wärst Du todt, sonst kann ich weder Dich, noch Deinen Vater retten," rief er ihr leise zu.

„Martin!" sagte vorwurfsvoll das Mädchen! Allein sie begriff, wie wahr das sei, was er gesagt.

Sie stürzte nieder und that nur einen Schrei!

Martin faßte sie, die sich gewehren ließ, in seine Arme, trug sie tiefer in den Wald, warf sie etwas unsanft nieder und sagte: „Da, Canaille! der hat seinen Theil!"

Schnell eilte er dann zurück zu Dollart. Er war gebunden an Händen und Füßen und die Schmuggler, nachdem Martin mit entsetzlichem Lachen erzählt, er habe dem Andern Eins mit dem Stocke gelangt, daß er sich nicht rühre, beriethen, ob sie Dollart todtschlagen

sollten. Martin sagte: „Begehet keinen Mord! Er kennt den Führer nicht und uns sah er nicht. Laßt mich bei ihm und nehmt die Bündel. Dann rasch fort und Alles ist in Sicherheit!"

„So soll's sein!" sagte der Führer. „Mach' mit ihm, was Du willst, Martin!" Ohne Weiteres wandten sie sich zu den Bündeln. Zu besorgen war nun nichts mehr.

Nur der alte Fehringer trat zu Martin und fragte leise: „War's der Schwarze?"

„Nein," sagte Martin.

„So sei menschlich, Martin, und laß ihn laufen, nachdem er Dir versprach, Dich nicht anzuzeigen!"

„Geht, geht," rief ihm Martin zu. „Ihr habt keine Zeit zu verlieren, er regt sich schon. Martins Bündel nahm nun der Führer, und bald war der Trupp, der nun noch aus neunzehn kräftigen Männern bestand, im Walde verschwunden.

Martin zog schnell Dollart's Säbel heraus und verbarg ihn, sammt seinem Gewehre im Graben unter den Gesträuchen. Dann schnitt er Dollart's Bande durch, riß das Taschentuch vom Munde und schöpfte am Graben Wasser mit einem Lederbecher, wie ihn die Schmuggler zu führen pflegten, um ihn auszuwaschen.

Er erwachte schnell und richtete sich in sitzender Stellung auf. Tief aufathmend, sagte er: „Wo ist Claire?"

„Seid stille, Meister Dollart," sagte Martin. „Sie ist gerettet. Ich will sie herbeiführen."

Claire trat ihm entgegen.

„Martin, Du ein Schmuggler?" sagte das Mädchen.

„Ich danke nun Gott, daß ich mich dazu mißbrauchen ließ. Ohne mich wäret ihr Beide des Todes."

„O das ist wahr!" sagte Claire und faßte dankbar seine Hand. „Vater," sagte sie dann, „wie ist es Euch?"

„Gut, gut," sprach Dollart eifrig, „aber meine Glieder thun

mir wehe und mein Nacken. Der Spitzbube hat mir abscheulich unter das Kinn gestoßen."

„Dankt Gott, daß er Euch nicht todt schlug," sprach Martin.

„O sie wollten es, als Ihr bewußtlos dalagt," sagte Claire; „aber der gute Martin bat für Euer Leben. Ich bin Zeuge. Ich stand nahe genug, um es zu hören."

In Dollart's Brust stürmten die wildesten Gefühle. Daß ihm dieser Fang entgangen, das wurmte ihm unablässig; daß er nun dem Martin sein und seines Kindes Leben verdankte, war ihm noch bitterer.

„Martin," sagte er, „Du hast sie Alle gekannt und bist ihr Genosse, nenn' mir ihre Namen. Du sollst frei ausgehen, das gelob' ich Dir!"

„Kommt nur erst heim, Meister Dollart," sagte er, „so sollt Ihr Alles erfahren. Was hilft's, wenn ich sie Euch hier Alle nenne? Ihr vergeßt sie ja, bis Ihr heimkommt!" —

Das leuchtete Dollart endlich ein. Der Martin entging ihm ja nicht! —

Er war indessen von den Mißhandlungen doch der Art angegriffen, daß er kaum gehen konnte.

Claire und Martin mußten ihn führen. Martin, der Dollart's Waffen entfernt hatte, weil er einen wilden Ausbruch seiner Wuth gefürchtet hatte, ihn daher wollte an einem Angriffe gegen ihn hindern, trug nun diese Waffen und die Claire's dazu. Langsam nur konnten sie vorwärts schreiten, denn von dem festen Binden mit den Stricken waren Dollart's Beine geschwollen. Erst gegen Ein Uhr erreichten sie das Dorf, wo Frau Dollart nicht wenig über den Anblick ihres Mannes erschrack. Er legte sich sogleich zu Bette und verlangte, Claire solle Martins Geständnisse niederschreiben.

Martin weigerte sich, irgend eines zu sagen.

„Sei Du nur ruhig," sagte mit verbissener Wuth Dollart.

„Ich will Dir schon die Zunge lösen. Dich hab' ich, die Andern krieg ich, das steht fest, und dann verlierst Du das Recht auf mein Gelöbniß, daß Du frei ausgehen sollst."

Martin wandte sich, wegzugehen.

„Zum Verräther sollt Ihr mich nicht machen, denn mich bindet ein feierliches Angelöbniß. Nun laßt kommen, was da komme. Gute Nacht und gute Besserung!" Er ging. Draußen stand Claire weinend. „Ach Martin," schluchzte sie, „was wird das werden?"

„Nichts, Claire, denn ich muß flüchtig werden. Lebe wohl! Möge Gott uns ein fröhlicheres Wiedersehen schenken!" Er schloß sie in seine Arme, drückte den ersten Kuß auf ihre Lippen und war verschwunden.

6.

Für Martin blieb keine Wahl; kein Aufschub war zulässig, sollte er nicht in die Hände der Franzosen fallen. Es unterlag keinem Zweifel, daß man ihn so lange quälen würde, bis er die Namen nenne; dann war sein Vater, dann waren zwanzig Familien dem Verderben geweiht.

„O, das ist die Frucht des verbrecherischen Treibens!" rief er aus, „und ich ernte für Alle, weil ich schwach genug war, nicht den Widerstand zu leisten, der mich auf rechter Bahn erhalten hätte! O meine Claire!" seufzte er und trat in sein stilles, dunkel daliegendes Vaterhaus.

Die Lenebas hörte ihn kommen. Sie wußte, was diese Nacht vorgehen sollte. Schnell stand sie auf, warf ihre Kleider über und rief leise „Martin!" Er kam herauf. Schnell erzählte er ihr das Vorgefallene. „Ich muß fort," sagte er, „sonst sind Viele mit mir unglücklich und mein Vater vorab."

„Wohin willst Du, Kind?" fragte angstvoll die alte, treue Seele.

„Ueber den Rhein, wenn's geht," sagte er.

„Aber Du wirst dann nicht wiederkommen dürfen!“ —

„Wer weiß, wie es Gott fügt,“ sagte Martin; „doch gebt mir ein Paar Hemden, Lenebas! Geld hab' ich noch für die erste Zeit. Gott wird mich nicht verlassen!“ —

Sie eilte, ein Bündelchen zu machen. Weinend legte sie ihren Sparpfennig hinein und sagte zu sich: „Er wird's brauchen und es bringt ihm mehr Segen, als das gottlose Schmuggelgeld.“

Sie brachte es ihm unter lautem Schluchzen.

Sagt meinem Vater, er solle um Gottes willen dem heillosen Geschäfte absagen. Es wird ihn auch noch in Ketten und Bande bringen, wie es ihn im Alter seines Sohnes beraubt. Sagt ihm, das sei meine einzige, meine letzte Bitte. Und, liebe Bas, grüßt Claire! Sagt ihr, ich bliebe ihr treu bis in den Tod. Bittet sie, daß sie mich nicht vergesse — daß — sie den — Adam nicht heirathe. Der ist gewiß wieder der Verräther, denn verrathen war's, das steht fest. Ich will Euch schreiben, wo ich bin und wie es mir geht. Fragt bei dem alten Werthheimer im Städtchen nach. Sagt auch Claire, was ich schreibe — nur aber geheim, sonst holen sie mich sicher. Lebt wohl, Gott schütze Euch!“

Er drückte ihre treue Hand und eilte fort.

Der Mond war untergegangen. Wolken umlagerten den Himmel. Es war eine stockfinstere Nacht. Man sah keine Hand vor den Augen. Martin eilte schnellen Schrittes durch's Dorf. Die Wege waren ihm alle bekannt. Es galt, noch vor dem hellen Tage das Städtchen und das Haus Werthheimer's zu erreichen, dessen Sohn unter denen war, die zurückgegangen, also daheim waren.

Auf dem gewöhnlichen Wege hatte er vier bis fünf Stunden. Da mußte ihn der Tag ereilen, ehe er ankam; aber es gab Pfade, die nur Wenige kannten, Pfade der Schmuggler, die durch Wald und Gestrüpp, über Höhen und durch Thalschluchten führten. Auf diesen Pfaden schnitt er ein großes Dreieck ab und sparte wenigstens zwei Stunden. Er verließ daher den gebahnten Weg, wandte sich

links und wanderte, als wäre sein Schritt beflügelt — in das doppelte Dunkel des Waldes hinein. Unermüdet setzte er seinen Weg fort, wenn auch der Schweiß rann, wenn auch heftiges Athmen die Brust hob, wenn auch manchmal die Ermüdung sehr fühlbar wurde. Er gönnte sich keine Rast und durfte es nicht.

Nach stundenlangem Wandern lichtete sich der Wald, und bald darauf stand er im Freien. Ein scharfer Wind wehte von Osten erquickend her. Schnell erkannte er, wo er sich befand. Noch etwa drei Viertel Stunde, und er mußte die Wellen des Rheines rauschen hören!

Wieder wanderte er in nordöstlicher Richtung weiter, kam an eine alte, verfahrene Landstraße und folgte dieser eine bedeutende Strecke. Dann erblickte er vor sich die Ruinen einer Burg und des Rheines Rauschen schlug an sein Ohr. Das klang, wie Musik! Am Fuße des Berges, wo die Burg stand, lag das Städtchen, und die ersten Streiflichter rötheten den Himmel im Osten.

Nun war er dem Ziele nahe. Ein Blick nach oben und ein leises Gebet erhob seine Seele.

Schnell sprang er von der alten Straße hinab und war an den Ruinen. Durch den tiefen Felsgraben führte ein Pfad in das Gemäuer. Er kannte ihn genau. Bald stand er mitten in den alten Giebeln und Mauern; aber da war kein Weilen. Der Tag kam schnell in dieser Jahreszeit. Glücklicherweise stieg ein dichter Nebel vom Rheine auf und wirbelte, vom Bergwinde gefaßt, wild durcheinander und lagerte sich dann bis zur Hälfte der Berghöhen über das Thal, es ganz erfüllend.

Das war für Martin ein großes Glück; denn es waren jetzt nur zwei Pfade, die er wählen konnte. Der Eine führte gerade hinab, an der herrlichen Ruine einer gothischen Kirche vorüber, die hoch über der Häuserreihe stand, die am Berge hinlief, auf den Kirchhof einer tiefer stehenden Kirche, der Hauptkirche des Städtchens. Den Kirchhof aber schloß ein Thor gegen die Stadt hin. Da hätte

er sich verbergen müssen, bis, das Morgengeläute anzuziehen, der Glöckner es öffnete. Trat er dann aus dem Thore, so konnte ihn leicht Jemand sehen und — wer weiß — wie es dann kommen konnte? Der andre führte auf der nördlichen Abdachung des Berges in ein Seitenthal hinab, auf welches das obere, stets offene Thor der Stadt mündete; aber diese Bergseite war völlig kahl. Sie führte unten im Thale an den Mühlenteich, über den man leicht springen konnte. Auf dem mit Weiden bepflanzten Damme erreichte man die Mühle, welche gerade vor dem Stadtthore lag, und, wenn nicht ein besonderer Unstern waltete, konnte er für einen in den Tagelohn gehenden Bauernburschen des im Thale liegenden Dorfes gelten. Seine Wahl war schnell entschieden. Er betrat den letzteren Weg, kam glücklich hinab, sprang über den Mühlenteich, erreichte die Mühle und trat nach wenig Augenblicken in die Stadt, die noch todtstille dalag.

Wenn auch das Herz pochte, er schritt langsam die sich senkende Straße hinab, über die kleine Brücke hinüber, am Bache hin und erreichte den Markt, wo die Hauptkirche stand. Keine Seele begegnete ihm.

Die lange Oberstraße schritt er nun hin, bog dann links in eine Gasse, die zum Rheine hinabführte und stand in wenigen Augenblicken an der Thüre des Schiffers Werthheimer. Auf sein eigenthümliches, den Hausbewohnern wohlbekanntes Klopfen wurde bald geöffnet, und er war für's Erste in Sicherheit.

Werthheimer's Sohn erschrack heftig, als er ihn sah. „Wie stehts?" rief er aus. „Ist Euch etwas passirt?" —

„Stille!" sagte Martin. „Komm hinauf in die Stube. Da will ich Dir und Deiner Mutter Alles erzählen."

Als er dann sich an Speise und Trank erquickte, erzählte er den ganzen Hergang.

Man überlegte hin und her, ob man den Vater abwarten sollte, ehe für Martin etwas geschehe.

Die Mutter war eine kluge, sehr besonnene Frau. Sie entschied endlich den Streit.

„Ich wette," sagte sie, „der Dollart läßt von hier die Gensd'armen hinauskommen, um den Martin gefangen zu nehmen. Finden sie ihn nicht, so suchen sie nach ihm; es werden selbst Steckbriefe hinter ihm drein geschickt. Suchen sie nach ihm, so haben wir sicher zu erwarten, daß auch bei uns Haussuchung gethan wird, da die Leute wissen, daß Werthheimer einmal dabei ist, wenn's an's Schmuggeln geht. Was dann? Wird er steckbrieflich verfolgt, so darf ihn jeder Douan anhalten. Ist er aber über'm Rheine, so ist er in seiner Haut sicher und kräht kein Hahn nach ihm. Also ist mein Rath, sobald er sich satt gegessen und getrunken hat, fährst Du ihn über den Rhein."

Damit stimmte dann auch Martin überein.

Der junge Schiffer nahm Riemen, Ruder und Haken, und ging nach dem Rheine, machte den Kahn zurecht und rief dann Martin. Kein Mensch redete sie an, und als der Kahn sich auf den Wellen schaukelte, sagte der junge Werthheimer: „Nun bist Du gerettet!"

Es war aber auch eben gerade Zeit für ihn; denn mit dem grauenden Tage kam ein Bote von Dollart an den Wachtmeister der Gensd'armen im Städtchen, welcher eiligst sie auf das Dorf berief.

Zwei berittene Gensd'armen standen in dem Städtchen, die, da Dollart dringlich geschrieben, hinausjagten.

Als sie dort ankamen, wurde sogleich Fehringer's Haus von Dollart und den Feldschützen, die zur Hand sein mußten, umstellt, der Syndik, wie damals der Ortsvorstand hieß, nebst den beiden Gensd'armen drangen in dasselbe ein, um nach Martin zu suchen.

Der alte Fehringer saß am Tische und seine Thränen flossen. Erst vor einer Stunde war er heim gekommen und die Lenebas hatte ihm sogleich Alles mitgetheilt.

Als sie Martin nicht fanden, und der alte Mann nicht wußte, wo er war, wurde die Mühle und die Häuser der Befreundeten im Orte durchsucht; aber alles Suchen war umsonst. Nun nahmen sie den alten Fehringer mit, um ihm etwas auszupressen, allein schon am Abend ließen sie ihn frei. Mittlerweile waren des Wertheimer's und andrer Schiffer Wohnungen durchsucht worden, die etwa im Verdacht des Schmuggelns standen, und wo sich etwa Martin könnte verborgen halten.

Claire lebte Tage des Leids und der Angst und der Müller, den jetzt die Gewissensbisse noch herber verfolgten, war ganz trostlos; das Dorf aber war in der größten Aufregung und der wildeste Haß Aller warf sich auf Adam Ries, dem man den Verrath beimaß, weil Claire hier und da eine Aeußerung hatte fallen lassen, die auf ihn den Verdacht hinleitete.

Martin war in dem Orte auf dem rechten Rheinufer nicht geblieben, das er zunächst erreichte; denn hier hielt er sich mit Recht nicht völlig sicher. Bei dem Orte mündete ein weites Thal, durch welches ein starker Bach floß und ein Verkehrsweg in das innere Land sich durchwand. Er schlug ihn sogleich ein und wanderte den Tag über rüstig, wenn auch in Zwischenräumen hier und da ausruhend, voran. An vielen Mühlen kam er vorüber. Endlich, als der Tag sich neigte und das Thal allmälig höher stieg und seinem Verlaufe in's Flachland des dort beginnenden Bergrückens nahe war, fand er die letzte Mühle. Sie mochte vier, auch sechs Stunden von dem Orte an der Mündung des Baches in den Rhein entfernt sein. Sie lag so versteckt, daß man sie erst sah, wenn man ihr Rädergeklapper hörte. Er trat zur Thüre und bat um eine Nachtherberge, welche die Leute um so lieber, nach alter, ehrwürdiger Sitte, zugestanden, als Martins Kleidung und Aussehen durchaus ihnen die Gewähr zu bieten schien, daß er ehrlicher und ordentlicher Leute Kind sei. Als er nun bei dem Müller, einem alten Manne, unter der Linde saß, die im Hofe stand, fragte

ihn dieser nach seiner Heimath und seinen Lebensumständen, wie nach dem Ziele seines Wanderns.

Die Müllersleute waren beide alt. Sie hatten nur einen Sohn und sonst keine Kinder, und dieser Sohn war in den letzten Tagen so unglücklich gewesen, beim Aufladen eines Eichstammes im nahen Walde ein Bein zu brechen. Einen Mahlknecht hatte der alte Mann sehr nöthig, aber noch nicht finden können. Auf Martin, der ihm in seiner Bescheidenheit wohl gefiel, war sein Auge in dieser Beziehung gefallen, und seine Fragen hatten den Zweck, zu hören, ob er eine Hoffnung auf ihn setzen könne.

Die Fragen des alten Mannes waren so theilnehmend und herzlich, daß Martin ihm ohne Hehl sein Geschick mittheilte, und auch die unverhehlte Absicht, sich ein ehrlich Unterkommen zu suchen.

„Ich kann tüchtig arbeiten und will mein Brod getreulich verdienen," sagte er offen und ehrlich.

Diese Rede erfreute des alten Mannes Herz.

„Verstündest Du nur Etwas vom Mahlwesen," sagte er, „so könntest Du gleich bei uns bleiben;" und nun erzählte er ihm den beklagenswerthen Unfall seines Sohnes.

Martin konnte ihm die Versicherung geben, daß er damit durch seinen Pathen, den Müller auf der rothen Mühle, vollkommen vertraut sei, und sagte damit eben nur die reine Wahrheit; denn der Müller, sein Pathe, hatte ihn ja absichtlich mit dem Mahlwesen und der Einrichtung einer Mühle vertraut gemacht, und als vollends der alte Müller vernahm, daß er das Wagnerhandwerk verstehe, bot er ihm einen so schönen Lohn, daß Martin auf der Stelle einschlug und in der Mühle blieb.

Das Alles hatte sich so überraschend schnell und einfach gemacht, daß Martin Gott innig dankte. Zudem war er von seiner Heimath, streng genommen, nur eine Tagreise entfernt, was ihm eine reiche Beruhigung bot.

Schon an dem Abende nahm er dem alten Manne die schwere

Arbeit des Aufschüttens ab, der mit Freuden sah, daß ihm Martin die Wahrheit gesagt hatte.

In der stillen Mühle lebte er denn nun seiner Pflicht mit Treue und Gewissenhaftigkeit. Er erwarb sich schnell die Liebe und das Vertrauen der alten Leute und des leidenden Sohnes, den er sogleich pflegen half. Als dieser endlich wieder genas, war Martin den Leuten unentbehrlich geworden. War er nicht in der Mühle beschäftigt, so arbeitete er als Wagner in der Scheune, ja manche Arbeit, zu welcher der Müller den Mühlarzt sonst brauchte, welcher ihn schweres Geld gekostet, machte Martin so gut und ächt, daß sie sich mit der des besten Mühlarztes messen konnte. Da war denn gar nicht daran zu denken, daß sie ihn verabschiedeten, vielmehr hielten sie ihn werth wie ihren Sohn.

Gleich Anfangs hatte der alte Mann selber das Mehl weggefahren, um Martin keiner Gefahr auszusetzen, und als der Sohn wieder hergestellt war, übernahm dieser das Geschäft, und Martin blieb auf der Mühle, ohne daß sein Dasein irgend Jemandem aufgefallen wäre.

7.

Jenseit des Rheines hatten sich Ereignisse zugetragen, welche den Waffen Napoleons höchst ungünstig waren.

Die verbündeten Mächte, der Kaiser von Rußland, der von Oesterreich und der ritterliche König von Preußen, standen mit ihren begeisterten Schaaren dem Erbfeinde der Ruhe und des Völkerfriedens entgegen, und brachten ihm eine Niederlage nach der andern bei. In Spanien trieben die Engländer die Franzosen vor sich her und drängten sie allmälig den Pyrenäen zu, der starken natürlichen Grenzfeste ihres Landes.

Die Schlachten waren blutig und mörderisch. Napoleons Schaaren lichteten sich mächtig. Eine schnelle Aushebung mußte die

Gefallenen und Gefangenen ersetzen, wenn nicht der Kampf eine noch ungünstigere Wendung für ihn nehmen sollte.

Der Befehl wurde gegeben und schnell zur Ausführung gebracht.

Bis jetzt hatte man auf den Bestand eines bäuerlichen Anwesens insofern Rücksicht genommen, als man den ältesten Sohn frei ließ, der dem Haus- und Geschäftswesen vorstand. Wo nur möglich, sollte nun auch diese Rücksicht fallen. Allgemein war die Strenge des kaiserlichen Befehls bekannt, und Trauer überfiel zahlreiche Familien. Besonders strenge aber sollte auch das Gesetz in Ausführung kommen, welches feststellte, daß das Vermögen Flüchtiggewordener vom Staate sollte eingezogen werden.

Traf das Erste besonders schwer den reichen Adam Ries, so fiel die ganze Wucht des Letzteren auf den armen, alten Fehringer, der doch um keinen Preis seinen Sohn in die Hände der Franzosen überliefern wollte, wenn er auch gewußt hätte, wo er eine Zuflucht gefunden.

Mit ungewöhnlicher Eile wurde diesmal die Aushebung betrieben, was auf die Noth hinwies, während die amtlichen französischen Nachrichten nur von Siegen redeten, welche der unüberwindliche Kaiser erfochten.

Endlich kam der gefürchtete Tag.

Adam Ries hatte seine Thaler springen lassen, wo nur eine offene Hand war, die etwas zu seiner Befreiung beizutragen im Stande schien, und der offenen Hände waren damals viele!

Die Gründe, die er für sich geltend machte, bestanden besonders darin, daß er das Ackergut besorgen, den Vater pflegen und in allen Stücken dessen Stelle vertreten müsse; allein Adam Ries hatte verschwiegen, daß er eine Schwester aus der ersten Ehe seines Vaters habe, die im Dorfe verheirathet sei, und daß sein Schwager seine Stelle so gut wie er selbst vertreten könne, zumal die Ehe eine kinderlose war.

Als der Unterpräfekt nach diesen Umständen fragte, die einer

der vielen Feinde des Adam Ries mußte angezeigt haben, konnte der Maire sie nicht in Abrede stellen, und alle Bitten blieben erfolglos — Adam Ries wurde Soldat.

Das schmetterte ihn beispiellos nieder, noch mehr aber, daß sein weinendes Auge so manchem Blicke begegnete, aus dem klar und bestimmt die Freude über sein Unglück sprach. Trostlos wankte der Mensch hinaus, der in seinem Uebermuthe oft triumphirend ausgerufen: „Sein Geld überwinde Alles!"

Als aber nun die Reihe an Martin Fehringer kam, theilte der Maire die Ergebnisse der Acten über diesen Entweichungsfall mit.

Der Vater wurde vorgerufen und mit harten Worten gefragt, wo sein Sohn sei?

Als der Greis betheuerte, er wisse das nicht, warf man ihn in das Gefängniß, bis er seinen Sohn herbeigeschafft haben würde.

Dies konnte er nicht. Nach zwei Monaten ließ man ihn zwar wieder frei, allein Haus und Hof war confiscirt, als das alleinige Erbtheil des entwichenen Sohnes.

Adam Ries konnte nicht triumphiren, er stand bereits unter den Waffen. Er wäre aber auch der Einzige im Dorfe gewesen; denn alle Einwohner trugen aufrichtiges Mitleid mit dem Greise, dessen Kraft seit seines Sohnes Entfernung gebrochen schien und der leidend war, seit er zum ersten Male wegen Martins Flucht im Gefängnisse gesessen hatte. Er und die alte Base mietheten sich in einem anderen Hause ein.

Tags darauf, als dies geschehen war, kam der Müller aus der rothen Mühle und trat in Fehringer's Stübchen. Der alte Mann saß im Lehnstuhle, der ihm geblieben war, und weinte. Als die Thür aufging, hob er den müden Kopf in die Höhe, aber zu dem Gegengruße versagte ihm die Stimme vor Erstaunen.

Der Müller setzte sich, und eine Weile schien auch er einen schweren Kampf mit seinem harten Kopf und Herzen zu kämpfen,

Endlich hob er an: „Schwager, Du weißt wohl, warum ich Haß gegen Dich getragen —"

„Schweig, schweig!" rief Fehringer mit gewaltiger Bewegung aus; „ich weiß, was Du willst. Ist es nicht genug, daß Reue und Qual mein Herz zerreißt? Ist es nicht genug, daß Gottes strafende Hand so schwer auf mir liegt, daß ich im Alter kinderlos und ein Bettler geworden bin? — Willst Du noch kommen und das Maß meines Jammers voll machen durch bittere Vorwürfe, deren ich mir selber Tag und Nacht mehr mache, als Du mir machen kannst? Geh'! Vierzehn Jahre hast Du meine Schwelle gemieden und mich nicht gekannt; hast getreulich an meinem Verderben mitarbeiten helfen; geh', laß mich in Ruhe sterben, wenn ich es kann! Du hast Rache genug; Du brauchst Dir sie jetzt nicht selber zu holen!"

Diese Worte schnitten in des Müllers Herz. Er wollte antworten, aber die Thüre ging auf und ein Mädchen trat herein, dessen Kleidung etwas anders als die der Mädchen des Dorfes war, dessen Schönheit aber selbst das Auge des Müllers fast blendete. Sie trug ein Körbchen in der Hand und wandte sich an Fehringer.

„Vater Fehringer," sagte sie mit einem so süßen, herzgewinnenden Tone, daß der Müller sich wunderbar bewegt fühlte, „ich habe Eure Worte gehört; sie sind mir in die Seele gedrungen. Eigentlich komme ich nur, um Euch eine Suppe zu bringen, aber ich höre, daß ich Frieden zu stiften gekommen bin. O," sagte sie, sich an den Müller wendend, „ich kann mir nicht denken, daß Ihr dem hartgeschlagenen Mann seine Lage verbittern wollt. Nicht wahr, das wollt Ihr nicht?" —

Die letzten Worte sprach sie bittend; aber es wäre auch keine Menschenseele, selbst die härteste nicht, im Stande gewesen, diesen Worten, diesem Tone zu widerstehen.

Der Müller sprang auf und unterdrückte mühsam eine Rührung, die ihn überwältigen wollte.

„Wer bist Du, Mädchen?" fragte er, ihre Hand ergreifend.

„Wenn das Etwas zur Sache thut, will ich es Euch sagen," sprach Claire; „ich heiße Claire Dollart und bin des Douanen Kind."

Der Müller sah sie lange, sehr lange an und in seinem Gesichte zuckte es, bis zwei dicke Thränen ihm aus den Augen quollen.

„Ich kenne Dich nun und danke Gott, daß ich Dich kennen lerne, um auch Dir das Unrecht abzubitten, das ich, ohne Dich zu kennen, an Dir that; Kind, ich bin Martins Pathe. Dir will ich es sagen, was mich hierher treibt. Die letzte Unterredung, die ich mit Martin hatte, ist mir durch die Seele gegangen. Seit vierzehn Jahren habe ich keinen Tritt in das Dorf gesetzt bis heute. Ich haßte Diesen, meinen Schwager, weil — nun das soll ja eben vergessen sein! Martin weckte mein Gewissen, was Keinem gelungen war. Sein Wort traf mich schärfer, denn ein zweischneidig Schwert. All' das Unglück, das zu Hauf kam in der letzten Zeit, seine Flucht, ohne mir Lebewohl gesagt zu haben, hat mich tief und tiefer gebeugt. Endlich ist der harte Mensch gebrochen worden von der Hand Gottes. Fehringer meinte, ich komme, um ihm Vorwürfe zu machen; aber Gott ist mein Zeuge, ich komme, um ihm die Hand zur Versöhnung zu bieten. Ich will in's Grab legen die ganze Vergangenheit und mit ihm leben wie ein Bruder, mit ihm theilen mein Brod, daß er nicht mehr darbe. Dazu bin ich hier, und er ließ mich nicht zu Worte kommen."

„O dann sei Gott gepriesen!" rief das Mädchen aus, und auf ihrem Engelsgesichte lag eine wahre Verklärung. „So kommt," bat sie, „und laßt mich es sein, die Eure Hände und Herzen wieder vereinigt!"

Sie faßte des Müllers Hand und führte ihn Fehringer'n zu, und legte ihre Hände ineinander. „Siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig beieinander leben! Denn daselbst

verheißet der Herr Friede und Freude ewiglich! So spricht des Herrn Wort."

Der Müller starrte das Mädchen an; dann aber fielen sich die beiden Männer um den Hals und weinten fast laut.

Claire wollte sich wegschleichen.

Das sah der Müller und machte sich los.

„Bleib', Mädchen, bleib'!" rief er. „Auch mit Dir hab' ich zu reden. Ich haßte Dich, weil Du und Dein Vater einst meine Mühle umkreist habet und meintet, ich sei ein Hehler der Schmuggler. Du hattest Dein Gesicht geschwärzt, aber ich erkannte in Dir das Weib. Jetzt — jetzt — kenn' ich Dich erst und jetzt bitt' ich Dich, vergib auch Du mir! Ich weiß, daß Adam Ries die Schuld trägt. Willst Du mir verzeihen?"

Claire lächelte durch Thränen. Sie reichte ihm ihre Hand. „Ach," sagte sie, „ich wußte ja nicht, daß Ihr uns haßtet; aber gerne vergebe ich Euch. Seht, ich mußte meinen Vater begleiten, weil ich fürchtete, die Schmuggler möchten ihm ein Leid zufügen, daran ich sie hindere. Ich hätte daheim keine Ruhe gehabt. Damit man mich aber nicht erkenne, trug ich einen Trauerflor vor dem Gesicht."

„Aha, Du warst's" rief Fehringer. „Gottlob, daß auch dies Geheimniß sich so schön aufklärt!"

„Du bist eine brave Tochter," sagte der Müller. „Der Segen Gottes wird Dir nicht entgehen, denn Du hast den Segen der Verheißung für Dich! Wer so dem Vater Liebe beweist, der ist auch zu jeder guten That fähig."

In diesem Augenblick rief die Mutter unten im Hause, da Claire ihr zu lang ausblieb.

„Ich muß gehen. Gottes Gnade und Frieden sei mit Euch!" rief sie und eilte zur Thür hinaus.

Was die beiden Männer noch miteinander redeten, war ernst und bedeutsam, aber bitter war es nicht. In die Mühle wollte

Fehringer nicht ziehen; dagegen versprach der Müller, Alles für ihn zu thun, und hielt treulich sein Wort. Fast täglich besuchte er ihn, bis er wieder genesen war. Er versorgte ihn und die Base reichlich mit Allem, was die beiden Alten bedurften, und den Hauszins zahlte er ihm auch.

Oft sagte Claire: „O wenn es doch Martin wüßte!" Und mit dem Worte hob sich ein schwerer Seufzer von der kummerbelasteten Seele des Mädchens. Denn es waren nun drei Monate vergangen, und Martin hatte Nichts von sich hören lassen.

Hatte er sie vergessen? Das glaubte Claire am wenigsten.

Da kam eines Tags, es war schon in den Tagen des Octobers, als bei Leipzig die Macht des weltstürmenden Napoleons gebrochen wurde, der alte Werthheimer, einst Fehringer's Schmuggelgenosse, in's Dorf und fragte nach ihm.

Man wies ihm das Haus, wo der Alte in der Miethe wohnte.

Als Werthheimer eintrat, saß Fehringer an seiner Bibel, denn es war an einem Sonntag Mittage.

Fehringer war freudig überrascht, als er den Gefährten so mancher Schmuggelei bei sich sah.

„Was führt Dich zu mir armen, alten Mann?" fragte er. „Die Zeit ist dahin, wo Du mich brauchen konntest."

„Darum komme ich nicht," sagte er zu dem Alten. „Es ist ein Anderes, was mich zu Dir führt."

„Doch nichts Schlimmes?" fragte ängstlich Fehringer.

„Nein, alter Kamerad," entgegnete Werthheimer, „diesmal ist's nur Gutes. Ich bringe Dir Kunde von Deinem Sohn. Er kennt das Unglück, das Dich traf seinetwegen, und das hat ihn tief gebeugt. Gerne wäre er gekommen und hätte sich gestellt, um Dich aus der Noth zu retten, wenn es die braven Leute zugegeben hätten, bei denen er ist wie das Kind im Haus, und die ihn werth halten wie den Augapfel im Auge. Sie mußten ordentlich Gewalt an-

wenden, um ihn zurückzuhalten, und erst, als sie es ihm klar machten, daß es ja dann für Dich nur schlimmer würde, wenn er Dir ganz genommen und hingeopfert würde, da ergab er sich. Wo er aber ist, darfst Du nicht wissen; — nicht, wie weit er von Dir ist, damit Du, wenn sie wieder an Dich gehen, und das kann kommen, frei sagen kannst, Du wissest es nicht; aber dies Geld sendet er Dir und bittet Dich, Du solltest es für Dich und die Base verwenden. Er hat's sehr gut und braucht das Geld nicht."

Da faltete der alte Fehringer seine Hände und das schneeweiße Haupt, das erst weiß geworden war seit den Leiden der letzten Zeit, sank auf die gefalteten Hände und er betete, denn sein Herz war voll Preisens und Dankens.

Werthheimer ging hinaus und suchte die Base. Ihr sandte Martin ein warmes Halstuch für den Winter und die herzlichsten Grüße.

„Aber," sagte Werthheimer, „noch Eins. Ihr sollet zum Pathen gehen und ihn viel tausendmal grüßen und ihm sagen, er komme bald, denn mit den Franzosen sei es Matthäus am Letzten. Dann trug er mir auf, Ihr solltet der Claire sagen, sie solle, wenn das Franzosenwesen zusammenbreche, doch um Gottes willen nicht mit nach Frankreich gehen, sondern da bleiben; er hoffe zu Gott, daß er wiederkehren dürfe, und dann werde ja noch Alles gut werden."

Das waren Botschaften, die überall Wonne und Freude bereiteten, wohin sie gerichtet waren, obwohl Claire an das, was er vom Franzosenwesen sagte, nicht glaubte und lächelnd meinte, damit verrechne er sich doch! „Ach," sagte sie, „wie wird es gehen? Wird er je wiederkommen dürfen?"

8.

Claire's ungläubiges Lächeln war der Wiederschein der unerschütterlichen Meinung ihres Vaters. Dollart, wie viele Tausende begeisterter Verehrer Napoleons, glaubte eher an den Untergang der

Welt, als an den seiner Macht und seines Glücksterns. Er könne wohl von der Macht der Elemente bezwungen werden, sagten sie, wie von einem russischen Winter, nicht aber von der Macht der Menschen. An die Macht Dessen, der da spricht: „Bis hierher, und nicht weiter!" dachten sie nicht bei ihrem fleischlichen Urtheile. Was er jetzt wohl noch leide, das sei die Folge jenes Winters, das sei das Nachweh; aber mit einem Male werde der Adler sein Gefieder schütteln, die Flügel ausbreiten und die Fänge rüsten; dann werde Europa zittern und wieder alle gekrönten Häupter sich im Staube vor ihm neigen.

Wie gesagt, das glaubten Viele, denen die „Bülletins der großen Armee" eine volle, reine Wahrheit waren. Verwöhnt durch die Siege des Gewaltigen, schien ihnen ein Wechsel des Glücks außerhalb der Grenzen des Möglichen zu liegen. In Napoleon sahen sie etwas Ueberirdisches, einen Menschen, dessen Wille keine Schranken kenne, wie seine Macht und sein Geist.

Aber es gab unendlich Viele, die zwischen den Zeilen der ruhmredigen Bülletins lasen, die an den bausbackig posaunenden Siegesboten einen Zweifel wachsen fühlten, je mehr sie posaunten. Es lag wie Blei auf den Geistern, als die dreitägige Schlacht geschlagen war, und die Bülletins weniger rühmten. Es drangen Kunden über den Rhein herüber, trotz der Sperre, und diese Nachrichten waren Botschaften vom Untergange, die da klangen wie ein fernher tönendes Grablied. —

Man wagte sich's nur zuzuflüstern, und die sorgenvollen Mienen der hohen Gewalthaber in den Städten, die milderen Saiten, die man hin und wieder aufzog, wo man sie sonst bis auf's Höchste gespannt, gaben auch ein Zeugniß, und das Volk deutete es richtig, und die deutschen Herzen auf dem linken Rheinufer wagten es einmal wieder, zu hoffen auf das Zerbrechen des lange getragenen Jochs.

Endlich war es nicht mehr zu leugnen, daß Napoleons Macht

bei Leipzig gebrochen worden war. Die Schlacht bei Hanau vollendete die Sicherheit eines gewaltigen Umschwungs der Dinge. Jetzt kamen die traurigen Beweise augenscheinlich. Trupps von Soldaten kamen bis in eine Entfernung von 10 bis 12 Stunden von Mainz, unter denen noch unverbundene Verwundete waren. Man sah unter einem Tausend alle Waffengattungen der sogenannten „großen Armee" vertreten, und Lumpen hüllten sie ein, und die bleichen Gesichter sprachen von Hunger und Elend, und der entsetzliche Geruch, den sie verbreiteten, von den Keimen tödtlicher Krankheit, die sie in sich trugen, die sie mitbrachten und die dem Tod eine reichere Ernte verschaffte, als das Schlachtfeld von Leipzig, wenn sie auch langsamer eintrat.

Da sagte Dollart, kleinlauter zwar, aber immer noch zuversichtlich: „Zu viele Hunde sind des Hasen Tod. Es stand eine halbe Welt gegen ihn; wie sollte er Widerstand leisten nach solchen Leiden, wie sie sein Heer erduldet? — Laßt ihn einmal in Paris sein, und ihr sollt Wunder sehen und erleben!"

Er kam schnell genug nach Paris. Der Fluch seines zermalmten Heeres folgte ihm; aber die Wunder blieben aus.

An Schmuggeln dachte Niemand mehr, aber auch nicht an's Wachen. Alle Bande schienen gelockert, wenn nicht gelöst. Dollart saß auf seinem Webestuhle, statt daß er auf seinem Posten gestanden hätte, und manchen stillen Seufzer, der dem Sturze Napoleons, seines fast abgöttisch verehrten Helden galt, wob er in sein Gebilde hinein. Dennoch sagte der unbeugsam Gläubige an seinen Kaiser: „Laßt ihn nur machen. Mögen sich auch da drüben die Russen und Preußen sammeln, er wird eine Macht an den Rhein stellen, die sie lehren wird, drüben zu bleiben." Aber auch diese Armee, diese Macht blieb aus, und die rauhen Decembertage kamen.

In den Dörfern lagen zusammengestoppelte Soldatenhaufen. Hier zwanzig, dort dreißig und mehr. Reiter ohne Pferde, Kanoniere ohne Kanonen; selbst Infanteristen ohne Waffen.

Und drüben sah man auf den Bergen oft das Blitzen der Gewehre.

Am rechten Rheinufer hinauf und hinab ritten Kosacken und riefen ihr: „Franzuski!“ drohend herüber, jagten eine Kugel in den Rhein, und wenn die Douanen eine hinüberfandten, galoppirten sie lachend davon.

Die thun uns Nichts! sagten sie. Das ist feiges Gesindel.

Die Stimmung im Lande wurde eine dumpfere. Die französischen Angestellten sahen traurig drein.

Droben in Höchst am Main saß auf seiner Trommel der alte Marschall Vorwärts, der alte Blücher, und bereitete seinen Uebergang bei der Pfalz zu Caub vor. Die Armeen, welche seinen Befehlen untergeben waren, Russen und Preußen, sammelten sich bei Wiesbaden und rückten dem Punkte langsam näher, den der alte Held zum Uebergange bestimmt hatte. Endlich kam selbst seine Proclamation an die Bewohner des linken Rheinufers in's Land, so zahlreich, als habe sie ein Sturmwind zu Tausenden über den Rhein herüber geweht.

Die Franzosen sagten es selbst: Die Deutschen gehen zu Neujahr 1814 über den Rhein und Napoleon gibt euch preis!

Da war nicht mehr zu zweifeln, und Dollart ließ das sorgenvolle Haupt auf die Brust sinken. Was sollte aus seiner Frau, seiner Claire werden, wenn die Russen kämen? Was aus ihm? Das lag auf seiner Seele wie eine Centnerlast; aber wegwälzen konnte er sie nicht. Sie wurde mit jedem Tage schwerer, je näher das Jahr 1813 seinem letzten Tage zuging.

Sonst war es ein Tag, der leider, trotz seines ernsten und mahnenden Charakters, durchjubelt zu werden pflegte. Dieses Jahr kam er so sorgenschwer heran, wie kaum irgend jemals, und unter den Seufzern wurde kein Jauchzen vernehmbar. Es war noch ein Anderes, das die Herzen erschreckte und so düster stimmte.

Die Krankheit, das Nerven- oder Lazarethfieber, welches die

Franzosen mitgebracht, herrschte in erschreckender Weise. Fast kein Haus war, wo nicht Kranke lagen. Die Krankheit steckte furchtbar an. Fast alle Glieder des Hauses, wo Eins ergriffen wurde, sanken bald nach einander auf's Krankenbett, und die Meisten wurden hinausgetragen auf den stillen Friedhof, wo die Kreuze zu Häupten daran mahnen, was allein im Tode Heil und Hoffnung geben kann.

Jeder fürchtete, wenn er sich heute noch gesund fühlte, morgen schon ergriffen zu sein. Das drückte die Gemüther; das tödtete die Freude; das beugte den Muth; das trübte den Blick in die Zukunft. Tausendmal dachte Claire an das Wort, das ihr Martin durch die alte, treue Lenebas hatte sagen lassen. Sie hatte damals drüber gelächelt; jetzt erschien es ihr anders, und wenn der gebeugte Vater von der Zukunft sprach, seufzte sie tief auf.

Es war in der Woche des heiligen Christfestes, als eines Abends, wie er jetzt oft that, der Müller zu Fehringer kam.

Sie sprachen natürlich von nichts Anderem, als vom Uebergange der Deutschen und Russen und wie es werden würde.

Der Müller hatte einen französischen Offizier im Quartiere gehabt, der deutsch sprach, einen ältlichen, braven Mann. Als er schied, drückte er des Müllers Hand und sagte: „Gott schütze Euch! Wenn die Deutschen an Euch thun, wie leider unsere Soldaten drüben gethan, so bleibt kein Stein auf dem andern!"

Das Wort lag auf des Müllers Herzen schwerer, als sein großer Mühlstein. Er theilte es dem Fehringer mit und sagte dabei: „Ich meine, es wäre gut, wenn man in solchen Zeiten nahe bei einander wäre! Auch will es mir scheinen, als ob die Last der kommenden Einquartirung von Einem von uns könne abgewendet werden."

„Wie so?" fragte Fehringer.

„Ei nun," entgegnete der Müller, „Du ziehst morgen zu mir

in die Mühle, da wird Dich hier, in Deinem Stübchen, kein Soldat belästigen und ich kriege dadurch keinen mehr und keinen weniger."

Fehringer besann sich.

„Und," fuhr der Müller fort, „da es kein Zweifel ist, daß, wenn heute die Deutschen da sind, morgen Martin kommt —"

„Meinst Du?" rief fragend und freudig der Alte aus, ihn unterbrechend.

„Ganz gewiß," sagte der Müller, „denn der junge Werthheimer hat mir gestanden, daß er gar nicht weit vom Ufer des Rheins im sichern Neste sitzt —"

„Dann," fuhr er, bei dem unterbrochenen Gedanken anknüpfend, fort, „kommt er doch in die Mühle, denn Du hast ja nicht Raum für ihn in diesem engen Behelf. Endlich aber ist es tröstlicher für uns Alle, wenn etwa — und wer weiß es? — Eins von uns von der Krankheit heimgesucht wird. Wir können einander dann um so leichter Handreichung thun und Pflege und Erquickung angedeihen lassen."

Die Gründe waren gewichtig. Mit Neujahr begann die Miethe neu. Was hinderte es, daß sie es ausführten?

So recht nach allen Seiten hin erwogen sie die Verhältnisse und endlich stimmte Fehringer und die Lenebas zu, und so wurde denn beschlossen, daß der Müller am Montage nach dem Sonntage vor Neujahr seinen Mehlwagen senden sollte. Darauf sollte denn alle die geringe Habseligkeit Fehringer's gepackt und nach der Mühle gefahren werden. Unter manchen Sorgen und bangen Erwartungen war denn endlich der Morgen des Montags angebrochen. Der Müllerwagen kam und Fehringer und die Bas trugen ihre Sachen herunter.

Als die flinke Claire dies bemerkte, kam sie eilig herüber und half.

„Ach, geht Ihr so weit fort?" fragte sie. „Da werden wir uns ja selten sehen."

„Aber warum willst Du uns denn nicht in der Mühle besuchen?“ fragte Fehringer.

Claire zuckte die Achseln. „Ich kenne den Müller nur von dem einzigen Male, wo ich ihn hier bei Euch traf. Seitdem sah ich ihn nicht wieder.“

„Er war ja doch täglich bei uns —“ sagte der Alte.

„Ich wollte nicht aufdringlich sein,“ sagte das Mädchen darauf. „Ihr wißt schon, wie bös Einem die Leute Alles auslegen und uns vorab, da sie uns doch Alle hassen. Lieber Gott, was kann mein armer Vater dafür, daß seine Pflicht gebot, strenge zu sein? Wär' er's nicht gewesen, so war es ein Anderer. Aber es thut Einem doch so wehe. Er hat ja doch Niemand hier ein Leid angethan, und wir gewiß auch nicht. Was soll's nun mit uns werden,“ fuhr sie fort, „wenn die Deutschen kommen?“ Sie trocknete ihre heißen Thränen.

„Sei gutes Muthes, Kind,“ sagte Fehringer. „Sieh', seit ich in Noth war, hab' ich beten gelernt und da ist in meine Seele ein Vertrauen auf Gott gekommen, das nicht wankend gemacht werden kann. Er macht Alles wohl! Bete, glaube und vertrau', und Du wirst erfahren, wie wahr es ist: „Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erhören, und du sollst mich preisen!“

Dies Trostwort erquickte Claire's Seele noch lange, nachdem schon der Müllerwagen mit den alten Leuten durch's Dorf, den Mühlenweg hinabgerollt war.

Die Anzeichen des nahen Uebergangs der Deutschen häuften sich mit jeder Stunde. Man bezeichnete laut und bestimmt Caub als den Punkt. Statt daß eine Truppenmacht dort den Uebergang hätte wehren sollen, — und es wäre nicht schwer gewesen, — zogen sich alle die zerstreuten Truppen ziemlich schnell in den letzten Tagen vor Neujahr zurück nach der französischen Grenze.

Dollart hörte und sah nichts. Es kam kein Befehl; er sah keinen Collegen vom Rhein oder von der nächsten Seitenstation

der schwarzen Brigade. Sonst war alle acht Tage der Brigadier gekommen, hatte den Posten untersucht, Befehle gebracht; aber seit einem Monate war er nicht dagewesen.

So kam der Morgen des Sylvestertages.

Man hatte gesagt, wenn man an der „hohen Buche" stehe, einem der höchsten Punkte der Umgegend, von dem man in die Nassauer Berge über den Rhein hinüber schauen konnte, sähe man drüben die Wachtfeuer bei Nacht, und bei Tage deutlich die Bewegungen der Colonnen der Deutschen.

Die Unruhe in Dollart's Seele war so groß, daß er endlich seine Uniform anlegte, seine Waffen nahm und nach der „hohen Buche" aufbrach. Sein Weg führte ihn an der Spitze der Kreuzhecke vorbei, wo ihm einst das Ereigniß zugestoßen war, das noch heute zu seinen bittersten Erinnerungen gehörte.

Als er dort stand, wo das Wiesenthälchen vom Rheine her gegen die Höhe der Kreuzhecke mündet, sah er plötzlich zwei Douanen mit Sack und Pack und großer Hast aus dem Grunde des Thälchens heraufsteigen.

Es war der Brigadier und ein gemeiner Douanier. Sie riefen Dollart sogleich an und sagten ihm, „der Befehl sei gekommen, daß alle Douaniers schnell sich hinter die alte Grenze Frankreichs zurückziehen sollten."

„Wo sind Eure Weiber und Kinder?" fragte er, und der Athem stockte ihm schwer.

„Wo sind sie?" antwortete der Brigadier. „Wir haben sie Gott und guten Menschen überlassen müssen, da der Befehl ausdrücklich dahin lautet, daß Weiber und Kinder nicht sollen mitgeführt werden, ebenso wenig unnützes Gepäcke. Das Nothwendigste an Kleidungsstücken soll im Tornister mitgenommen werden, da der Kaiser aus sämmtlichen Douaniers und Gensd'armen ein Corps bilden wolle, das als Grenzvertheidiger thätig sein solle. Morgen," setzte er hinzu, „oder vielmehr in der nächsten Nacht gehen die

Deutschen bei Caub ungehindert über. Sie werden uns bald auf der Ferse sein. In Birkenfeld oder Kusel ist unser Vereinigungspunkt. Da gilt's Eile, Dollart! Drum schnell mit uns nach dem Dorfe zurück, wo nur Dein Ranzen gepackt wird. Wir nehmen uns dann einen Leiterwagen und legen die Zeit wieder zu, die wir Beide eingebüßt haben, indem wir hierher mußten, Euch abzuholen, da der Befehl zu schnell kam, um ihn Euch vorher mittheilen zu können."

Das war eine niederdonnernde Nachricht für Dollart. An Weib und Kind hing sein Herz mit der zärlichsten Liebe. Sie sollte er verlassen, von denen er nie getrennt gelebt hatte. Sie sollte er hier lassen, unter Leuten, die ihm und ihnen seines Standes wegen nicht freundlich gesinnt waren, und einer gefahrenreichen Zukunft entgegengehen, die es sehr in Frage stellte, ob er sie jemals in diesem Leben wiedersehen würde!

Da läßt es sich nachfühlen, wie es um das Herz des Mannes stand, als er den Weg zum Dorfe mit seinen Gefährten eilig durchmaß; da läßt sich's nachfühlen, welchen Eindruck die Nachricht bei seiner Heimkunft auf seine Frau und seine Tochter machte!

Unter Thränen wurde sein Tornister gepackt und der Sparpfennig getheilt; als es aber an's Scheiden ging, da hingen sie laut jammernd an seinem Halse. Selbst die beiden Männer, die zur Eile treiben mußten, weinten wie Kinder. War doch die Stunde nicht sehr entfernt, wo sie sich ebenso hatten losreißen müssen von den Theuersten, die sie auf Erden hatten.

Aber helfen konnte Niemand. Es mußte geschieden, das Schwerste überwunden sein! —

9.

Eine Stunde war schon vorüber, seit Dollart sich losgerissen und hinweggeeilt war, und noch lagen Claire und die Mutter weinend mit den Köpfen auf dem Tische. Die Thränen rieselten

stiller herab auf den Boden, als früher, und doch waren sie so unfähig, auf das zu achten, was außer ihnen vorging, daß sie das Heranrollen eines Wagens nicht vernahmen, der an ihrem Hause stille hielt; nicht bemerkten, daß leise sich ihre Thüre öffnete und Jemand hereintrat, der aber in der Nähe der Thüre stille stand, weil er, selbst überwältigt von dem Schmerze, dessen Zeuge er war, ihn nicht stören mochte in seinem Ergießen.

Zunächst der Thüre stand der Müller mit verschränkten Armen. Ueber das rauhe, wetterharte Gesicht des Mannes rollten, ihm unbewußt, heiße Thränen.

So rauh auch der Müller zu sein schien, so weich war sein Herz.

Er hatte von dem alten Fehringer, der im Dorfe gewesen war, nicht sobald gehört, wie es um Dollart's stand, als sein Entschluß reifte. Lebhaft dachte er sich in die Lage des Mannes hinein, der Weib und Kind in einer zweifelhaften Lage zurückließ, und selbst einer noch zweifelhafteren Zukunft entgegenging: das bewegte ihn im Grunde seiner Seele.

Was sollen die armen Frauen machen, wenn nun das halbwilde Volk der grausamen Kosacken kommt? Wenn, wie mein Offizier sagte, hier kein Stein auf dem andern bleiben soll? Sie haben keinen Halt, keine Stütze, keinen Trost, keinen Beistand. Es ist entsetzlich! Und im Dorfe wird Niemand ihnen die helfende Hand bieten, Vaterstelle an ihnen vertreten! Alter Müller, da ist's deine Pflicht! Dein Herz ruft, — nein, es ist Gottes Stimme, die an dein Herz ergeht; drum frisch dran! In und mit Gott gethan, ist wohlgethan!

Und wenige Augenblicke später rollte er mit dem Mehlwagen in's Dorf, statt über Feld, und wieder eine kurze Frist später stand er in der Stube, wo die Zwei weinten, die sich so verlassen fühlten.

Claire blickte zuerst auf. Sie erschrack, als sie Jemand dastehen sah; aber sie erkannte sogleich den Müller, stand auf und sagte: „Was führt Euch zu uns?" —

„Ich weiß nicht," antwortete der Müller, „was ich Dir sagen soll, Kind; aber ich glaube, es ist Gottes Stimme, die mich zu Euch führt; denn als ich's hörte, was Euch betroffen hat, da rief's in mir unablässig: Geh' hin und hole sie in deine Mühle, auf daß sie Schutz haben zur bösen Zeit!"

„So bin ich denn da mit dem Wagen und wollte Euch bitten, lasset uns Alles aufladen und wohnet in der Mühle, wo Platz die Fülle ist! Ich will für Euch sorgen, als wäret Ihr meine Kinder, und so lange ich lebe, soll keine Ungebühr von Feindeshand Euch betrüben!"

Die Mutter starrte erstaunt den Müller an und hielt seine Rede für einen entsetzlichen Hohn, da sie den Mann nicht im Mindesten kannte; aber ehe sie eines Wortes fähig war, trat Claire zu ihm, legte ihre kleine Hand in die seine und sagte: „Ja, solche Gedanken hat Euch gewiß Gott eingegeben; aber Lob und Dank auch dem Herzen, das nicht säumt, sie auszuführen. Ja, wir gehen mit Euch, denn wir bedürfen Eures Schutzes, und es könnte ja sein, daß wir durch Dankbarkeit solche Liebe vergelten könnten."

„Nicht wahr, Mutter, wir gehen mit in die Mühle?"

„Ach Gott," sagte Frau Dollart, „wie bist Du doch voreilig! Wir kennen ja den Mann gar nicht —"

„Ich kenne ihn schon, liebe Mutter," sagte Claire, „Du kannst ihm vertrauen!"

„Das ist schon gut, aber wir wissen ja den Hauszins nicht?" sagte darauf Frau Dollart.

„Hauszins?" rief da der Müller aus und er wurde glühend roth im Gesicht. „Hauszins? — Liebe Frau, ich sehe, Ihr kennt mich nicht und da mag ich's Euch leicht verzeihen, daß Ihr also redet. Mich treibt mein Herz, Euch eine freie Wohnung in meiner Mühle anzubieten, hört Ihr's, eine freie Wohnung, die Euch keinen Hauszins kostet; ich will Euch eines ehrlichen Mannes Schutz anbieten, Euch und Eurem lieben Kinde für die Zeit, wo Ihr dessen

wohl bedürfen könntet; denn was soll's mit zwei hülflosen Frauen ohne männlichen Beistand in solcher Zeit des Krieges, wie er uns in diesen Tagen bevorsteht? Seht, gute Frau, das will ich und nichts mehr, nichts weniger; aber Geld will ich nicht; nur Euch bitten, im Vertrauen eine Hand zu fassen, die sich Euch darbietet, im Vertrauen auf das Wort eines Mannes, an dessen Namen kein Makel klebt, am wenigsten der der Unredlichkeit und treuloser Absicht."

Frau Dollart sah ihre Tochter ungläubig an, denn solche Erfahrung hatte sie in ihrem bisherigen Leben zu machen noch keine Gelegenheit gehabt.

Claire aber nahm nun das Wort und ihr gelang es, der Mutter tiefwurzelnde Zweifel zu lösen. Der Müller sprach sich nun noch näher aus über seine Absichten, und so gewann er endlich das Vertrauen der Frau Dollart. So wurde denn nun ausgeräumt und auf den Wagen geladen, was auszuräumen war, und Claire eilte, den Miethvertrag sofort aufzukündigen, da ihr Vater sich, bei der Unsicherheit seiner Stellung, solches ausgehalten. Derselbe Wagen, der wenige Tage früher Fehringer's geringe Habe hinweggefahren, trug nun auch die Dollart's hinab in's Mühlenthal.

Es war gewiß ein guter Geist, der den Müller geleitet hatte, als er, von Mitleid bewegt, Dollart's eine Zufluchtsstätte bot, denn schon seit einigen Tagen fühlte er eine Schwere in seinen Gliedern und ein Frösteln, das selbst der sehr warme Ofen nicht vertrieb.

Am Sylvesterabend aber trat der Frost mit solcher Macht ein, daß er zu Bett eilen mußte.

Das waren die untrüglichen Vorboten der herrschenden Nervenfieberkrankheit, die denn auch mit aller Heftigkeit bei ihm losbrach.

Das war ein rechter Schrecken für das ganze Haus; denn die alten Leute waren in ihrer Aengstlichkeit recht besorgt, ja rathlos.

Da zeigte sich Claire in ihrer rechten Wirksamkeit. Tag und Nacht wachte und harrte sie aus am Siechbett ihres Wohlthäters. Sie war schon tagelang nicht aus den Kleidern gekommen und hatte nicht geschlafen, und doch kam kein Mißmuth in ihre Seele.

Der Sturm des Rheinübergangs war vorübergebrauft, ohne daß das Dorf davon bis jetzt wäre berührt worden; allein auch das sollte nicht ausbleiben. Eine Abtheilung Kosacken erschien plötzlich im Dorf und ein Haufe stürmte auf die Mühle, gerade als der Müller in wilden Fieberphantasieen lag.

Der alte Fehringer stellte sich als Hausherr dar; allein den alten, schwachen Mann mißhandelten die Unholde und spielten die Herren, ja ihre Neigung, zuzugreifen und sich anzueignen, zeigte sich im klarsten Lichte, und es war nahe daran, daß eine förmliche Plünderung stattfand. Den alten Fehringer hatten sie gebunden, ebenso die alte Base. Knecht und Magd waren flüchtig geworden und bereits hatten sie einen Schrank erbrochen, der in der Wohnstube der Mühle stand. Da drang der Ruf um Hülfe zu Claire's Ohr.

Schnell bat sie die Mutter, bei dem Leidenden zu wachen, und eilte hinaus. Ihres Vaters alte Flinte, die ihr einst gedient, war noch da, ihres Vaters alter Säbel auch. Sie lud ihre Flinte, hing den Säbel um, und — in das Gemach, wo die Gebundenen lagen und die acht Unholde eben den Inhalt des Schrankes sich aneignen wollten, trat, wie ein zürnender Racheengel, das Mädchen und donnerte mit aller Kraft ihrer Stimme die Kosacken an.

Ein Todesschrecken überfiel sie, als sie den Lauf des Gewehres auf sich gerichtet sahen. Das Linnen entfiel ihren Händen. Als Claire den Eindruck wahrnahm, den ihre Erscheinung hervorbrachte, wuchs ihr natürlicher Muth. Sie deutete auf die Thüre, zu deren Seite sie getreten war, und legte das Gewehr wieder schußgerecht an. Sie zauderten noch.

Da sprach sie noch einmal das gebieterische „Vorwärts!" Die

Kosacken kannten das Wort. Langsam schlichen sie zum Zimmer hinaus, die Treppe hinab, nach dem Stalle.

Claire folgte. Mit streng befehlender Miene deutete sie auf die Pferde. Die feigen Asiaten, Räuber und Feiglinge, und nur da muthvoll, wo ihnen Ohnmacht oder Furcht entgegentritt, beeilten sich, ihre Rosse zu satteln.

Während dies geschah, schlich sich der Knecht wieder in das Haus, und fand , als er in die stille Stube blickte, die geknebelten Alten. Er schnitt die Stricke entzwei. Fehringer erzählte ihm schnell, was Claire gethan, und wie die Kosacken in der Furcht seien. Jetzt bekam er auch wieder Muth, holte des Müllers Doppelflinte und eilte zu Claire hinab.

Kaum erblickten die Kosacken den Zuwachs der Hülfe, so beeilten sie sich noch mehr, und ehe eine Viertelstunde verstrich, war die Mühle von ihnen gesäubert.

„Ach," seufzte die alte Base: „Gib Acht, Kind, sie kommen wieder!"

„Auf den Fall wollen wir uns vorsehen," sprach fest das Mädchen. Sie ließ die Thüre verschließen, löste den gewaltigen Hofhund von der Kette und führte ihn in's Haus, ließ vom Knecht und der Magd Steine in Körben in die oberen Stuben tragen und rüstete sich so zu muthiger Vertheidigung.

Es war wirklich, wie die Base vermuthet. Die acht Kosacken mochten unterwegs denn doch zum Ueberlegen gekommen sein, daß es eine Schmach für sie sei, vor dem Mädchen flüchtig geworden zu sein.

Fehringer war auf den Speicher gestiegen, um zu lugen, ob sie nicht zurückkehrten. Jetzt kam er eiligst herab.

„Sie kommen wieder!" rief er ängstlich.

„Geht in die obere Stube," sagte Claire, „und nehmt die Base und die Magd mit. Sobald sie Miene machen, die Thüre zu sprengen, schleudert Ihr ihnen die Steine auf die Köpfe. Der Knecht und ich wollen schon thun, was Noth ist."

Es dauerte wirklich nicht lange, so kamen tobend die Kosacken zurück. Diesmal sprangen sie schnell von ihren Pferden und rannten drohend gegen die Thüre, wo sie zu rasseln begannen. Da hob der Hund sein wüthendes Gebell an und unerwartet schleuderte Fehringer einen Stein nach den naheſtehenden Pferden. Diese scheuten, bäumten sich und suchten das Weite. Zu gleicher Zeit hagelte es Steine auf die Köpfe der Kosacken, und die Flintenläufe wurden sichtbar. Der Knecht drückte im Eifer seine beiden mit Jagdschroten geladenen Läufe ab, und einige der Schrote trafen.

Alles dies war das Werk weniger Augenblicke, aber es war von einem an's Fabelhafte grenzenden Erfolge. Auf einen solchen Empfang nicht gefaßt, überrascht von dem Davonlaufen ihrer Pferde, getroffen von den Schroten, deren brennender Schmerz sie mit Todesschrecken nebenbei erfüllte, flohen sie eiligst von dannen, drohend die Faust gegen die Mühle ausstreckend.

„Wir müssen auf Schlimmeres gefaßt sein," sagte Claire, ließ wieder Steine in das obere Haus tragen, ließ den Knecht sein Doppelgewehr auf's Neue laden, und ließ den Hund vor die Thüre hinaus. Es vergingen sorgenvoll die Stunden des Tags, ohne daß jedoch sich etwas ereignet hätte. Vor der Nacht aber bangte es Allen.

Indessen war ihre Furcht diesmal ohne Grund. Die Kosacken hatten bis in die Nacht zu thun, ihre Pferde wieder zu finden, und dann ereilte sie die Marschordre mit solcher Schnelle, daß an ein Rachenehmen nicht mehr zu denken war. Claire dankte Gott inbrünstig, als die Nacht glücklich vorüber war, ohne daß ein Angriff versucht worden wäre, denn in der Mühle wußte man nichts von dem raschen Abzuge der Kosacken, und erst am Morgen verkündeten es Leute, welche Frucht zur Mühle brachten und Jammer und Noth berichteten, wie die Unholde in dem armen Dorfe gehaust.

10.

Dieser Sturm der Kriegszeit war der erste und letzte, den Dorf und Mühle erlebten. Fortab folgte zwar noch mancherlei Einquartierung, allein Aehnliches kam nicht mehr vor. Dennoch war das Leiden Claire's nicht vorüber. Kaum war der Müller auf dem Wege der Genesung und im Stande, sie seinen Schutzengel zu nennen, da legten sich der alte Fehringer und die gute Lenebas nieder. Die Erschütterungen des Gemüths, die Mißhandlungen der Kosacken konnten kaum ohne Erfolg bleiben bei den alten Leuten. Beide erkrankten sehr schwer. Auch hier war Claire der schützende Engel. Ihre milde, besonnene Pflege, ihre rastlose, liebevolle Thätigkeit, während ihre Mutter dem Hauswesen vorstand, konnte dem Müller nicht verborgen bleiben. Er war ja Zeuge davon, hatte das Alles selbst erfahren. Wieder gingen Wochen in's Land, ehe die Hoffnung der Genesung gehegt werden konnte.

Es waren schwere Prüfungen für das junge Mädchen, aber sie zeigte immer eine freundliche Miene. Nur der Müller hörte manchmal ihre unterdrückten Seufzer, und er wußte, wem sie galten!

Vom Vater fehlte alle Kunde und — Martin blieb aus.

Von dem Gouverneur Justus Gruner kamen fliegende Blätter, welche die Siege der Verbündeten meldeten nach blutigen, mörderischen Gefechten, und vom Vater kam keine Kunde. Der Rhein war offen und frei; der Januar war vorüber und die Sonnenblicke des bald scheidenden Februars waren wie Frühlingsboten anzusehen, — und keine Nachricht kam.

Nicht bloß Claire, auch ihre Mutter, der Müller, Fehringer und die Base waren traurig, und doch hatte Keines den Muth, dem Gefühle Worte zu leihen, das sie Alle fast gleichmäßig drückte. Die Folgen der Krankheit waren auch so zerrüttend, daß der Müller, und er war am Weitesten in der Genesung vorgeschritten, es nicht

hätte wagen dürfen, den Weg zu Werthheimer zu machen, um Kunde von Martin einzuziehen. So war der letzte Februar-Sonntag gekommen. Die scharfen Winde und der helle Sonnenschein hatten die Wege getrocknet. Claire und ihre Mutter waren in der Kirche gewesen und kehrten eben heim in die Mühle, da schritt ein Mann die Schlucht herab und fragte nach dem alten Fehringer.

Claire sah ihn forschend an.

„Heißet Ihr nicht Werthheimer?" fragte sie bebend.

„So heiße ich," war des Mannes freundliche Antwort, „und irre ich nicht, so seid Ihr der „Schwarze," der uns ehemaligen Schmugglern so viel Schrecken und Angst gemacht?"

Claire erröthete, aber so wenig es ihr auch zu Muthe war, zu lächeln, sie konnte es doch nicht ganz unterdrücken, als sie die Frage des Mannes bejahen mußte.

„Das ist nun Alles vorüber und vergessen," sagte er; „aber wie find' ich Euch hier in der Mühle?"

Claire erzählte es ihm kurz.

„Das war brav von dem Müller," sagte der Schiffer; „aber dann seid Ihr auch das Mädchen, das die Mühle so muthig gegen acht Kosacken vertheidigt hat? — Nun," fuhr er fort, ohne die Antwort des Mädchens abzuwarten, „da habt Ihr dem Müller reichlich vergolten, wenn Ihr's nicht gethan hättet durch die liebevolle Pflege der drei Kranken. Die ganze Gegend, bis hinab an den Rhein, ist voll Eures Ruhms, und er ist sogar bis zu einem Krankenbett gedrungen, an dem Ihr wohl noch lieber als Pflegerin gestanden hättet — "

„Ach Gott," fiel Claire ein, „ist Martin krank gewesen?"

„Red' ich denn von dem?" sprach schalkig lachend der Schiffer. „Nun seh' ich doch wieder, wie wahr es ist, weß das Herz voll ist, davon gehet der Mund über!"

Eine brennende Gluth bedeckte Claire's schönes Gesicht und

ihre Verlegenheit war so groß, daß sie gar nicht wußte, wohin sie sich wenden sollte.

„Wisset Ihr was?" sagte Werthheimer. — „Ich denke, da in der Mühle sind noch mehr Leute, die auch ein Recht haben, nach Dem zu fragen, dessen ehrlicher Name eine so brennende Gluth auf Eure Wangen gejagt hat."

Er reichte ihr indessen die derbe Hand, und sagte lächelnd: „Nichts für ungut, liebes Kind! Ein alter Mann darf auch einmal scherzen. Kommt mit! Ich mache Alles wieder gut, so reichlich, daß Ihr mir schon wieder gut werden müsset!"

Er hielt ihre Hand und trat mit ihr in die Mühle.

Wie pochte das liebende Herz! Wie bestürmten es tausenderlei Gedanken und Gefühle! —

„Werthheimer!" rief erbleichend der alte Fehringer aus, als er den alten Kameraden wieder erblickte. „Bringst Du Gutes oder Böses?"

Der Schiffer reichte ihm die Hand zum Willkommen.

„Gutes, denke ich," sagte er darauf und setzte sich zu dem Alten, während dieser zu dem Müller sagte: „Das ist der Mann, der die erste Nachricht von Martin brachte. Auch jetzt bringt er uns sichere Kunde."

„Gottlob, daß ich es endlich kann," nahm der Schiffer das Wort. „Der hat mir so viel Kummer und Sorge gemacht, als Euch sein Nichtkommen, nachdem die Franzosen endlich fort waren. Da drüben, wo er bei braven Leuten war, die ihn sehr lieb haben, lag's vor dem Uebergang der Deutschen über den Rhein so hageldicht voll Soldaten, daß man sich nicht regen, noch bewegen konnte. Die natürliche Folge davon war das Ausbrechen der herrschenden Krankheit, die uns auch die Franzosen gebracht haben, und die die Gottesäcker überall gefüllt hat. Alle Drei im Hause, der Vater, die Mutter und der Sohn, wurden davon ergriffen. Da lag denn die ganze Last des Geschäftes, der Haushaltung und der

Pflege allein auf Martin und einer alten Magd. Da hat sich der Junge ritterlich gewehrt und durchgearbeitet in dieser schlimmen Zeit. Aber es ging denn doch auch über Riesenkräfte, was ihm oblag. Als die Hausgenossen genesen waren, wollte er fort, — und eher durfte er ja doch nicht d'ran denken; aber da traten auch bei ihm Spuren ein, daß er dieselbe Krankheit bekommen würde. — Um jeden Preis wollte er jetzt heim; allein sie hingen sich schwebend an ihn und ließen ihn nicht weg, und es war ein Glück; denn noch in derselben Nacht brach die Krankheit bei ihm aus. Solche junge, kräftige Naturen hat sie von jeher absonderlich gerüttelt und geschüttelt. So auch ihn. Doch hat seine kräftige Natur mit Gottes Hülfe gesiegt, er ist auf der Besserung und — wird bald kommen."

Alle hatten den Athem angehalten. Aus Claire's schönen Augen perlten, unbewacht, die hellen Thränen. Der Müller sah's und Alle sahen's, aber Niemand schien es zu bemerken.

„Ach, Gott sei gelobt!" rief der alte Fehringer aus. „Ist's aber auch gewiß, daß er bald kommt?" fragte er.

„Bald," sagte der Schiffer, „recht bald, — vielleicht heute noch!"

Da eilte Claire hinaus; aber kaum war sie draußen, als sie einen hellen Freudenschrei ausstieß.

Martin war genesen, und der Schiffer wollte ihn gerne heimbegleiten, um selbst nach den Vielgeprüften zu sehen. Sie waren miteinander bis in's Dorf gegangen, wo Martin auf des Wirthes Anrathen so lange verweilte, bis Werthheimer die Genesenden in der Mühle so weit würde vorbereitet haben, daß die unverhoffte Freude und Ueberraschung kein Unheil anrichten könne.

Endlich hielt er's nicht mehr aus. Er trat eben in die Thür, als Claire aus der Stube trat.

Ihn sehen und einen Freudenschrei ausstoßen, war Eins. Auf den Schrei hin stürzten Alle heraus und da sahen sie Claire an Martins Brust liegen, umschlungen von seinen Armen.

„Kommt herein," sagte der Müller, und zog sie in die Stube. „Wir haben ihn gesehen, das sei uns genug, um Gott zu danken. Laßt die Zwei der Freude des Wiedersehens sich hingeben ohne Zeugen!"

Frau Dollart war am Meisten erstaunt. So weit hatte sie das Verhältniß der jungen Leute nicht gekannt. Der Müller merkte das.

„Mutter Dollart," sagte er, „Martin ist mein alleiniger Erbe. Die Mühle ist sein und die Wiesen und das Feldgut soweit Euer Auge aus diesen Fenstern reicht. Schulden sind keine d'rauf; wohl aber bleibt ihm noch ein schönes Vermögen außerdem. Ich glaube nicht, daß Ihr Euch zu bedenken nöthig habet."

„Ach," sagte Frau Dollart, „mir ist's schon lange recht, denn ich weiß schon lange d'rum: nur das wußte ich nicht, daß sie so einig wären; aber was wird mein Mann sagen?" —

„Nun, ich denke, der wird kein Unmensch sein," erwiederte der Müller. „In Eurem vielgepriesenen Frankreich werden Grafen und Herren wohl ihres Gleichen freien. — Glaubt mir, mein Martin dürfte nur die Hand ausrecken, und an jedem Finger hätte er ein reiches Mädchen, das, ihn zum Mann zu kriegen, sich glücklich priese!"

Die Frau Dollart merkte, daß sie in ein Wespennest gestochen hatte, denn der Müller war roth angelaufen.

„Ach," sagte sie, „so hab' ich's nicht gemeint; vielmehr wollt' ich ja nur sagen, daß mein Mann doch auch sein Vaterwort dazu zu geben habe."

„Die machen aber auch mordlange!" rief der Werthheimer, der dem sich stark zuspitzenden Gespräche gerne die Spitze abbrechen wollte, und riß die Thür auf.

„Martin," rief er hinaus, „soviel Zeit hab' ich zu meiner ganzen Freierei nicht nöthig gehabt, und Meine hatte ich und hab' ich noch lieb!"

Das wirkte.

Im Zimmer lachten sie und die erröthende Claire flog, wie ein Vogel, die Treppe in's obere Stockwerk hinauf, während Martin nun in die Stube trat und aus dem Arme des Vaters in den des Pathen fiel, und dann kam die Lenebas, die lachte und weinte zugleich vor Lust und Herrlichkeit. Auch Frau Dollart begrüßte ihn warm und herzlich.

Da gab's denn nun ein Fragen und Erzählen ohne Ende. Am angenehmsten war der Müller überrascht, als er hörte, daß Martin in einer Mühle gearbeitet hatte. Werthheimer durfte das nicht sagen, weil Martin es ihm ausdrücklich verboten hatte. Er gedachte seinen Pathen zu überraschen, wenn er als ein gewiegter, tüchtiger Mühlknappe sich ihm darstellen könnte. Der Müller lächelte selig, als er das gestand.

„Siehst Du," sagte er, „so geht's mit allen Betrügereien. Sie kommen alle an den Tag." Dabei faßte er ihn um den Hals und küßte ihn. Lenebas winkte der Frau Dollart.

„Kommet," sagte sie, „wir wollen in die Küche gehen, sonst möchte es leicht sein, daß die liebe Claire uns hungrig läßt oder die Suppe so versalzt, daß wir sie nicht essen können."

„Da thut Ihr wohl," versetzte der Schiffer. „Ich weiß, wie's in solchen Verhältnissen geht; denn mein eigenes Mädel hat mir's so gemacht, wenn ihr Bräutigam da war."

Der Müller war in der Freude seines Herzens gar nicht mehr seines vorhinigen Aergers eingedenk; denn als jetzt die Frauen hinausgegangen waren, erzählte er mit dem unverkennbaren Ausdrucke von herzlicher Liebe, Dankbarkeit und Bewunderung, wie Claire an ihm, an seinem Schwäher Fehringer und an der Base gehandelt, welche Opfer sie gebracht, und wie milde und unverdrossen sie gewesen; schilderte den Kampf mit den Kosacken und die Probe ihres Muthes und ihrer Besonnenheit, und aus jedem Worte sprach sein Herz. In Alles stimmte Martins Vater ein

und des Jünglings Herz pochte inniger, stärker, stolzer im Bewußtsein, daß dieses herrliche Mädchen ihn liebe, ihm mit unerschütterlicher Treue angehöre.

11.

Die Tage, welche nun kamen, waren Tage des Glückes für die Liebenden, Tage eines seligen Zusammenlebens für Alle. Trübend war nur der Gedanke, daß Dollart nicht geschrieben, daß die Seinen ohne alle Nachricht von ihm waren.

Als indessen Paris eingenommen und Napoleon vom Throne gestiegen war, da wuchsen die Flügel der Hoffnung wieder, und nicht umsonst.

Es war in einer stockfinstern Nacht am Ende des März 1814, als ein Mann mit rüstigem Schritte vom Eingange des Dorfes her dem Hause zuschritt, wo Dollart's gewohnt.

Die Frühlingsarbeiten hatten begonnen, und die ermüdeten Bauern lagen im ersten, tiefen Schlafe, denn es war eben Mitternacht vorüber. Der Wanderer hatte den Wächter Zwölf blasen hören, als er noch drüben am Walde war. Jetzt fand er nicht einmal mehr den Wächter auf der Straße; denn dieser war auch, um auszuschlafen, in sein Stübchen und Bett geschlüpft.

Der Wanderer blieb endlich an Dollart's ehemaliger Wohnung stehen und schaute hinauf zu den Fenstern. Alles war dunkel und still. Er trat zur Thür und pochte; aber Niemand hörte es.

„Sie liegen und schlafen im Frieden," sagte er zu sich. „Wozu ihren süßen Schlaf stören? Ich will in's Wirthshaus gehen."

Er ging wieder zurück und klopfte Kamper'n heraus.

Dieser rieb sich die Augen, als er die Thüre geöffnet, und erkannte erst bei genauerem Betrachten seinen Gast.

„Ach, Monsieur Dollart!" sagte er; „willkommen! Ihr waret lange verschollen! Jetzt seid Ihr mir willkommener, als wenn Ihr

ein halbes Jahr früher so an meine Thüre mitten in der Nacht gepocht hättet! Denkt Euch nur, damals hatte ich oft für viel' Tausende englischer Waaren in meinem Hause und führte die Schmugglerbande an."

„Jetzt habt Ihr gut reden," sagte ärgerlich Dollart. „Doch lasset mich in Ruhe, und gebet mir noch etwas Kaltes zu essen und ein Glas Wein. Ich bin müde und hungrig, wollte auch die Meinigen droben nicht wecken." Unter diesen Worten waren sie in die Stube getreten.

„Droben?" wiederholte hier Kamper. „Da hättet Ihr lange klopfen können!"

„Was?" rief Dollart erschreckend. „Wohnen sie nicht da? Wo dann?"

„Das ist eine lange Geschichte," sagte Kamper, „ich will's Euch erzählen, während Ihr esset und trinket. Gesund sind sie, das will ich Euch zum Troste vorab sagen!"

Mit den Worten ging er hinaus und kehrte bald mit Speise und Trank wieder.

Nun erzählte er ihm denn Alles, wie es ihm getreulich Fehringer berichtet, von der Vereinigung desselben mit seinem Schwager bis zu der Kosackengeschichte.

Mehrmals standen helle Thränen der Freude in des Mannes Auge, besonders über des Müllers Menschenfreundlichkeit und seines Kindes Ruhm.

„Das hätt' ich dem Müller nicht zugetraut," sagte Dollart, „besonders seit er einmal auf mich hatte schießen wollen —"

„Und auf den bewußten „Schwarzen", wisset Ihr!" sagte lachend der Wirth.

Auch Dollart lachte jetzt.

„Nun, nun," sprach der Wirth, „der Müller ist eine grundehrliche Seele, dem der Martin über diesen Streich die Augen geöffnet hat. Er erkannte, daß der Adam Ries, der Spitzbube,

Schuld dran war; denn, wie er Euch belogen, so hetzte er den Müller gegen Euch auf, — und wisset Ihr warum?"

Dollart sah ihn fragend an.

„Nun, darum, weil er in Euer Kind verliebt war, und die schöne Claire ihm etwas pfiff, statt ihn lieb zu haben. Solche Mädels haben auch ihre Augen bei der Hand, wenn's herauszufinden gilt, Wer der Schönste im Dorf ist. Das hat Eure Claire auch bald gefunden, denn der Martin Fehringer gefiel ihr ungemein wohl, und die Zwei waren lange schon einig, ehe der Spitzbube bei Euch um die Claire anklopfte und Ihr ihm den Laufpaß gabt." —

Dollart wollte drein reden.

„Mit Gunst," sagte der Wirth, „spart Eure Worte noch ein Bißchen! Nun wußte der Neidhammel, daß der Martin den Müller erbt, und das ist ein Brocken, wie kein zweiter auf zwanzig Stunden Weges, — und daß der Müller ein Erzfranzosenfeind war, da dachte er: Wart', Martinchen, dir will ich einen Riegel vorschieben. Euch hetzte er an den Müller, und dadurch den Müller an Euch, und durch die Mittheilung, daß Martin und Claire sich lieb hätten und nicht mehr von einander ließen, wollt' er den Martin um die Erbschaft und um die Claire bringen. Merkt Ihr's? — Nun war der Müller aus Haß gegen Fehringer vierzehn Jahre nicht im Dorfe. Martin aber rührte ihm das Gewissen, als er Euch und Eure Claire damals vom sichern Tode durch die Schmuggler gerettet, und Ihr ihn aus Dankbarkeit außer Landes triebet. War auch kein fein Stücklein von Euch, Herr Dollart, das wird Euch Euer Gewissen sagen! Nun, nun, es ist nichts so schlimm, es ist für etwas gut. Dadurch, daß der Martin flüchtig wurde, um nicht seinen Vater und uns Alle angeben zu müssen, — kam er von dem Soldatendienste frei; dadurch wurde seinem Vater Haus und Hof versteigert; dadurch versöhnte sich der Müller mit ihm; dadurch lernte dieser Euer Kind kennen und rettete es vor vielem

Ungemach, indem er es und Eure Frau in die Mühle nahm und — ohne Hauszins und Kostgeld bis heute hielt wie seine Kinder. Seht Ihr, wie da Eins an dem Andern hängt, wie der liebe Gott das Alles wunderbarlich geordnet und gefügt hat, und — und — wie Ihr Vieles gut zu machen habt bei dem Martin und dem Müller."

Dollart schwieg. Sein Kopf war auf die Brust gesunken.

„Ihr kommt gerade zur rechten Zeit," fuhr der geschwätzige Wirth fort, „um die Hochzeit, welche bloß auf Euch wartet, herbeizuführen!" —

„Welche Hochzeit?" fragte Dollart.

„Ei, stellt Euch doch nicht, als wäret Ihr schief gewickelt!" rief der Wirth; „die Eurer Claire und Martins. Ihr werdet doch — nehmt mir's nicht übel — kein Esel sein und Nein sagen wollen, wo Alle, selbst Eure Frau, Ja gesagt? Wollt Ihr Euer Kind elend machen? Und ich dächte, eine gut gebackene Müllersfrau, die sich in's Fenster legen und ihr Gut von vierzig Morgen Wiesen, Ackerland und Schlagwald überblicken kann, wär' doch auch ein ander Wort, als eine französische Douanenfrau? Ohnehin werden die Grafen und Herren nicht zu Euch kommen! — Wär' ich an Eurer Stelle, ich ließe den Hundedienst Dienst sein. Ihr seid auch schon ein alter Knasterbart und werdet's alle Tage mehr. Da schmeckt das Schmugglerfangen nicht mehr, besonders Nachts in Regen und Wind, Schnee und Kälte. Kennt' ich so ein fein Handwerk, wie das Damastweben ist, von der Art ohnehin Keiner auf dem ganzen Hunsrück und am Rhein ist, so wüßt' ich schon, was ich thäte!" —

„Was denn?" fragte Dollart düster.

„Nun, ich legte Claire's Hand in Martins Hand und segnete sie, stellte in der Mühle meinen Webstuhl auf und lebte in Frieden bei meinen Kindern und Verwandten, so lange Gott wollte! Nun

aber geht schlafen! Ich bin müde, und Ihr habt genug gehört, um darüber nachzudenken!"

Der Wirth stand auf und Dollart auch. Er ging still in die Stube, wo er schlafen sollte, aber er schlief nicht. Was ihm in seiner derben Weise der Wirth gesagt, das ging ihm im Kopfe herum. Er legte sich Alles zurecht, aber allmälig wurden bunte Bilder daraus und der Schlaf der Ermündung kam eben doch.

Spät erwachte er.

Als er herunter kam, blickte ihm Kamper in die Augen. Er sah heiter und fröhlich drein.

„Ueberlegt?" fragte der Wirth.

„Ja!" erwiederte Dollart.

„Nun, wie lautet's?" fragte Kamper neugierig.

„Wartet's ab!" trumpfte lachend Dollart, zahlte seine Zeche und ging die wohlbekannte Schlucht hinab der Mühle zu.

Als er sich im Schutze der Erlen und Weiden, die den Mühlenteich bekränzten und begrenzten, näherte, vernahm er Claire's helle, reine Glockenstimme, die ein Lied sang. Nicht lange, so begann eine sonore Männerstimme Claire zu begleiten. Das klang herrlich in die frische Morgenluft hinein. Als sie das Lied geendet hatten, sagte sie: „Martin, Du könntest Dir einen Orgelkasten kaufen und dazu singen."

„Wenn Du die erste Stimme singst und mit mir ziehst!" erwiederte er.

„Da müßt' ich thöricht sein," lachte sie. „Mir gefällt's hier gar zu wohl, und ich möchte hier in der Mühle all' mein Lebtag bleiben!"

„Ich auch," sagte Martin, „und zwar ich der Müller und Du die schöne Müllerin!"

„Warum nicht gar!" lachte das Mädchen.

Dollart trat in diesem Augenblicke hervor. Das Herz pochte in der Brust, als wollt's heraus.

„Du hast Recht, Claire," sagte er laut, „denn dazu müßte doch auch Dein Vater Ja sagen!"

Da fuhr Claire herum und mit dem Worte: „Mein Vater!" flog sie ihm entgegen. Droben aber am Fenster drehte Einer den glühenden Kopf erschrocken herum, — und das war Martin.

Den Ausruf Claire's hatte aber die Mutter gehört.

Sie eilte herbei und fiel in des Gatten Arme.

Das ganze Haus wurde lebendig.

Der Müller trat in die Thür und rief freundlich: „Claire, willst Du Deinen Vater denn da im Hofe beherbergen?"

Da schob Dollart sanft Frau und Kind zurück und eilte auf den Müller zu, dessen Hand er innig drückte.

„Habt tausend, tausend Dank, braver Mann, für das, was Ihr an meiner Frau und an meinem Kinde thatet!"

Der Müller lächelte, aber man sah es ihm an, daß ihm etwas das Herz bewegte, und mit fast wankender Stimme sagte er: „Seid stille, seid stille! Wenn's da an's Rechnen käme, so stünd's schlimm um mich; denn da würde Euer herziges Kind da mir zu rechnen aufgeben! — Kommt herein und seid willkommen!"

Sie traten herein und der alte Fehringer und die gute Lenebas begrüßten ihn.

„Aber wo ist denn der Martin?" fragte der Müller. Claire erröthete, denn der Müller richtete geradezu die Frage an sie.

Dollart hatte das bemerkt und lächelte.

„Droben!" sagte Claire. „Soll ich ihn rufen?"

„Freilich!" sagte der Müller, und bald hörte man draußen die helle Stimme, die: „Martin, komm' schnell!" rief.

Endlich kam er denn auch; aber er war sehr verlegen, obgleich ihn Dollart herzlich bewillkommte.

„Wißt Ihr auch, was diese Zwei wollen?" fragte darauf lachend Dollart, der sich an Weib und Kind nicht satt sehen konnte.

„Was denn?" fragte der Müller.

„Der Martin will eine Orgel kaufen, und dann wollen sie orgeln und singen geh'n."

Alles lachte. Der Müller aber sagte: „Hab's wohl gehört; aber die Claire mag nicht. Sie will lieber hier Müllerin werden, wenn der Martin Müller wird."

Claire barg ihr Gesicht in der Schürze und Martin wußte nicht, wohin er blicken sollte.

„Nun hab' ich dafür gesorgt, daß der Martin hier Müller wird, das heißt, ich hab' einen Act gemacht, wodurch ich ihm die Mühle und Alles, was ich habe, vermache, und mir nur meinen Aufenthalt vorbehalten habe."

„Nun wär's Eure Sache, Meister Dollart, Claire zur Müllerin zu machen!"

„Das wird mir schon leichter, als Euch," sprach Dollart, stand auf und legte Claire's Hand in die Martins, und Alle segneten sie.

Nach drei Wochen war die Hochzeit des glücklichsten Paares, auf der Kamper auch war und meinte, bei ihm könnten sie sich bedanken, denn er habe das Eisen geschmiedet. Das gestand Dollart lachend zu.

Auf der Hochzeit mußte Dollart erzählen, wie es ihm gegangen und was er auf der eiligen Flucht zur alten, französischen Grenze erduldet. Es war Viel und Schweres. Fast die ganze Zeit lag er im Lazarethe zu Straßburg, von wo er, sobald er genesen, hierher gewandert war. „Aber," sprach er, „wen meint Ihr wohl, den ich in diesem Lazarethe fand?" Alle sahen ihn gespannt an.

„Den Adam Ries," sagte Dollart. „Er war sehr krank, und alle seine schlechten Streiche bekannte und bereuete er, ehe er — starb."

„Gott sei seiner Seele gnädig!" sagten, wie mit Einem Munde, Martin und Claire.

„Und seinem Vater ist's auch gut, daß er nicht wiederkam," sagte Kamper, „denn er hatte und hätte ferner schlecht an ihm gehandelt. Seit seine Tochter und ihr braver Mann ihn pflegen, ist der alte Mann angegangen wie ein Licht, dem man neues Oel aufgießt. Er kann jetzt wieder ausgehen, hat gute Tage und Tage des Friedens, die er bei dem bösen Buben nie würde gehabt haben. — Apropos, Dollart!" rief er dann, als wolle er den ernsten Ton, den diese Nachricht hervorgerufen, verscheuchen; „Ihr habt meinen ersten Rath prächtig befolgt, wie steht's um den zweiten, um den nämlich, daß Ihr Euren Webstuhl aufstellet und hier bleibet?"

„Ich hab' mir das Plätzchen dazu schon ausgesucht," sagte Dollart, „und da Ihr ein so guter Rathgeber seid, muß ich nur, aus Dankbarkeit dafür, auch den zweiten annehmen und befolgen!"

Und er befolgte ihn, und im Wiederscheine des Glückes Martins und Claire's lebten die fünf alten Leute friedlich und glücklich in der Mühle, bis spät der Engel seine Fackel senkte.

Das Bacharacher Meßschiff von Anno 1720.

Eine Geschichte.

1.

Die Zeit, wo ein ehrlicher, schlichter Bürgersmann seine freien Stunden, sei's am Feierabend nach treuer Tagesarbeit, oder sei's am Sonntagnachmittage, dazu verwendet, die in seiner Vaterstadt sich ereignenden Begebenheiten in seiner schlichten, naiven Auffassung niederzuschreiben, ist schon lange zu Grabe gegangen, und der Verlust ist groß! — Ich sage Das mit innigem Bedauern, denn vor mir liegt eine solche Chronik aus einem alten Städtlein am Rhein, dessen „gute Zeit" längst vorüber ist, und das aus ihr nur noch ausgebrannte Thürme ohne Dachwerk, verwitterte Mauern und dunkle Erinnerungen gerettet hat, und deren wenige. Zum Glück hatte es einen Chronikenschreiber in seinem ehrlichen, treuen Sebastian Fabian. Es ist Bacharach am Rhein, welches ich meine. Wer kennt es nicht, das altergraue, stille Städtlein am schönen Ufer des vaterländischen Stromes, das mit seinen Ruinen kaum noch etwas mehr ist, als selbst eine Ruine aus einer glorreichen Zeit? Ich habe aus der an Sondergeschichten so reichen Chronik Sebastian Fabian's zwei Geschichten in den gesammelten Erzählungen mitgetheilt: „Das Gotteshäuschen" und „der Apostelhof," und kann mich nicht enthalten, hier eine dritte mitzutheilen, die es zugleich wieder zeigt, wie fein Fabian beobachtete und wie er die Menschen, die Verhältnisse kannte, die er schilderte. Freilich schrieb er seine Chronik gewiß nicht dazu, daß sie der Welt vorgelegt werde; aber was könnte mich abhalten, Einzelnes mitzutheilen?

Die Menschen sind längst gemodert, von denen die Rede ist, und kaum klingt noch ihr Name nach in der Erinnerung. Es wird kein Lebender dadurch verletzt und — wir blicken in das innere Leben und Spießbürgerthum einer kleinen Stadt vor mehr denn hundert Jahren — und — sagen vielleicht betroffen: Ist's denn nicht mutatis mutandis noch eben so? Nun, die Röcke haben einen andern Schnitt, die aber d'rinnen stecken — bleiben die Alten mehr oder weniger! Nach dieser kurzen Einleitung, welche mir meine freundlichen Leser wohl vergeben werden, komme ich zur Geschichte selbst, die den Titel derselben, wie er da vornen zu lesen steht, rechtfertigen wird.

Wenn man aus dem Städtlein Bacharach am Rhein südwärts hinausschreitet und der Landstraße folgt, so findet man heutzutage etwa ein paar tausend Schritte auf der Straße, gegen Rheindiebach zu, eine lange, hohe Mauer, und zwar rechts von der Landstraße, die einen einfachen Pflanzgarten trägt. In der Mitte der Mauer führt eine Thüre aufwärts, und über der Thüre steht ein einfaches, viereckiges Sommerhäuschen, das nur benutzt wird, um das Gartengeräthe darinnen aufzuheben. So breit die Mauer ist, zieht sich das Grundstück am Berge hinauf bis dahin, wo die Felsen aufstarren, welche Moose, Engelsüß, Epheu, rankende Linaria und kurze, niedere Gesträuche bedecken. Das Bergland ist mit Wallnuß- und anderen Obstbäumen bepflanzt, und trägt nichts weniger als den Charakter einer Anlage. Alles ist im Naturzustand und zeigt, wie wenig Sinn man für Schönheit hatte, denn zu einer schönen Anlage eignete sich das Plätzlein trefflich.

Das Alles wäre nicht der Beachtung werth, wenn nicht oben in den Felsen ein Plätzchen wäre, wie kaum schöner eines zu finden ist, und der — Name? Bleibe ich zunächst bei diesem, so trägt das Grundstück den absonderlichen Namen: der Berlefick. Woher

das kommt, muß ich zuerst erörtern. Um das Jahr 1710 lebte in der guten Stadt Bacharach, welche damals noch ein churpfälzischer Oberamtssitz war mit einem Knäuel hochfahrender, feinschmeckender Beamten, die um ein leckeres Mittagsmahl die halbe Pfalz d'ran gegeben hätten, ein alter Junggeselle von circa fünfundfünfzig Jahren. Er war steinreich und hatte einen sieben Ellen langen Junggesellenzopf, womit ich, ohne Zorn und Absicht, auf die abnormen Neigungen und Meinungen dieser Menschensorte hindeuten will, sammt ihren schroffen Ecken und Kanten. Er hieß eben Herr Berlefick und ihm gehörte das besagte Grundstück, welches damals aber weder einen Garten, noch eine Mauer, noch ein Sommerhäuschen hatte, sondern am Weg einen einfachen Zaun von Weißdorn und eine Lattenthüre ohne Schloß. Auch wuchsen keine Bäume da, vielmehr hatte die Natur freien Spielraum, ihre Haselnuß-, Ahorn- und wilden Rosenstauden aufschießen zu lassen, mit diversen Brombeerranken, und Niemanden fiel es ein, ihr hindernd in den Weg zu treten. Weil aber das Bergstück das Lieblingsplätzchen des alten Herrn enthielt, und er da in der guten Jahreszeit von ein Uhr bis sieben Uhr Abends ausschließlich sich aufhielt, so empfing es seinen Namen und bewahrte sein Andenken wenigstens in dieser harmlosen Weise, während es sonst von der Erde verschwunden wäre, wenn nicht — Sebastian Fabian, der getreue Chronist, seiner Vaterstadt eine Episode aus seinem Leben, und ohne Zweifel die interessanteste, aufbewahrt hätte in einem eigenen (dem 63.) Kapitel seiner „Chronika der alten, berühmten Stadt Bacharach."

Dieses Plätzchen hat in seiner eigenthümlichen Schönheit seinen alten, treuen Freund überdauert, und ich bin als frischer, fröhlicher Knabe gar oft halbe Tage lang dort gewesen und habe meinen Träumen nachgehängt, ohne daß ich von Berlefick mehr wußte, als den Namen, womit das Feldstück oder vielleicht nur jenes Plätzchen belegt wurde. Der Felsen tritt nämlich an einer hoch oben liegenden

Stelle etwas vor und bildet eine Art natürlicher Grotte, die jedoch oben offen ist und nach dem Rheinthale zu sich ausweitet. Schlingpflanzen, besonders Epheu, hingen damals über jenen Felsen herab und schmückten die lange Grotte gar lieblich. Wilde Rosen hingen ihre mit weißen Blüthen und Knospen bedeckten Zweige lang herunter. Zur Seite stand dichtverwachsenes Gebüsch und schloß es ab. Rings herum hatte eine sinnige Menschenhand, oder besser die Hand eines sinnigen Menschen, Sitzbänke aufgemauert, die trocken und bequem waren, und eine bedeutende, viereckige Schieferplatte, die auf einem Pfeiler ruhte und in der Mitte stand, bildete einen Tisch, der oben flach war und den man nicht leicht umwerfen konnte. Rechts, gegen die Stadt hin, war das Plätzlein offen. Ein prächtiger Nägelchenbaum stand da, und Jasmin und Rosen — und — in dem Felsen, der den Boden bildete, war hier eine viereckige Kufe ausgehauen, in welche ein Quell rieselte, der etwas höher aus dem Gestein quoll; klar, rein und köstlich war das Wasser. Der Ablauf des Quells rann den Berg hinab und diente, als vielleicht achtzig Jahre später der Garten angelegt wurde, dazu, diesem die nöthige Befeuchtung zu geben.

Es läßt sich kein lieblicher, anmuthiger Plätzlein denken, als das beschriebene. Was aber seinen Reiz um das Doppelte erhöhte, das war die Aussicht, welche man genoß. Der Felsboden war geebnet und senkte sich etwas abwärts. Das Gebüsch war niedrig gehalten, was diesen altanartigen Raum umwob, und so sah man vor sich den Rhein in seiner Breite, wie er an der Wirbellai sich durchdrängt und an den Felsen schäumt; sah links Bacharach mit seinen Thürmen, Kirchen und seinem weiten Hafen, welcher damals schiffreich war, weil ein Rheinzoll hier erhoben, der aber später nach Caub verlegt wurde; sah die schöne buschreiche Insel, mit dem Häuschen auf der Spitze, wo Gustav Adolf weilte, als 1632 sein Heer dort auf einer Schiffbrücke den Rhein überschritt.

Blickte man rechts hinauf, so lag Lorchhausen, das langgestreckte

Lorch, Rheindiebach mit seiner stattlichen Burg Fürstenberg vor dem Auge, und hoch oben blickte das Schlößchen auf dem Niederwald, das damals eben erst erbaut worden war, weiß aus dem dunkeln Rahmen des Waldes. Der Rhein aber bildete scheinbar einen See, weil oben und unten die Windungen des stolzen Stroms ihm dies Ansehen gaben.

Hier brachte Herr Berlefick die Nachmittage zu, sobald die Witterung es gestattete. Sein Haus in der Stadt befand sich, wenn man zum Krahnenthor hinein ging, rechts, das zweite, und war, wenn auch stattlich, doch alt und spitzgiebelig, wie er es von seinem Herrn Oehm ererbt, an welcher Stelle später das Gasthaus zum weißen Roß aufgeführt wurde, ohne daß es als Gasthof irgendje gedient.

Er war von mittlerer Größe, der Herr Berlefick, neigte zu einer anständigen Wohlbeleibtheit, wenigstens hatte sein Bäuchlein eine sehr starke Wölbung nach Außen, die den Schneidermeister Prassel, der ihm arbeitete, zwang, der langen, bis auf die Schenkel reichenden Weste einen absonderlichen Bogenschnitt zu appliciren. Wenn er so dahinschritt, das eben sich stark mit Weiß mischende Haar hinten in einen Büschel feiner Zöpflein gebunden, die jeden Morgen der Perückenmacher Stübing ordnete und flocht, mit dem feinen Dreimaster bedeckt, mit den kurzen Kniehosen und Kniesschnallen, den schwarzwollenen (Sonntags waren es seidene) Strümpfen und Schuhen mit mächtigen silbernen Schnallen, dem leberbraunen, breitschößigen Rocke mit kurzem Krägelein und gewaltigen Aufschlägen an der Hand, und tellergroßen blanken Knöpfen, in der einen Hand das ächte Meerrohr mit dem Elfenbeinknopfe, in der andern die feine holländische Thonpfeife, die er absonderlich zu schonen wußte, — so war er ohne Zweifel eine stattliche Erscheinung. Er war auch ein recht hübscher Mann, aber der Fehler, daß er nie Wasser trank und einen entschiedenen Abscheu vor dieser, die Augen so klar erhaltenden Gottesgabe

hatte, und, da er doch eine hitzige Leber hatte und viel, sehr viel Durst, den er dann mit dem köstlichen Weine Bacharachs, Morgens mit rothem, Mittags mit weißem, löschte, brachte es hervor, daß seine Gesichtsfarbe, besonders die der Wangen, sehr hochroth und die seiner Nase einen bläulichen Flimmer hatte, der fast dem Metallglanze nahe kam, und diese abnorme Färbung ließ ihn weniger schön erscheinen, woran allerdings seine Wasserscheu starken Antheil hatte. Wer sich indessen darüber hinaussetzen konnte, der fand ihn auch noch immer schön; doch war das nicht Jedermanns Sache. Gut war er von Herzen, denn er tödtete keine Fliege, die ihn stach, auch wenn sie sitzen blieb. Er konnte keinem Menschen ein Leid anthun und nicht leicht etwas abschlagen, worum man ihn bat; aber er hatte doch einen Hauptfehler, nämlich, er war von so auffahrender Hitzeblitzigkeit, daß er dem Pulver glich. Wenn solch ein geistiger Bremsenstich kam, hui! dann war's, als stünde das Männlein in Feuer und Flamme; dann kollerte er wie ein Welschhahn; dann wurde sein Kopf purpurroth, die Nase stahlblau, und hatte er Einen vor sich, so groß wie der Riese Goliath weiland, so fuhr er ihm an die Gurgel oder bläuete ihn ab mit seinem Meerrohr, daß es eine Art hatte. Mitunter mäßigte er sich auch, zumal früh am Tage, wo er noch nicht viel Bacharacher getrunken.

Hätte der Mann eine Frau gehabt und Arbeit, so ständige Arbeit, wie ein Beamteter oder dergleichen, er wäre eine Perle von einem Manne geworden, zumal wenn die Frau es verstanden hätte, das Pantoffelchen weich und zart zu führen und pfiffig, was sie freilich Alle sind, wie jeder Ehemann zu erzählen weiß. So aber trank er aus Langweile, wurde ärgerlich, reizbar und jähzornig aus Langweile und meinte, er habe allemal Recht, wurde hitzköpfig und hatte Niemand, der ihm gemüthlich nahe stand. Das ist in Summa der meisten Hagestolze Schicksal und das Ende vom Lied, das kein Duett ist. Solche Einspänner sind alle kuriose Heilige und werfen leicht um. Es sind nur halbe Menschen, wie Doctor

Martinus richtig bemerkt hat. Aber das bleibt fest, sie sind beim größten Reichthum arme Schelme, denen das Leben eine Wüste wird, weil die Liebe fehlt, deren Alter ein Jammer ist, weil der geheiligte Kreis der Familie mangelt, an deren Grabe der geheuchelte Schmerz Krokodilsthränen weint, weil innerlich das Herz über das schöne Erbe lacht.

Solche Gedanken waren in den letzten Jahren, seit in dem Hause gegenüber ein lieblich Kind zur reizenden Jungfrau erblüht war, auch durch Berlefick's Gehirn gegangen, und die Liebe zu dem engelschönen Mädchen hatte ein Stockwerk tiefer, nämlich im Herzen, sich in einem Grad eingenistet, der an eine Hochzeit allen Ernstes denken ließ. Die Sache rascher zum Ende zu führen, war ein Entschluß, der in den Sommertagen des Jahres 1720 rasch reifte, weil mancherlei Umstände zusammentrafen, von denen noch die Rede sein wird und muß, weil's eben in den Gang der Geschichte gehört.

So war er denn an einem gluthheißen Augusttage des genannten Jahres an sein Lieblingsplätzchen gegangen. Der Weg hinauf war jäh, und erst heute war ihm der Gedanke einer bequemen Serpentine gekommen, der ehestens sollte verwirklicht werden, denn wenn er auch zusammenhielt, geizig konnte man ihn nicht schelten. Lief ihm das Herz mit dem Kopfe fort, und das begegnete ihm wohl einmal, so gab er mit vollen Händen, und galt es die liebe, herrliche Bequemlichkeit, dann sparte er nicht, denn er liebte sie überaus.

„Das war ein schwer Stück Arbeit," sagte er, als er auf den Vorplatz der Grotte trat und sich die rinnende Stirne trocknete. „Jetzt darf ich mich auch nicht dahinein setzen, wo es so kühl ist! Wer — sich zu vermählen gedenkt, muß den Leichtsinn ablegen, mit dem die ledige Jugend solche der edlen Gesundheit nachtheilige Zustände mißachtet. Man betrachtet sich, als gehöre man sich schon nicht mehr allein an. Ja, heirathen will ich!" fuhr er im Selbst-

gespräche fort. „Man hat mir's oft gesagt, es wäre Zeit. Nun, Fünfundfünfzig ist die Blüthe des männlichen Alters, und der Stübing sagt alle Morgen, wenn er mich rasirt und frisirt: Conserviren sich wie Rieslingwein, der alle Tage besser wird. Meiner Sir, wie Rieslingwein! — Freilich, meine Haare werden melirt und stechen in's Hellaschgraue, das die Leute falsch Weiß nennen; aber sonst bin ich doch noch ein respektabler Mensch, auf Ehre!" — Dabei trat er fest auf den Felsenboden. — „Und," fuhr er fort, „ich kann Ansprüche machen, denn ich bin reich, wie Keiner in Bacharach. Hätt's übrigens doch früher bedenken sollen; aber da wählt man und bedenkt und düftelt sich's heraus und meint, es müßte ein purinziger Engel sein und tappt neben d'ran und kommt zu keinem Ziel. Ich Narr! Grade vor der Nase blüht die reizendste Rose, und ich warte bis heute? Eidam's Gustelchen ist ein Engel, dafern es einen auf Erden gibt! Zwanzig Jahre, rosig, blauäugig, blondhaarig, gewachsen wie eine Tanne, heiter wie der Himmel über mir, lustig — singt den ganzen Tag wie eine Lerche, flink wie eine Bachstelze, schelmisch wie ein ächtes Bacharacher Kind und rheinische Natur! Die seh' Einer alle Tage vor sich, wie er zum Fenster tritt, und werde nicht kapitalgeckig! Es muß fertig werden, und bald; der Strick, der Ferdinand, soll mir nicht mehr dazwischen kommen! Nun, der ist fort, und das war ein Meisterstück, wie ich kaum eins fertig gebracht habe. Aus den Augen, aus dem Sinn, heißt's bei den Mädchen, und komm' ich — nun, ich falle in's Gewicht! — Ferdinand ist blitzschnell vergessen!"

Berlefick trat, trotzdem, daß er noch glühte, in die kleine Grotte und setzte sich nieder, schob eine Schieferplatte von der hinteren, an die Felsenwand anlehnenden Bank zurück und nahm einen Weinkrug heraus. Es befand sich nämlich daselbst eine nur ihm allein bekannte, weil von ihm selbst mühsam ausgemauerte Vertiefung, in welcher eine Anzahl Krüge verborgen werden konnte. „Das

war auch ein Meisterstück," sagte er. „Ich könnte Maurermeister werden!"

„Eine Erquickung thut nach solcher Strapatze Noth!" sagte er zu sich, horchte aber in demselben Augenblick mit Anstrengung auf einen Ton, der an sein Ohr geschlagen. Es war ein trockenes, metallisch gellendes Husten, das allmälig näher kam.

„Ei, so wollt' ich, daß Du dürre Bohnenstange wär'st, wo der Pfeffer wächst!" zürnte Berlefick. „Muß mich der Schmarotzer denn bis in diesen stillen Winkel verfolgen, weil er Lust hat, seine durstige Kehle mit edlem Wolfshöhler oder Leimbacher zu netzen! Nein, mein lieber Rector, diesmal ist's Numero Null!"

Der Krug verschwand wieder an sein Plätzchen und Berlefick nahm eine Stellung ein, als sitze er in tiefen Gedanken.

Nach kurzer Zeit wurde zuerst ein dreieckiger Hut sichtbar, dann ein langes, bleiches, mit einer weißen, dickgepuderten Perücke umrahmtes Gesicht, darauf eine lange, spindeldürre Gestalt in einem schneeweißen, breitschößigen Tuchrocke mit großen, vergoldeten Tellerknöpfen, rother Atlasweste und schwarzen Kniehosen und weißen Strümpfen, Schnallenschuhen und einem ungemein langen Meerrohr mit silbernem Knopf. Es war der Rector der lateinischen Schule, Herr Strunk, ein Mann von Gelehrsamkeit, der aber gerne an fremden Tischen Gutes aß und trank, viel redete, sich in aller Leute Angelegenheiten gerne mischte als Rathgeber und Freund und unter dem Pantoffel seiner Frau stand. Kinder hatten sie nicht, waren von Seiten der Frau reich und kleideten sich nach der neuesten Mode; dabei war ihr Haus eine Klatschanstalt, die ihres Gleichen nicht hatte.

„Servus, Serviteur!" rief er hustend. „Serviteur, Herr Berlefick! Es ist aber wahrhaft strafbar, seine Freunde zu nöthigen, auf diesem heillosen Berge Besuche zu machen!" sagte er, sich die Perücke gemüthlich abnehmend, um den Schweiß zu trocknen. „Da wird mein Asthma doppelt quälend! Die Sophie hat's auch gesagt."

Berlefick brach, überwältigt von dem komischen Anblick des kahl geschorenen Hauptes, in ein unmäßiges Gelächter aus.

„Viel Ehre für mich, daß Ihr's doch thuet," sagte Berlefick lachend. „Es zeigt sich, daß mein Tusculum doch Reiz für Euch hat. So viel ich aber weiß, ist es das erste Mal, daß Ihr Eure Atzel hier herauf traget."

Ein stechender Blick des Rectors bewies, wie zornig er war. Er war heftig, aber die Gewöhnung, den Zorn seiner Herrscherin Sophie gegenüber zu unterdrücken, hatte ihm viel Macht über sich selbst gegeben, dennoch konnte er über eine dreifache Beleidigung nicht schweigen.

„Euer Lachen ist beleidigend, besonders da Ihr sonst ein so feiner, umgänglicher Mann seid," — hob der Rector mit verbissenem Grimm an.

„Nehmt's nicht kraus, Herr Rector! Es kann kein Mensch dem Lachreiz widerstehen, wenn Ihr so gemüthlich Eure Atzel abnehmt."

„Schon wieder Atzel!" rief der Rector, — „doch zuerst ein Anderes. Ich begreife nicht, wie ein Mann, der in literis bewandert und von gelehrter Bildung ist, einen feuchten Winkel, wie diesen, sein Tusculum nennen kann. Das ist doch eine Sünde gegen alle classische Bildung, und geht mir durch Mark und Gebein."

„Thut mir herzlich leid," sagte Berlefick lachend; „aber ich glaube, daß ich diese Bezeichnung rechtfertigen kann."

„Etwa, wie den gemeinen Volksausdruck Atzel für Perücke?" rief der Rector, dem die Geduld auszugehen drohte.

„Ganz gewiß!" rief Berlefick, und ließ seiner Laune den Ausbruch im allertollsten Gelächter.

Der Rector warf ihm einen Blick der Verachtung zu, der indessen gar nicht verfing.

„Begreift Ihr denn nicht," fuhr Berlefick endlich ruhiger fort, „daß das tertium comparationis so nahe liegt? Ich erkenne

einen guten Witz in dem Namen, den das Volk der unnatürlichen Kopfentstellung gibt. Die Atzel oder Elster ist bekanntlich schwarz und weiß und hat einen ungewöhnlich langen Schweif. Nun ist Eure Haarhaube auch schneeweiß von Puder und der gewaltige Schlupf hinten ist schwarz, wie denn auch der Schweif oder Zopf schwarz bewickelt ist, der Euch im Nacken hängt. Begreift Ihr's denn nicht, wie passend die Vergleichung ist? — Ueberdies ist es noch ein ehrlich deutscher Name!"

„Was deutsch?" donnerte der Rector; aber er besann sich, um doch nichts zu verderben. „Ihr seid und bleibt ein wunderlicher Heiliger, die Sophie hat's auch gesagt! Ihr wollet allerwegen Opposition machen gegen die Weltbeherrscherin, die Mode, und das stehet Euch übel zu Gesichte. Wie viel passender wäre es, wenn Ihr, statt Euer struppiges Haargewächs in natura zu tragen, wie es der Plebs thut, und das gar keine Farbe mehr hat, dieweil es halb weiß und halb schwarz ist, wie Kümmel und Salz auf den Fastenbretzeln, mit einer ehrwürdigen Perücke bedecktet! Und aus Gründen, Herr, die mich heute in Liebe zu Euch geführt und einen anständigeren Empfang und Behandlung verdienten. Die Sophie hat's auch gesagt."

Berlefick wurde ernst. „Laßt den Streitapfel," sagte er, „und entwickelt diese Gründe, wenn es Euch beliebt."

Der Rector war innerlich wüthend über den Böotier, wie er Berlefick im Stillen nannte. Er setzte mit vor Zorn zitternder Hand seine Perücke wieder auf, kam aber unglücklicher Weise nicht in's rechte Fahrwasser und setzte sie verkehrt, so daß der Zopf vorn hin kam.

Ehe er den Fehlgriff, der ihn doppelt erzürnte, gut machen konnte, brauste wieder Berlefick's Gelächter los.

„Lasset die Atzel so sitzen!" rief er aus und bog sich vor Lachen. „Sie kleidet Euch lieblich und Ihr erfindet eine neue Mode, was doch in Eueren Augen ein Verdienst ist."

Der Rector erbleichte vor Zorn über seine Dummheit und Berlefick's ärgerliche Rede und Lachen.

„Wie Ihr doch kindisch lachen könnet über einen Fehlgriff, zu dem mich Euer aufregendes Lachen brachte!" rief der Rector aus und schob die Perücke zurecht und drückte sie fest.

„Ich dachte mir," fiel Berlefick in die Rede, „wenn Eure Sophie Euch also gesehen, sie hätte Euch ihre Hand und ihr Herz nicht geschenkt, denn Euer Kahlkopf hat nichts Reizendes, Ihr könnt mir's glauben!"

„Das wäre meine Sorge gewesen!" rief der Rector. „Meine Frau hat Bildung genug, das Schickliche im Auge zu behalten, und würde sich nicht benommen haben, wie ein ungebildetes Bürgermädchen etwa, das unverdient und als Backfisch zu Ehren kommen soll."

Das war ein Stich für Berlefick, den dieser fühlte. Er erinnerte sich der Aeußerung des Rectors, daß es Gründe gäbe für ihn, eine Perücke zu tragen. Es ahnte ihm, daß zwischen dieser Bemerkung und dem Stiche, den ihm der Rector beigebracht, ein Zusammenhang sei, und er wurde plötzlich ernst.

„Lassen wir die Possen!" rief er aus. „Es will mir scheinen, daß Euer Besuch in meinem Bergplätzlein, das zu ersteigen Euch so große Molestе gemacht hat, eine gewichtige Ursache haben müsse. Ich wünschte, Ihr redetet von der Leber und Farbe!"

„Das ist doch ein vernünftig Wort," sprach der Rector, zog sein zierliches Taschentuch heraus, legte es auf die Steinbank und setzte sich darauf, während seine Augen den ganzen Raum durchforschten. Das Resultat dieses Blickes war kein erfreuliches, denn der Rector mochte auf ein feines Tröpflein gerechnet haben, konnte aber nichts entdecken, was darauf hätte schließen lassen, daß Berlefick hier seinen Nektar habe, wie man ihn sonst bei ihm fand.

Berlefick hatte mit Genugthuung diesen Blick beachtet.

„Es thut mir leid," sagte er, „daß ich Euch nichts vorzusetzen

habe, als etwa diesen reinen Quell, bei dessen Genusse man noch sich niederknien und schlürfen muß, wie wir es etwa als Knaben gethan haben."

„Leide nicht an Durst," warf der Rector hin; „aber Ihr müßt wohl viel leiden, da Ihr doch an Eure Wolfshöhler und Leimbacher gewohnt seid."

„Wenn ich hier bin, lebe ich als Einsiedler," sagte Berlefick.

„Und man sagt doch, daß das nicht auf die Dauer Eure Meinung sei, was auch nicht gut wäre, wie die Sophie auch sagt," bemerkte der Rector, froh, einen Anknüpfungspunkt gefunden zu haben. „Darum meine ich auch, Ihr solltet mehr der Mode huldigen, das gefällt den Weibsen."

„Meine Erwählte ist vernünftiger," sprach Berlefick.

„Erwählte?" rief der Rector. „Also wirklich schon gewählt? Ei! Ei! — Hm! Meinte dazu, Euch einen Beweis meiner Liebe mit gutem Rathe zu geben. Die Sophie hat's auch gesagt, man bedürfe dessen in solcher Lage."

„Danke!" war Berlefick's lakonische Antwort.

Der Rector sah verlegen zur Erde und wußte nicht, wie er die Kehr kriegen sollte.

„Ihr vergeßt Eure Gründe, Herr Rector," bemerkte lachend Berlefick.

„Nun, ich meinte, wer mit Heirathsgedanken umginge, müsse nach der Mode fragen, die doch in den Augen der Frauen eine Macht ist. Da wäre es Pflicht, eine Perücke zu tragen, die Sophie hat's auch gesagt. Es gibt nichts, was den Mann ehrwürdiger, anständiger, gehaltener erscheinen läßt, als die Perücke, die jeder gebildete Mann trägt. Da Ihr nun, wie ich nicht zweifle, den unsinnigen Gedanken aufgegeben, das junge Ding, die Tochter des Schiffers Peter Eidam zu ehelichen —"

Das war Berlefick zu viel. Sein Zorn blitzte auf mit rasender Macht.

„Schert Euch zum Henker!" schrie er. „Wer hat Euch berufen, mir vorzuschreiben, was ich thun soll? Ihr und Eure Stadtschelle, die Sophie, die Alles auch gesagt hat, sollt Euch um mich nicht bekümmern! Lehrt Eure Schüler, tratscht mit Eurer Frau über Andere, aber bleibt mir mit Rath vom Leibe!"

Der Rector stand erschrocken auf, nahm seinen Hut und machte sich davon; denn er wußte, jetzt war nichts mehr mit ihm zu machen, und ihm männlich Part zu halten, war seine Sache nicht. Aber den Berg hinunter brummte er zornig in den Bart, und verschwor sich ihm nie mehr über die Schwelle zu gehen.

Unten am Eingange zu Berlefick's Berg kam ihm der Cantor und Schulmeister Schmidt entgegen, ein alter Mann, sauber, aber bescheiden, fast dürftig gekleidet.

Dieser verbeugte sich, zur Seite tretend, und wünschte dem Herrn Rector einen guten Abend.

„Wohin will Er denn, werther Herr Cantor?" fragte, stehen bleibend, der Rector, der sich um alle Leute und alle Dinge zu schaffen machte.

„Dahin, woher Ihr kommt," sagte Schmidt, „zum Herrn Berlefick."

„Da kommt Er eben recht, daß sich Gott erbarme! Der ist in einer wahren Berserkerwuth, ein Krippenbisser, ein Massik, wie die Pferdejuden sagen (aber es ist Hebräisch), schlägt hinten und vornen aus und ist grob wie Bohnenstroh. Gehe Er nur hin, Er kriegt auch noch seinen Senf."

„Ei, ei!" sagte der Cantor. „Ein Massik? Und solche Wuth! Ich begreife nicht, wie ein so ruhiger Mann —"

„Ruhig?" rief der Rector aus, „dann bleibt auch das Pulver stockmäuschen stille, wenn Feuer d'ran kommt. Und was war's? Ich sag' Ihm, Herr Cantor, nichts war's, als daß ich ihm in freundschaftlicher Weise von einem dummen Streiche abrieth, den er zu machen im Begriffe stehen soll, nämlich des Schiffers

Eidam Tochter zu ehelichen, das junge Ding, eben erst flügge; achtzehn Jahre —"

„Und ein halbes," sagte der Cantor, „das weiß ich genau, denn ich bin ihr Pathe."

Der Rector stutzte. Da komm' ich schön an! dachte er. Ist denn Alles gegen mich verschworen?

Als er betroffen schwieg, sprach der Cantor: „Angenommen, Herr Rector, es wäre ein dummer Streich, was ich, meines Ortes, gar nicht gesagt haben will, da es an und für sich recht gut ist, wenn die Frau —"

„Gleichalterig mit dem Mann ist," fiel ihm dennoch der Rector, sich ermannend, in die Rede. „Eure Pathe ist ein lieblich und recht tugendsam Kind, das wohl einmal zu meiner Frau kommt, von der ein Mädchen etwas lernen kann, — aber der alte Berlefick könnte doch ihr Vater sein. — Und die will er, wie ich höre, nehmen."

„Es ist ein kitzlich Ding, wider den Wind zu segeln, wenn man nicht muß," sagte bescheiden der Cantor, „und Der es unberufen thut, kommt nicht selten in die Patsche; wir Gelehrten sollten das wissen! — Guter Rath ist wohlfeil und doch will ihn Niemand ungefordert."

Bei dem Worte: „Wir Gelehrten" zuckte der Rector, als hätte ihn eine Hornisse geangelt. Er sah den Cantor mit einem Blicke vernichtender Verachtung an, wollte ihm mit einer Imperatormiene den Text über solchen Schulmeisterdünkel lesen; aber zur rechten Zeit äußerte die gute Zucht seiner Sophie ihre Wirkung und feierte für heute den zweiten Triumph. Er brummte etwas in den Bart, wandte dem Schulmeister den Rücken und rannte wie ein Besessener fort, ohne ihm ein herkömmliches Adje zu sagen.

Der Cantor blieb stehen und sah dem Rector nach, schüttelte den Kopf und sagte zu sich: „Wenn's Dem in Capitolio nicht rappelt, so weiß ich nicht mehr, ob das Sprüchlein richtig ist: daß

man den Vogel an dem Gesang und an den Federn erkennen solle. — Weiß wohl, was seine Frau will! Wie oft hab' ich die Gustel schon vor dieser Kreuzspinne gewarnt, die das Mädel wie eine Fliege gefangen hat in ihrem Netz; es hilft aber Alles nichts. Jeden Abend hat es der Kuckuck bei der gelben Hexe. Die Frau Apotheker Raspel will sie ihm freien. Das ist so Eine von ihrer Sorte — Kaffeeschwester und Räsonnir-Raspel, wie sie in der Stadt heißt. Himmel und Erde, wie sollten die Zwei sich Berlefick's Reichthum zu Nutze machen! Nein, da gönn' ich's doch lieber dem Gustelchen! Freilich haben die jungen Dinger heutzutage immer die Liebe im Spiel. Das ist ein unbrauchbar Stück Möbel. Versorgung ist Numero Eins! Das ist die beste Lieb', die mit der Ehe kommt! Die hält aus, während der dumme Rausch vergeht. Ich, zum Beispiel, und meine Eva, wir kannten uns gar nicht vorher. Ich war fünfzehn Jahre älter als sie. Mein Collega Rumpel machte die Freierei. Es wurde richtig, und — unsere Ehe ist ein heiterer Maitag gewesen, trotz Noth und Sorgen, und Gott weiß es, wie inniglich lieb wir uns haben, und nichts mehr wünschen, als Gott möge uns an Einem Tage zu sich nehmen, daß nicht Eins das tiefe Weh des Scheidens fühlen und tragen müsse!"

Er sah wehmüthig hinab zum Rheinufer, wo seine Eva in dem kleinen Gärtlein handtirte, und in dem Blicke des braven Mannes lag die ganze Tiefe einer innigen Liebe. Eine Weile sah er dem theueren Weibe zu, dann wandte er sich um, den Berg zu ersteigen, — denn heute war der Verfalltag der Zinsen, die er Berlefick schuldete, und der alte Junggeselle hielt gar viel auf Ordnung, was der ehrliche Schmidt wußte. Er hatte das Geld mühsam zusammengespart, hatte sich's mit seiner lieben Eva am Mund abgebrochen und fühlte sich jetzt glücklich, daß er es bezahlen konnte, obwohl auch andere Lücken waren, dahin es gepaßt hätte.

2.

Berlefick's Hitzkopf hatte allerdings etwas mit dem Pulver gemein. Er blitzte plötzlich auf, aber wie mit dem Rauche die Wirkung des Pulvers weg ist, so war's mit seinem Zorn. Erst noch rannte er wie ein Besessener herum, dann aber, nachdem er sich mit einem Dutzend Kraftworten Luft gemacht, setzte er sich ruhig nieder, nahm seinen Krug und seinen Becher heraus und trank mit Behagen. Da hörte er nahe, leise Tritte und sah den Cantor vor sich. Bei seinem Anblicke schwanden die letzten Wolken, die seine Stirne noch belagert hielten. Er dachte nicht daran, seinen Krug zu verbergen, wie er es bei dem Rector gethan, sondern erwiederte den achtungsvollen Gruß des Cantors mit aufrichtigem Wohlwollen.

„Ich glaubte Euch, geehrter Herr, in großer Aufregung zu finden," — hob der Cantor an, der nicht wenig erstaunt war, statt einem Wetter mit Donner und Blitz die ruhigste Stimmung, die heiterste Stirne bei Berlefick zu finden.

„Fehlgeschossen, lieber Herr Schmidt! Ist vorüber; war nur ein Bißchen Gallenüberschuß über einen Narren! Der Rector hat mich geärgert."

„Kann mir's denken," war des Cantors zur weiteren Mittheilung anspornende Antwort. „Solche Anträge können Einen wohl ärgern."

„Wie? Was? Anträge?" rief Berlefick. „Wißt Ihr um die Geschichte?"

„Nicht mehr und nicht weniger, als was mir der eitle Mann selbst unten, wo er mir begegnete, mitgetheilt," sprach erschrocken über die Aufregung Berlefick's der Cantor. „Zürnet mir nur nicht und glaubet nicht, als theile ich seine Meinung!"

„Ei, so redet doch!" rief höchst ungeduldig Berlefick. „Was wollte er denn?"

„Nun," sagte der Cantor zögernd, „Euch eine gefaßte Neigung

— wenn ich so sagen darf — ausreden, und eine — Freierei machen."

„Der eine Freierei? Ei, so soll Dich ja!" — rief brausend vor Grimm Berlefick. „Aber wißt Ihr's denn?"

„Freilich weiß ich."

„Und Ihr laßt mich da zappeln, wie ein Fischlein an der Angel?"

„Geehrter Herr Berlefick," sagte der Cantor, „ich pflege mich in keinerlei fremde Affairen zu mengen, allerwenigst in die, so da Freiereien und Einschlägliches tendiren. Dannenhero möget Ihr mir es zu Gute halten, wenn ich hier rede, wo Ihr solches entschiedenst fordert. Er meinte, das schöne Schifferkind Euch aus dem Sinne zu prakticiren und dafür Euer Auge wohlgefällig auf die Frau Wittwe Raspel zu lenken, vornehmen Apothekers Raspel nachgelassene kinderlose Hausfrau."

„Die? — Die Raisonnir-Raspel, wie man sie hier bezeichnend nennt, die citrongelbe, alte Hexe, die den armen Raspel todt geärgert hat; die Hexe wollt' er mir freien? — Nun, dann mag er von Glück sagen, daß ihm die Raspel im Halse stecken blieb! Ich weiß nicht, was ich dem Atzelhelden gethan hätte, — aber ich fürchte, die Atzel hätte Flügel gekriegt! — Item — lieber Herr Cantor, setzet Euch und trinket einmal! Ich will nicht mehr an den albernen Narren denken."

Er reichte ihm ein volles Glas. Der Cantor trank mit aller der Formalität jener Zeit Berlefick's Gesundheit und setzte das kaum angenippte Glas wieder auf den Tisch.

„Mein' auch," sagte er dann, „das wär' die Rechte für Euch, wenn Ihr etwa den lobenswerthen Gedanken ausführen wolltet, Euch eine liebevolle Pflegerin zu suchen. Eine abscheuliche Zumuthung! Aber es ist eine Praktik der Sophie, die ist mit der Raspel Ein Herz und Eine Seele und die Zwei würden sich in Euerem Geld ein Bene zugelegt haben. Da wäre ich denn doch anderer Meinung."

„So?“ sagte Berlefick schmunzelnd. „Welcher denn, wenn ich's wissen darf?“

„Was man denkt, soll man auch sagen dürfen,“ bemerkte der Cantor, — „ich meine so Etwas in Euerer Nachbarschaft. — Da hat meine liebe Eva eine Pathe —“

„Ihr meint Eidam's Gustelchen?“ fiel ihm der ungeduldige Berlefick in die Rede.

„Gerade Die!“ sagte Schmidt. „Nichts für ungut, Herr Berlefick, aber das Mädel ist eine Perle.“

„Weiß schon, lieber Cantor,“ fuhr sehr freundlich Berlefick fort — „aber —“

„Aber? Sollte da ein Aber sein?“

„Nun, lieber Mann, man weiß nicht —“

„Was denn verehrter Herr? —“

„Ob so ein Mädchen unser Einen nimmt, lieber Freund.“

„Unser Einen? Mit wem stellt Ihr Euch denn gleich, verehrtester Herr Berlefick? Das liebe Kind wird die Ehre zu würdigen wissen, die ihm widerfährt, wenn es Euch ein Ernst wäre.“

„Freund!“ rief Berlefick, ganz elektrisirt, „es ist mein voller, ganzer, purer, gründlicher, ernstester Ernst! Ich wäre der glücklichste Mensch auf der Erde! Helfet mir wirken, und Ihr sollt Beweise meiner Dankbarkeit haben, die —“

„Bedarf dessen gar nicht,“ sagte der ehrliche Cantor. „Aus Hochachtung gegen Euch und Liebe zu dem guten Kinde soll's mir eine Hauptaufgabe sein!“

Berlefick schenkte wieder ein und schob dem Cantor das Glas zu.

„Haltet ein, geehrter Herr,“ rief dieser. „Mir kommt so ein Nektartröpflein selten zu; da könnte es leicht die Oberkammern illuminiren und meine alten Beine aus der Linea bringen, wie mich aus dem Renomme. Auch möchte ich primo loco die Angelegenheit absolviren, die mich hierhergeführt. Ich habe dem Herrn Stadtschreiber und Cassirer, der des Rechnens nicht recht Meister

ist, in meinen wenigen Freistunden seine Jahresrechnung gestellt, und mir etwas verdient, auch gespart, wo und wie es ging, daß ich's konnte zusammenbringen. Es wird Einem schwer bei sechzig Gulden Gehalt, summa summarum nach der Competenz."

Berlefick hatte, innerlich bewegt, den Worten des Sorgenvollen gelauscht. Sein gutes Herz machte alle seine Rechte geltend und sein Auge haftete, feucht werdend, auf dem sauer erworbenen Gelde, das er nun einstreichen und in den Geldsack zu seines Gleichen schieben sollte. Die Mißstände des Lebens fielen schwer auf seine Seele.

„Lieber Freund," hob er weich an, „habt Ihr denn auch den Apparat zur Quittung?"

„Ich war in Eurem Hause und die alte Rosina sagte, Ihr seiet hier. Da hab' ich Papier, Feder und ein transportables Tintenfäßlein zu mir gesteckt, um es Euch bequem zu machen."

„Stecket das Geld einmal wieder ein," sagte Berlefick.

Der Cantor sah ihn verwundert an.

Berlefick schrieb und reichte ihm das Papier. „Leset's," sagte er, „es wird so richtig sein!"

Dem Cantor entfiel das Papier vor Schrecken. „Was ist das?" fragte er erschrocken.

„Was ist's denn?" fragte Berlefick zurück. „Ihr habt die Zinsen für fünf Jahre vorausbezahlt. Damit ist's abgethan. Dies Geld stecket Ihr ein und thuet Euch und Eurer guten Eva irgend ein Beneficium dafür an."

Der Cantor glich einer Bildsäule. Allmälig wurde sein Auge thränentrübe.

„Gott vergelte es Euch, edler Herr," sagte er ergriffen. „Nun kann ich wenigstens das Nöthigste besorgen. Gott lohn's." Er drückte Berlefick's Hand innig, wischte sich die Augen und ging, weil ihm das Herz zu voll war.

Berlefick sah ihm bewegt nach. „Armer, alter Mann," sagte

er, „Eine Sorge hab' ich von Deinem Herzen genommen!" — Dann rieb er sich vergnügt die Hände und sagte: „Das hört Gustelchen brühwarm!" Er trat auf den Vorsprung des Felsens, um dem Glücklichen nachzusehen, der mit leichtem Herzen heimeilte. Jetzt erblickte er wieder Einen, der auf ihn lossteuerte. Diesmal überglänzte sein Antlitz eine neue Heiterkeit. Es war der Schiffer Eidam, Gustelchen's Vater, sein nächster Gegenüber-Nachbar.

Rasch eilte Berlefick zu seinem Weinversteck, nahm zwei volle Krüge heraus und erwartete dann den stämmigen Schiffer, der raschen Schrittes nahte.

„Grüß' Gott, Herr Nachbar," rief ihm der Schiffer entgegen. „Weiß schon, wo man Euch bei diesem herrlichen Wetter aufsuchen muß. Bin gestern Abend von Köln angekommen und hab' Euch da die ersten Häringe mitgebracht, und da ich wohl dachte, der Mensch lebe nicht, wie der Fisch, vom Wasser, so hab' ich gleich bei'm Greifenstein am Krahnenthor ein Weißbrödlein mitgebracht zum Vespern."

„Habet allezeit vortreffliche Einfälle, Herr Nachbar, und treffet den Nagel auf den Kopf. Seid willkommen, sammt Eurem Vesperbrode!"

„Mein Gustelchen hat sie gleich geputzt," fuhr Eidam fort, indem er Blätter von einem Haselstrauche pflückte und die Häringe d'rauf und sein Schiffmesser mit dem Burstiele dazu legte. Während dessen servirte Berlefick den Wein und heitern Humors begannen Beide unter lustigen Reden sich zu laben, nachdem Berlefick die Häringe, Eidam den Wein gebührend herausgestrichen. Das Glas feierte nicht, zumal die Häringe den Durst schärften, und bald zeigte sich an Beiden, daß der Wein wohl des Menschen Herz erfreut, die Zunge löst, aber auch die strenge Goldwaage der Convenienz und ihrer Förmlichkeiten zur Seite schiebt, um rascher zu dem Kerne der Dinge zu dringen.

„War die Reise glücklich? fragte Berlefick," als Eidam darauf Bezügliches gesagt.

„Könnt's nicht rühmen," sagte Eidam. „Denkt Euch nur, wo die Sieg in den Rhein mündet, hat sich eine Sandbank angelegt. Da fuhr meine schwer beladene „Stadt Bacharach" auf und bekam einen Bodenleck. Ich mußte von Bonn ein Lichterschiff holen und im Schlepptau die ledig gewordene mitführen, den Leck herstellen lassen und sie frisch kalfatern. Da ist mein ganzer Profit flöten gegangen. Verstanden, Herr Nachbar? Das ist das Unglück!"

„Thut mir herzlich leid," versetzte theilnehmend Berlefick.

„Nun thut sich mir eine Gelegenheit auf, wo ich den Schaden mit Ueberfluß ersetzen kann," fuhr Eidam fort; „Ihr wisset, Herr Nachbar, die Stadt Bacharach hat ein altes Recht, zu jeglicher Messe der freien Stadt Frankfurt am Main ein Schiff zu senden, und auf demselben Bacharacher Rothwein zu verzapfen. Dieses Jahr ist zur Herbstmesse die Reihe an mir. Da ich nun Pech hatte mit dem Leck, so muß ich daran denken, den Schaden zu repariren; aber dazu ist nachbarlicher Beistand nöthig."

„Soll geleistet werden, Herr Nachbar, mit Vergnügen. Was braucht Ihr denn?"

„Geld und Wein, Herr Nachbar. Ihr habt das Geld in der Kiste und den köstlichen Rothwein im Keller. Wolltet Ihr mir das Nöthige borgen bis nach dem Ablauf der Messe? Es kostet viel. Muß da ein Zelt aufschlagen, Gläser und Flaschen kaufen ꝛc."

„Thut nichts," sprach Berlefick. „Werde Euch nicht stecken lassen."

„Dacht' doch gleich," sagte Eidam, „Ihr würdet mich nicht ohne Hoffnungsfracht absegeln lassen, schiffisch zu reden."

„Legt Euch getrost vor Anker," versetzte Berlefick lächelnd in gleicher Redeweise.

„Meiner Seel'!" rief der Schiffer aus, „Ihr seid ein Mann, wie ein David, ob Ihr gleich keine Harfe spielt. Mein Gustelchen sagte, als ich ihr meine Noth klagte: Gehet nur zum Herrn

Nachbar, der ist ein seelenguter, liebreicher Mann, der läßt Euch nicht zwischen Thür' und Angel."

Berlefick beugte sich ordentlich vor, sah vergnügt in des Schiffers geröthetes, wetterhartes Antlitz und fragte mit dem Ausdrucke seliger Befriedigung: „Hat sie das gesagt, das liebe holdselige Mägdlein?"

„Meiner Seel'!" rief der Schiffer und schlug auf seine Brust, daß es nachhallte.

„O, wie hör' ich das so gerne," sagte mit schmelzendem Laute Berlefick. „Eure Tochter ist die Perle der Töchter unserer Stadt, ein Schatz, ein Reichthum. Ich kenne keine Jungfrau, der ich so gewogen wäre. Immer heiter; singt wie eine Lerche, vom Morgen bis Abend; nie müßig, immer im Walten, Sorgen, Arbeiten; im Hause wie geblasen. Man meint, man wäre in Holland! Sieht man so der Jungfrau Walten und Thun, so möchte man den Vater beneiden, der sie immer um sich hat, und — möchte sich an seine Stelle wünschen."

Der alte Schiffer, welcher in Folge der genossenen Häringe ordentlich getrunken hatte, war besonders animirt. Er hörte mit Entzücken des reichen Nachbars Rede, die darauf hinauszusteuern schien, wovon ihm der Vetter, der Cantor Schmidt, ein Wörtlein hatte fallen lassen, als er ihm begegnet war. Er überlegte, so gut er konnte, was hier das Gerathenste sein möchte, und es schien ihm, als thue er das Rechte, wenn er zu der begeisterten Lobrede beifällig nickte. Das that er denn auch und das war zugleich ein Sporn für Berlefick, in rascherem Schlage des Herzens sein Innerstes vor dem Auge des Schiffers darzulegen.

„Gewiß," fuhr er fort, „es ist das meines Herzens feste Gesinnung, und ich sage Euch offen, ich meine mich selber, wenn ich so im Allgemeinen rede. Doch will ich's nicht hinter dem Berge länger halten, und es frei herausreden: Euer Gustelchen hat mein ganzes Herz gewonnen. Da wir nun so traulich allein

sind, so will ich, ohne Blume, von der Farbe reden. Ihr kennet mich. Ich bin in der Wolle gefärbt; ich habe ein schönes Besitzthum; würdet Ihr mir ein Körblein geben, wenn ich um Euer Gustelchen würbe zu meiner ehelichen Hausfrau. Hab' und Gut verschriebe ich ihr, so ich etwa vor ihr stürbe."

Obwohl der glückliche Cantor berichtet, wie es um des Herrn Berlefick Herz zu stehen scheine, so war doch Eidam überrascht, als ihm die Werbung so urplötzlich über das Genick kam; indessen waren seine Gedanken noch klar genug, um sie zu ordnen. Das erkannte er schnell, daß eine solche Partie unter der Sonne für Gustelchen nicht mehr zu machen sei, denn Berlefick war unbestritten der reichste Mann im Oberamte Bacharach, und sicherlich wurde sein Kind von Hunderten beneidet. Er war also rasch entschlossen, und als Berlefick geendet und, etwas betreten, unter sich sah, stand er auf, nahm seine Pechkappe vom Kopfe, verbeugte sich und sagte: „Herr Nachbar, ich bin von solcher Ehre ganz betroffen Wie hätte ich mir sollen träumen lassen, daß mein Kind Eures Herzens Gedanken auf sich gezogen? Was mich betrifft, so sag' ich mit Freuden Ja und Amen dazu."

Berlefick sprang freudig auf, faßte des Schiffers breite, harte Hand und drückte sie.

„Ihr machet mich sehr glücklich," sagte er begeistert. „Ihr sollt an Eurem Schwiegersohn Eure Freude erleben. Das Gustelchen will ich hegen, wie meinen Augapfel und es auf den Händen tragen und wahr machen das Sprüchlein: Bei den Alten ist man gut gehalten; aber Eins hat mich erschreckt, ich will's nicht leugnen, das, daß Ihr sagtet: So viel an mir ist oder was mich betrifft. Zweifelt Ihr etwa an des Mädchens Einwilligung?"

Eidam war etwas verlegen. Er kannte die Liebe Gustelchens und des Ferdinand, eines Neffen Berlefick's von Seiten seiner verstorbenen Stiefschwester. Dieser Ferdinand hatte neben Berlefick's Wohnung, auf der Ecke der Unter- und Krahnengasse, bei dem

alten Tobias Wink die Kaufmannschaft erlernt und war als Ladenbursche (wie man damals die Commis nannte) im Hause geblieben. Da hatte sich das Verhältniß entsponnen; aber es hatte keine Aussicht, denn Ferdinand war blutarm und Gustelchen's Vermögen war nicht weit her. Ferdinand hätte nur hoffen dürfen, wenn Berlefick ihm jene Stätte bereitet; aber so brav auch der Junge war, Berlefick trug ihm tiefen Groll, seit er wußte, daß er ihm bei Gustelchen in's Gehege ging. Deßwegen ruhte der Alte nicht, bis Wink ihn entließ und er nun in der Ferne sein Fortkommen hatte suchen müssen. Das wußte das schelmige Gustelchen wohl und trug keine Dankbarkeit gegen Berlefick in der Seele, und der Schluß Berlefick's, daß es bei den Mädchen heiße: aus dem Auge, aus dem Sinn, war falsch; denn die Frau Rectorin war die treue Freundin der Mutter Ferdinands gewesen und hatte auch gegen ihn wie eine Mutter gehandelt, und nun vermittelte sie zwischen den jungen Leuten die Botschaften. Eidam wußte um diese Liebe und kannte seines Kindes feste Seele. Er war verlegen, aber er dachte wohl, sein Kind werde seine Versorgung beachten. Er sagte daher: „Nicht, als ob ich dran zweifelte, denn ich glaube nicht, daß mein Kind die Hand ausschlagen könnte, die Ihr ihm bietet; aber die Mädchen sind heutzutage anders, als zu meiner Zeit, aber immer ihres Kopfes. Man muß da säuberlich verfahren, wie mit dem Knaben Absalon, wie's in der Bibel steht."

„Da habt Ihr Recht," sagte Berlefick. „Ich bin gar nicht der Meinung mit der Thür in's Haus zu fallen oder mit Sturm und in der Hast das Alles abzuthun. Gut Ding will Weile haben und ich wollte Euch bitten, einstweilen unsere Abrede für Euch zu behalten. Ich will mir das Kind geneigt machen und bei ihr selber mein Heil versuchen nach gelegener Zeit und Umständen."

„Weise geredet, wie immer," sagte der Schiffer. „Sind wir hier aber von Lauschern sicher? — Das Feld hat Augen und Ohren!"

„Seid ohne Sorgen," sagte Berlefick in voller Sicherheit. „Es ist keine Seele hier; aber der Himmel weiß, wie die Plaudertasche, der eitle Narr, der Rector Strunk, es erfuhr, was ich im Herzen trug seit langer Zeit? Hab' ich denn vielleicht meine Augen nicht immer bewacht?"

„Freilich," sagte Eidam, „Ihr gucket viel nach unseren Fenstern und da hätte man Lunte merken können. Ihr wißt, die Welt ist schlimm heutzutage. Thut nichts. Ich will ohnehin das Gustelchen ihnen aus den Augen rücken für einige Zeit. Ich nehm's mit nach Frankfurt, und dort mag's einige Zeit bei meiner Schwester verweilen, die in Frankfurt verheirathet ist. Dann denken die Leute nicht an das Mädchen und das Gerede und Genecke hört dann ohnehin auf."

„Hm! Hm!" brummte Berlefick in den Bart. Der Plan des Schiffers gefiel ihm im Entferntesten nicht. Doch wollte er nichts sagen. „Bin auch noch nicht in Frankfurt gewesen," warf er hin.

„Ihr? Habet die halbe Welt bereist, und nicht in Frankfurt gewesen? Das begreif' Einer! Geht doch über das Bohnenlied!"

„Und geht doch einfach zu," sagte Berlefick. „Ich war noch jung, als mir die Eltern starben und der Gerber Lauer in der Rosengasse mein Vormund wurde. Der wollte absolut, ich sollte studiren, weil es mein Vater gewünscht. Ich hatte keine Neigung dazu; allein ich mußte gehorchen und kam einstweilen auf die Neckarschule zu Heidelberg. Als ich die endlich hinter mir hatte, starb Lauer, und mein Vetter Olimart, der nun als Vormund eintrat, meinte, ich wäre ein Narr, wenn ich studirte und mich in das Joch eines Amtes spannen ließe. Solch eine Rede gefiel mir bei meinem Widerwillen gegen jegliches Studium, den mir die pedantischen lateinischen Schulmeister beigebracht. — Hundert Gulden Besoldung für ein gelbgeärgertes Leben! rief Olimart aus. Beamtenhudel, Katzenbuckelei nach Oben oder Druck von Oben! Pah, sei kein Esel, Junge. — Richtig, ich folgte ihm. Ich reiste nach

England und Frankreich — und später verwünschte ich den Rath, weil eine geordnete Thätigkeit dem Leben seine Bedeutung gibt und ein Mensch, wie ich, doch eigentlich zwecklos lebt. Doch ich vergesse die Hauptsache. Ich möchte einmal das Paradies der Handwerksburschen und Dienstmädchen, nämlich Frankfurt, sehen."

„Nichts leichter, als das," sagte darauf Eidam. „Ihr fahrt mit mir hinauf. Das Meßschiff hat Raum. Ihr wäret dann auch stets bei'm Gustelchen und könntet die Sache unter der Hand zu Stande bringen, wie es ein weiser Mann zu machen versteht."

„Vortrefflich!" rief Berlefick. „Doch — wie ist's mit dem Essen, Trinken und Schlafen? Kann ich das auf dem Schiffe bei Euch haben? Ich zahle bestens!"

„Versteht sich, daß Ihr das könnet. Wir wohnen und schlafen ja Alle darauf. Freilich nicht in weiten Sälen. Ihr seid ja aber zur See gewesen nach England, und wisset, die Kojen sind enge, aber es geht, und dauert ja auch kein Halbjahr. Ihr könnet ein Bett schicken und ich werde sorgen."

„Für ein Fäßlein für uns, sorge ich," bemerkte Berlefick.

„Gut; aber stille nur! Es darf's Niemand wissen," sprach Eidam.

Da es anfing, kühl zu werden, rüstete sich Berlefick zum Heimgang und Eidam machte sich früher davon, damit eben nicht sein Zusammengehen mit Berlefick ein Aufsehen mache.

Kaum war Berlefick unten auf dem Weg, als es raschelte im Gebüsch und ein Kopf zum Vorschein kam, der sich überall umsah und, als er sicher war, auf Entdeckungsreisen ausging, nicht nach fernen Inseln, sondern nach dem Weinbehälter, von dem er gehört. Endlich entdeckte er ihn. Noch zwei Krüge waren da. Den einen ließ er sich schmecken und den anderen nahm er mit, als er seinen Weg in entgegengesetzter Richtung einschlug. Es war ein junger Bursche, und wer ihn genauer angesehen, der würde in dem Schiffsjungen auf dem Schiffe Eidam's ihn wieder erkannt haben.

Pitt oder Peter war ein schlitzöhriger Schelm, aber, wie er auch zu allen Malefiz- und Lumpenstreichen eine absonderliche Naturanlage hatte, so treu diente er Gustelchen, die ihn aber auch hegte und pflegte, weil er eine Waise war. Der Krug Wein machte ihm viel zu schaffen, und es war ein Glück, daß er auf dem Schiffe schlief und sich gleich in die Kajüte legen konnte. Ein ferneres Glück aber, daß Niemand zu Hause an ihn dachte, denn dem Vater ging Viel im Kopf herum und der schönen Tochter noch mehr, die bei der Frau Rectorin gewesen war. Erst am andern Morgen brachte Pitt die ganze Begebenheit zu Gustelchens Kenntniß und zwar von A bis Z.

3.

Daß sich auch der beste Rechnenmeister in der Welt schon einmal verrechnet hat, ist eine Erfahrungswahrheit, aber am allermeisten, wenn er Einer ist, der meint, er sähe das Gras wachsen und höre die Fliegen husten. Solch ein Klugpfiffer war Berlefick. Er hatte sich dennoch arg verrechnet, als er meinte, seine Unterredungen an diesem Tage seien unbehorcht geblieben; darin ferner, daß sein Weinversteck sicher sei; ferner darin, daß ihm die Frau Rectorin nichts anhaben könne, und endlich in dem Ferdinand und dem Gustelchen. Das waren Exempla genug, darin er sich geirrt, und doch verstand er zu rechnen. Nur in dem Cantor Schmidt und seiner Frau war seine Rechnung richtig.

Als Berlefick am folgenden Tag auf sein Plätzchen kam, war der Vorrath erschöpft. Er sann, und die Sache war ihm bedenklich; aber die Häringe und die Unterredung hatten beide gestern das Ihrige gethan, und er kam der Sachlage nicht sicher auf den Grund. Trocken da oben zu sitzen, oder das Exempel zu machen, das er dem Rector empfohlen, behagte ihm nicht. Er ging heim und Rosina trug darauf einen bedeckten Korb hinauf und Berlefick folgte ihr.

Pitt saß eben bei Gustelchen und referirte von gestern haarklein jede Sylbe. Gustelchen wollte bersten vor Lachen. Aber von dem wegstibitzten Weine sagte er kein Wort. Hätte indeß Gustelchen ihn scharf angesehen, als er den Korb sah, den die alte Rosina so vorsichtig trug, sie hätte die Lust wahrnehmen müssen, die über die Züge des bösen Buben hinflog, der ohnehin auf Berlefick ein böses Auge hatte, weil er ihn einmal abgewalkt, als er ein Vogelnest auf dem Berge ausheben wollte. Wieder lag er heute auf der Lauer in der Nähe Berlefick's, wohin er geräuschlos, wie eine Katze, schlich. Ehe er aber dorthin ging, sagte er zu Gustelchen: „Sei Sie nur gutes Muthes, dem will ich in Frankfurt schon Streiche spielen, die ihn kopfscheu machen sollen, und auf dem Schiffe soll's auch nicht d'ran fehlen." Singend und pfeifend ging er dann fort und lag bald in seinem Hinterhalt. Indessen kam Niemand und Berlefick ging bei Zeiten heim — und als die Nacht kam, war sein Weinnest leer!

Das verleidete ihm sein Plätzlein über alle Maßen. Er hätte noch so viel darum gegeben, wenn er's hätte herausbringen können, wer ihm den Streich gespielt, aber das lag in undurchdringlichem Dunkel. Das Schlimmste war, daß Gustelchen von Allem wußte und nun ihre Maßregeln nehmen konnte. Besonders bemühten sich der Cantor und die Pathe Eva, sie der Heirath mit Berlefick geneigt zu machen. Sie warf die Sache gar nicht weg und meinte eben nur, sie sei doch noch zu jung; sie wolle sich die Sache überlegen und Herrn Berlefick erst auch einmal genauer kennen lernen; sie habe ja noch keine zwanzig Worte mit ihm geredet, und das reiche doch nicht hin, sich kennen zu lernen. Der Cantor hinterbrachte ihm diese Reden des Mädchens und das entzückte ihn. Von da an ging er oft zu Gustelchen, die ihn immer mit der größten Freundlichkeit aufnahm.

Er hatte sich allerdings darin verrechnet, daß er Sophia, die Rectorin, für eine nicht zu beachtende Feindin hielt. Der Rector

hatte ihr Alles referirt, was ihm auf dem Berge begegnet war, und wenn sie auch einmal lachte, besonders über ihres Mannes Zorn wegen der Atzel, so blieb doch genug übrig, sie zu erzürnen, insbesondere, daß er sie persönlich verhöhnt. Es ist schon erzählt worden, daß Gustelchen heimlich zu ihr kam und daß sie die Liebe Ferdinands und Gustelchens förderte. Von jetzt an wurden hier alle Pläne geschmiedet und Berlefick ahnte nicht, daß Alles, was ihm zum Aerger war, von ihr ausging.

Er war glückselig, da ihm Gustelchen zuvorkommend artig war, wenn er hinüberging. Die ganze Stadt gratulirte ihm, was er mit Behagen annahm, und Gustelchen erduldete alle jene Neckereien, deren eine junge, reizende Braut die Fülle ertragen muß, mit dem besten Humor, und so war denn die Sache eine abgemachte. Die Alten lobten des Mädchens Klugheit; die Jungen meinten, sie nähme ihn nur seines Geldes wegen, und um sich über die Maßen putzen zu können; die werde nun die erste Rolle in der Stadt spielen u. s. w.

Während das Meßschiff hergerichtet wurde, und namentlich das Leder der Gerber an Bord kam, das zur Messe gesandt wurde, saß Berlefick oft bei Gustelchen. Eines Tages geschah das wieder.

„Es ist hübsch, Herr Nachbar," sagte sie, „daß Ihr die Reise mitmachet."

„Freuest Du Dich, mein Engelchen," fragte er süß, „auf diese Mitreise?"

„Gewiß," erwiederte sie. „Angenehmer könnte mir nichts kommen; aber Ihr werdet Mancherlei ertragen müssen. Da ist zuerst der entsetzliche Lohgeruch des Leders und dann — die strenge Zucht, die ich auf dem Schiffe übe. Es muß da Zucht und Ordnung walten, sonst geht's nicht."

„Wie so, Kind?" rief Berlefick. „Ist da was Besonderes?"

„Nun, ich muß offen reden, sehe ich," sagte vertraulich das

Mädchen. „Sehet, mein guter Vater hat die rheinische Natur, gerne Wein zu trinken. Unser Doctor Silbereisen sagte mir aber, wenn er viel trinke, rühre ihn sicherlich der Schlag, zumal wenn er wenig Bewegung habe. Da muß ich ordentlich wachen über ihn, und es gilt als Gesetz, daß auf dem Schiff nicht ein Tropfen Wein getrunken werden darf, damit er nicht in Versuchung kommt. Es ist meine Kindespflicht, dafür zu sorgen."

Berlefick erschrack auf den Tod. „Und das Gesetz gilt auch mir?" fragte er.

„Ei, sonst wär's ja kein Gesetz, Herr Nachbar," sagte das Mädchen, „und Ihr werdet doch nicht den Versucher spielen wollen? Ueberhaupt, sag' ich Euch im Vertrauen, ist mir ein Weintrinker völlig zuwider. Wenn ich einmal Einen heirathen soll, so darf er nur Wasser und nichts als Wasser trinken! Das steht unwandelbar fest. Außerdem wird nichts d'raus."

Berlefick erbleichte. „Schöne Aussichten!" sagte er zu sich, während er zu Boden sah. „Schöne Aussichten! Wasser trinken? Da wär' ich in acht Tagen maustodt." Er seufzte und schwieg kummervoll.

„Dauert die Fahrt lange?" fragte er endlich ganz unschuldig.

Ueber Gustelchens Gesicht zuckte ein Lächeln eigener Art. „Acht Tage," sagte sie ruhig. „Euch ist gewiß vor der Langeweile bange?"

„Mir? Bei Dir? Kind, was fällt Dir ein? Mir wär's schon recht, wenn sie gar nicht endete? So enge und nahe, alle Tage bei einander — gibt's etwas Lieblicheres?"

„Ho! Ho!" rief Gustelchen lachend, „das wär' mir denn doch des Guten zu viel. Aber Ihr könnet ruhig sein. Ich will Alles aufbieten, Euch zu unterhalten. Ich habe noch etwa sechs Stränge Baumwolle, die superfein ist, und die mir mein Vater zu Strümpfen mit von Köln brachte. Sie ist noch nicht gewickelt. Wegen Raumersparniß nehme ich keine Krone mit. Die haltet Ihr mit den

Armen und ich wickele. Derweilen erzähle ich Euch allerlei Geschichten. Außer der Baumwolle habe ich noch einige verworrene Zwirnstränge, auch noch Wolle zu wickeln. Das ist eine ruhige Arbeit. Es lernt sich leicht, und Lust und Lieb' zu einem Dinge, macht alle Müh' und Arbeit geringe, steht im ABC-Buch."

Berlefick zog ein langes, beträchtlich einfältiges Gesicht, als er diese Unterhaltung vernahm. So Etwas war ihm im Traume nicht eingefallen und er dachte mit Entsetzen an des Rectors Wort: daß das weibliche Regiment ihn schon noch zur Raison bringen würde. Da begann es schon. „Geht das schon vor dem Brautstand an, was wird's erst in der Ehe werden?" dachte er. „Keinen Wein trinken und Garn wickeln! Hilf Himmel, da hören meine Vorstellungen urplötzlich auf! Armer Berlefick, was soll aus dir werden. Freiheit! goldne Freiheit des Junggesellenlebens, wo fliehest du hin?"

Gustelchen achtete die gefaltete Stirne nicht, und nicht den stillen Seufzer, der sich aus der gepreßten Seele herausrang, und fuhr fort: „Noch Eins, liebster Herr Nachbar, — aber nicht wahr, Ihr nehmet mir's auch nicht übel? — Ich rede, wie ich denke, und Ordnung muß sein."

„Uebel? Herzchen, was könnt' ich Dir übel nehmen. Ich sage Dir's vielmehr im Voraus zu. Du hast Recht, Ordnung über Alles!"

„Wie Ihr doch gut und liebenswürdig seid!" rief das Mädchen aus und sah ihn mit einem bezaubernden Blicke an, der ihn alle Höllenqual vergessen ließ, welche ihm auf der vermaledeiten Fahrt in Aussicht gestellt worden war.

„Ihr wisset," sagte sie und lächelte, „mein Vater hat zwar eine fatale Schiffergewohnheit, ich meine das ekelhafte „Prümchen," doch nicht die allerekelhafteste des Rauchens. Das wäre absolut mein Tod. Ich kann den giftigen Qualm nicht vertragen, ohne daß ich krank werde. Da Ihr mir's nun bereits zugesagt, so halte

ich Euch beim Worte, daß Ihr nicht rauchet im Schiffe, was ohnehin polizeilich verboten ist, von wegen der Feuersgefahr. Es steht Euch auch gar übel an. Ihr wäret ein doppelt liebenswürdiger Mann, wenn Ihr der Pfeife Valet gäbet. Ich sag's Euch im kindlichen Vertrauen, ich heirathe nie einen Mann, der raucht, schnupft oder ein „Prümchen" zerarbeitet. Das ist Grundsatz bei mir, und der wanket nicht."

Berlefick fiel schier vor Schrecken in Ohnmacht. Er war einer der stärksten Raucher, und es kostete ihn eine riesenhafte Ueberwindung, so lange die Pfeife zu entbehren, als er bei Gustelchen zu Besuche war. Acht Tage ohne Rauchen! Und er war durch seine Galanterie gebunden. „O der gute Rector!" seufte er, „der trägt sein dickes Ehekreuz, aber ich fürchte, das Gustelchen macht seine Sophie noch gut! So ein Stück Weib kann einem das Leben versalzen und verpfeffern! Ach, was soll das werden? Acht Tage? Ja, das ganze Leben! Nein, das ertrag' ich nicht. Die Fische im Rheine oder Maine werden meinen Leichnam verspeisen! Ach!"

Gustelchen hörte den Seufzer.

„Ach, Herr Nachbar," sprach sie schmelzend, „es thut mir herzlich leid, daß ich Euch solche Entsagung auflegen muß. Es ist aber ja nur auf acht Tage; dann seid Ihr wieder frei. Ich sterbe positiv durch den Tabaksqualm. Meine Brust ist so schwach, daß sie ihn nicht eine Stunde erträgt."

„Was das Launen sind!" dachte Berlefick. „Man sollte gar nicht meinen, daß in so einem schönen Köpfchen solche barocke Dinge ausgeheckt werden könnten? Wenn die erst älter wird? O Jemine! Lüg' du und der Kuckuck! Schwache Brust? Singt den ganzen Tag, daß man sie auf dem Sanct Werner hört! Daß dich Gott bessere, du schöne Hexe!"

„Nun noch Eins! Die Tage der Fahrt gehen herum. Ihr sollt sehen, wie ich Euch unterhalte! Aber in Frankfurt dürft' Ihr nicht umhergehen, wie hier! Das ist die Stadt der Mode. Da

müßt Ihr Euch putzen, sonst seid Ihr dem Uz und Spott ausgesetzt. Nicht wahr, das wollet Ihr nicht, besonders, wenn Ihr mich auf die Messe führt?"

„Bei Leibe nein!" rief Berlefick — „aber —"

„Macht Euch keine Sorgen darüber, wie Ihr die Mode erfahret; sehet nur den Herrn Rector an. Der ist nach der neuesten Frankfurter Mode gekleidet und frisirt. Kürzlich war auch Euer Vetter Ferdinand hier, der sagte —"

Bei dem Namen Ferdinand zuckte Berlefick zusammen, als hätte ihn eine Tarantel gestochen. Er wurde kreidebleich.

„Ist Euch Etwas?" fragte Gustelchen besorgt. „Vielleicht das Herzwasser? Soll ich Euch ein Neuwieder Kümmelchen holen?"

„Danke, danke!" sagte Berlefick. „Es ist nichts! Fahre nur fort, Du süßes Plaudermäulchen!"

„Nun, der Ferdinand erzählte mir, in Frankfurt trage alle Welt Perücken. Wer die nicht trage, werde verhöhnt. Und Ihr traget noch Euer altmodisches Haar. Ich begreife Euch ohnehin nicht!" —

„Ich, eine Atzel?" rief Berlefick. „Eine Atzel?"

Gustelchen wollte bersten vor Lachen. „Seid Ihr so dagegen?" fragte sie. „Aber das hilft einmal nichts. Mit den Wölfen muß man heulen. Ich denke, Ihr werdet mich doch einmal in den Braunfels und über die Messe und in die Schaubuden auf dem Roßmarkt führen?"

„Versteht sich," erwiederte Berlefick mit Selbstgefühl.

„Aber meinet Ihr, ich wollte es erleben, daß mein Cavalier ausgelacht würde? Ich sänke in die Erde vor Scham und Aerger! Ich kenne ohnehin nichts Schöneres, Geschmackvolleres und Kleidsameres, als den neuen Anzug des Herrn Rectors. Wie er, so geht ganz Frankfurt. Schneeweißer Rock vom feinsten Tuche; purpurrothe Atlasweste; schwarze Samuthosen mit silbernen Knieschnallen; weiße seidene Strümpfe und Sabots mit großen Schnallen;

dazu einen feinen Hut und ein Meerrohr mit goldenem Knopfe. Herr, das müßte Euch wundergut kleiden und ich würde mich freuen, Euch einmal in solcher Kleidung zu sehen! Sie ist zum Küssen schön, diese Tracht! Und wir haben hier einen Friseur, wie er weit und breit nicht zu finden ist, nämlich den alten Stübing, der hat in Paris seine Studien gemacht! Laßt Euch doch eine Perücke machen! Ohne sie könnet Ihr nicht reisen und Euch nirgends sehen lassen. Hier, in unserem Bacharach, wären wir hundert Jahre zurück, wenn nicht der vortreffliche Herr Rector wäre! Der zeigt uns den Fortschritt der Zeit und der Bildung. Ohne den verkämen wir völlig. Darum nehmet Euch ihn zum Vorbild, wenn Ihr gefallen wollet."

Und dabei lächelte sie wieder, daß es dem guten Berlefick zu schwindeln anfing, als hätte er einige Krüge über das tägliche Maß geleert.

Als er nach Hause kam, setzte er sich in den Sorgsessel und ließ die ganze Unterredung mit Gustelchen an sich vorübergehen.

„Unerhörte Zumuthungen!" rief er aus. „Grausiges Pantoffelregiment, aber ich habe A gesagt und muß B sagen. Sollte mir gar der miserabele Ferdinand den Rang ablaufen, der gewiß in solchem Kleide einhergeht? — Nein!" sagte er und rief: „Rosina, den Schneider Prassel, den Friseur Stübing, den Schuster Schüppert rufen. Rasch!"

Rosina dachte: „Da brennt's" und lief, was sie laufen konnte.

Die Meister kamen. Sie legte ihr Ohr an den Schalter und hörte Alles. Auf's Kostbarste bestellte er den Anzug. Sie nahmen die Maße und Stübing sagte: „So eine Perücke soll der Bürgermeister von Frankfurt nicht haben. Meiner Sir!"

Bis zum folgenden Sonntag sollte und mußte Alles fertig sein. Auch den feinsten Hut besorgte Stübing von Bingen.

„Den Sonntag werde ich sie freudig überraschen!" sagte Berlefick und schnalzte mit dem Daumen und Mittelfinger, wie ein

tanzender Tyroler. Eine Stunde später wußte Gustelchen Alles durch die alte Rosina und beugte sich vor Lachen.

Der Sonntag kam. Berlefick stand schon eine Stunde vor dem Kirchgeläute vor dem Spiegel fix und fertig und betrachtete sich wohlgefällig. „Meiner Seel'!" sagte er, „die Atzel steht mir gut. Hätt's nie geglaubt!"

Als es zu läuten begann, stand er an der Thüre und lugte durch die Ritze. Als Eidam's Thüre aufging und der alte Schiffer mit dem rosigen Gustelchen heraustrat, riß er die Thüre weit auf, schoß hinüber und machte Kratzfüße mit einem so selbstgenügsamen Gesichte, daß es Jedem erscheinen mußte, als wolle er fragen, ob man auch die Wandelung beachte, die seine liebliche Erscheinung erfahren und die eine so totale sei, daß er selbst darüber erstaune.

Gustelchen kostete es eine riesenhafte Ueberwindung, nicht in ein lautes Gelächter auszubrechen, denn das bläulich-roth angelaufene Gesicht, die Nase mit dem Metallglanze nahmen sich unter der weißen Perücke entsetzliche komisch aus. Alle Welt staunte. Das junge Volk kicherte und lachte, je nachdem es dem Gegenstande der allgemeinen Aufmerksamkeit näher oder entfernter war. Er ging mit Eidam, der sich stolz trug neben dem reichen künftigen Schwiegersohne; Gustelchen aber schloß sich wohlweislich an die Nachbartöchter an, die es dennoch nicht lassen konnten, sie mit Berlefick zu necken. Sie zog sich klug aus der Affaire, denn sie lächelte und meinte: Bei den Alten sei man gut gehalten. Das schloß ihnen den Mund und ließ es zweifelhaft, ob es Ernst oder Scherz gewesen.

Der Rector traute seinen Augen kaum, als Berlefick an seinem Hause vorüberging.

„Seh' ich mir den alten Hagestolz an," rief er aus und zog seine Sophie an's Fenster, die laut auflachte, so erinnere ich mich seines Uzes auf die Atzeln und nun trägt er eine! Es muß ihm unter der Perücke ein Weniges rappeln?"

„Möglich," sagte Sophie; aber die Macht des Weibes feierte hier einen Triumph, wie selten einen höhern. Sie wußte mehr, als sie sagte.

4.

Es war an einem etwas späten Nachmittag, als von Pferden träge gezogen, das Bacharacher Meßschiff sich den Umgebungen von Frankfurt näherte. Berlefick stand am Bugspriet und blickte sehnsüchtig nach den Thürmen der Reichsstadt, sehnsüchtig wie Einer, der die Wüste durchwandert hat, auf die ersten Palmenwipfel schaut, die über das Sandmeer heraufwehen. Was er durchgemacht, ausgestanden, gelitten in acht entsetzlichen Tagen, das drücken Worte nicht aus, aber es stand leserlich auf seinen gelbbleichen, eingefallenen Zügen geschrieben, in seinem trüben, hohlen Auge, in der ganzen schlaffen Haltung seiner Gestalt. Er war vom Fleische gefallen, daß der Rock um ihn schlotterte. Und wer das Alles veranlaßt, das war Gustelchen mit ihren Launen, ihrem barocken Geschmack für Unterhaltung, ihrer Abneigung gegen die Pfeife und gegen das Weintrinken. Hätte er noch die gehörige Nachtruhe gehabt! Aber in dem engen Raume, in dem er lag, war es nicht auszuhalten gewesen und allerlei Unwesen war in dem Bett. Bald raschelte eine Maus drinnen herum, bald krabbelten Käfer über sein Gesicht, bald lag Sand in dem Linnen, bald Nußschalen, und es war, als ob ein böser Geist jede Nacht auf etwas Anderes sänne, ihm den Schlaf zu rauben. Selbst geschah es einmal, daß, als Nachts Regen fiel, das Gefüge der Bretter der überwölbten Decke nicht gehörig gestopft und kalfatert war und der Regen durch ein Loch wie ein rieselndes Bächlein auf ihn rann. Das waren unabweisbare Mißstände eines so engen Haushalts, wie er auf einem Rheinschiffe nicht anders sein konnte, wie Berlefick, nicht ahnend die neckende Bosheit eines Buben,

meinte; es hätte sich das Alles einmal überwinden lassen, aber — aber — des Mädchens Launen waren kolossal; sie wären, hätte sie sie nicht mit einer Engelsfreundlichkeit begleitet, rein zum Desperatwerden gewesen.

Erstlich mußte er jeden Nachmittag von Eins bis Fünf, ja bis Sechs ruhig dasitzen und Garnstränge halten. Sie wickelte unendlich langsam, trieb Kurzweil und Possen dabei, und wenn ihm, weil er Nachts nicht schlafen konnte, die Augen zufielen und er sich vor Schlaf nicht halten konnte, schalt sie ihn ungalant und meinte, ein Anderer ihr gegenüber würde bei zwanzigtägigem Wachen keinen Schlaf kriegen. Welche unerhörte Eitelkeit und Selbstüberschätzung war das! Er hätte sie dem einfachen Bürgermädchen nie zugetraut. Ja einige Male sprützte sie ihm Wasser in's Gesicht, daß er so naß war, wie eine begossene Katze. Es war eine reine Folterqual, die er ausstand. Jeden Morgen putzte sie sich stundenlang und fragte dann hundertmal, ob er auch glaube, daß sie so den jungen Herren in Frankfurt gefiele? — Mit dem Kochen ging es so schlecht, daß Eidam wetterte und sagte: „Daheim kochst Du so gut, und auch sonst, wenn Du mitfährst auf dem Schiff, aber alle Mittage regelmäßig versalzte Suppe, halbgares Fleisch, angebranntes Gemüse," — es hielt's kaum ein Mensch aus. Sein Flaschenkeller mußte vom Schiffe und seine Thonpfeifen warf sie von der Bank, sammt dem Kästlein, daß sie alle in tausend Scherben gingen, und doch wollte er ja auf dem Schiffe gar nicht rauchen! Während des Garnwickelns entwickelte sie ihren Lebensplan als Hausfrau. Himmel und Erde! Es grausete Berlefick vor solcher Wirthschaft. Denn da sollten alle acht Tage Kaffeevisiten gehalten werden und in allen sollte die Frau Rectorin Sophie paradiren, auf die sie dicke Stücke hielt, und die Raisonnir-Raspel und noch so ein paar alte Register, die berühmt waren wegen ihrer bösen Zungen. Junge, sagte sie, würde sie nie einladen, denn ihr schlimmster Fehler sei eine entsetzliche Eifersucht, die sie

nicht ruhen und rasten lasse. Da hörte Alles auf, und Berlefick wurde täglich bedenklicher und ernster.

Der Unmuth, welcher sich seiner Seele bemeisterte, wuchs mit jeder Minute, und in eben dem Maße wuchs sein leibliches Uebelbefinden, welches aus dem Enthalten altgewohnter Bedürfnisse entsprang, als da waren: Tabakrauchen und Weintrinken. Wer die Macht solcher Bedürfnisse in den Jahren Berlefick's kennt, begreift es, wie es um ihn stand. Und das unbarmherzige Mädchen hatte keine Augen für seine Noth, kein Gefühl für seinen Jammer!

„Es liegt etwas Diabolisches in dem Mädchen!" rief er aus. „Wer hätte das denken sollen? So schön und so boshaft? — Nun frag' ich aber, wenn das am grünen Holze annähernden Brautstandes als Blüthe erscheint, wie wird die reifende Frucht des Ehestandes sein? Wenn sich solche Tücken in der blühenden Maizeit des Lebens zeigen, wie wird's werden, wenn einmal das Alter diese Launen versteinert, diese Tücken giftiger macht?"

Das waren Vorstellungen, welche in der Qual schlafloser Nächte seinen Geist beunruhigten und ihn endlich dahin brachten, daß an die Stelle der Liebe eine starke Abneigung trat; daß er den Gedanken verwünschte, das Mädchen freien zu wollen; daß er seinem Junggesellenstande eine Lobrede über die andere hielt. Freilich — wenn nun der Morgen kam und das Mädchen frisch und blühend, wie der junge Tag, aus ihrem kleinen Schlafbehälter trat und ihn anlächelte — ja — dann zerstob das Alles wieder, wie Nebel vor der Sonne. Indessen kehrten dann doch die reumüthigen Gedanken bald wieder zurück und immer öfter und stärker, und selbst die liebreizendste Huld konnte am Ende nicht mehr Das bewältigen, was seine Seele einnahm und je mehr und mehr beherrschte. Dazu wuchs sein leiblich Uebelbefinden mit jedem Tag.

Endlich erblickte er Frankfurt. „Victoria!" rief er im Innersten seiner Seele aus. „Victoria! Nun will ich an's Land und

reichlich nachholen, was dieses vermaledeite Meßschiff mir als Qual bereitete!"

Kaum war das Schiff vor Anker gegangen und der breite, solide Steg auf das Ufer gelegt, da schlich Berlefick hinaus und an's Ufer, um ein Wirthshaus aufzusuchen, wo er trinken und rauchen könne, fern von der Macht eines Wesens, das mit seinen Launen auf dem Schiffe herrschte, wie der Sultan in der Türkei und noch ärger.

Das Wirthshaus war bald gefunden und auch eine Pfeife und Tabak. Da strömte neues Leben durch seine Adern. Ein Nebel hob sich von seinem Geiste, eine Weltlast von seiner Brust. Er zog den Rauch gierig ein und ließ ihn durch die Nase, um den Genuß doppelt zu haben. Der köstlichste Hochheimer perlte vor ihm im Glase und glitt hinunter wie Nektar. Die Umwandlung war wunderbar, die mit ihm vorging. All' sein Leid und Weh, Gebreste und Noth verschwand, und es war ihm zu Muthe, als kehre seine Jugend zurück.

Als gänzlich fremd saß er allein in einer Ecke. Wie hätte er aber auch der Unterhaltung bedurft? Daß aber da Vergleiche nicht ausblieben, war natürlich. Er dachte dieses seligen Alleinlebens, der Herrlichkeit der Selbstherrschaft, des Wohlseins des Junggesellenstandes — und des knechtischen Joches der Frauenherrschaft; der wunddrückenden Fesseln weiblicher Laune und Tücke; des Beugens unter einen fremden Willen; der täglich sich erneuernden Qualen des Nichtrauchens und des Wassertrinkens — kurz — es reifte ein Entschluß in seiner Seele, den er übrigens auszusprechen sich hüten wollte. Er war zu weit vorgegangen, um plötzlich zu brechen. Er wollte allmälig zurückgehen und es dahin bringen, daß das Mädchen selbst erklären müsse, sie wolle ihn nicht. Aber da trat das reizende Bild wieder vor sein Auge und drohte, alle Entschlüsse rein zu nichte zu machen, die er gefaßt hatte. Er trank, um Courage zu kriegen, und eine Flasche folgte der andern, eine

Pfeife der andern, bis ein Dusel seine Seele umfing und nun der Wein erst recht schmeckte und erst recht zu wirken anfing. Nach einer halben Stunde war er völlig trunken und sank in einen tiefen Schlaf. Weckte man ihn aus solchem Schlafe, dann wurde er rasend und schlug blind um sich.

Pitt hatte immer ein scharfes Auge auf ihn und sah ihn wegschleichen. Der Schelm ahnte, um was es sich handelte, und schlich ihm nach, bis er ihn in der Thüre des Wirthshauses verschwinden sah. Er kehrte auf's Schiff zurück, schlich zu Gustelchen und referirte, wo denn ein lautes Lachen die unabweisbare Folge war.

Vater Eidam bemerkte in seiner Geschäftigkeit gar nicht, was da auf dem Schiffe geschah. Es war Vieles zu beschicken, zu ordnen, zu besorgen; denn je früher das Zelt fertig war, desto eher sein Gewinn anging, der um so größer in Aussicht stand, als Berlefick ihm köstlichen Wein zu spottbilligem Preis erlassen. Da mußte er zum Schreinermeister laufen, daß er ihm die Borde besorge und das Zelt rüste, und dergleichen mehr. In dieser Geschäftigkeit flossen die Stunden hin, bis das Dunkel eintrat.

Da schlich ein netter, junger Mann in der anständigsten Kleidung vom Schiffe und zwei schöne, freudestrahlende Augen begleiteten ihn. Pitt lief nebenher und bezeichnete das Wirthshaus, in dessen Thüre Berlefick verschwunden war.

Dieser schlief unterdessen in einer Ecke hart und fest.

Pitt trat in die Stube und fragte den Wirth, ob nicht ein Herr, den er beschrieb, hier eingekehrt sei, worauf der Wirth lachend in die Ecke deutete, wo Berlefick schlief. Pitt schlich zu ihm hin und da er fest schlief, zog er ihm mit großer Gewandtheit den Geldbeutel aus der Tasche und verbarg ihn in der seinigen; alsdann kehrte er zum Wirthe zurück, der Gläser ordnete, und sagte: „Der schläft wie ein Sack! Ich kriege ihn nicht wach. Rüttelt Ihr ihn wach, ich will Hülfe holen, daß wir ihn an Bord bringen, denn er gehört auf unser Schiff."

Der Wirth ging zu Berlefick und rüttelte ihn.

Zornig fuhr er endlich auf und schlug dem Wirth in's Gesicht. „Was weckst Du mich?" rief er aus, und ein zweiter Schlag folgte in rapider Schnelligkeit dem ersten, denn der Rausch war noch nicht vorüber.

Der Wirth stammte aus Sachsenhausen und war nicht geneigt, unerwiderte Püffe hinzunehmen. Schlag auf Schlag folgte rasch und kräftig; aber Berlefick war dem kräftigen Wirthe gewachsen, zumal er noch trunken war. Durch das Geschrei herbeigerufen, trat ein Knecht für seinen Herrn auf den Kampfplatz, der Berlefick bald zu Boden geschlagen hatte und eben im Begriffe war, einige Stadtknechte oder Geleitsreiter zu rufen, welche die Polizei übten, als Ferdinand mit Pitt hereinstürmte und den Knecht zurückdrängte.

„Was gibt's denn?" rief er. „Ich höre, daß hier ein werther Verwandter von mir mißhandelt werde?"

„Was? Mißhandelt?" rief schäumend der Wirth. „Angefallen hat mich der Mensch wie ein Bandit! Dort liegt er und hat einen Denkzettel von Sachsenhäuser Fäusten! Mein Peter hat ihn zurechtgetrommelt, aber auf die Mehlwage muß er! Ich will mein Recht suchen! In meinem Hause hat er mich angefallen und mich blutrünstig geschlagen. Ich bin ein freier Reichsbürger!"

„Um Alles bitt' ich Euch," flehte Ferdinand, „macht keine Händel, Herr Wirth. Er ist ein grundbraver Mann. Vielleicht war er etwas schlaftrunken."

„Ja, schlaftrunken? Weintrunken war er und hat, statt zu bezahlen, mich angefallen. Thut das ein ehrlicher Mann? Heh?" schrie der Wirth.

„Stille nur; er ist ein reicher Mann, der Euch tausendmal Das zahlen kann und wird, was er verzehrt hat. Macht nur keinen Lärm!" bat Ferdinand.

Er gab dem Wirthe die besten Worte, bis dieser sich endlich beruhigte und ein Licht holte.

Berlefick war, betäubt von den Schlägen des Knechtes und des Wirthes, zusammengestürzt, doch aber gleich wieder zu sich gekommen. Sein Rausch war vorbei. Er hörte die Stimme und horchte auf. Ja, das war Ferdinand, der so liebevoll für ihn sprach. Er erkannte seine Stimme. Berlefick kroch unter dem Tische heraus und stand eben aufrecht, als das Licht kam. Das Blut rann ihm über das Gesicht herab und gab ihm einen entsetzlichen Anblick.

Jetzt lenkte der Wirth ein und holte Wasser und einen Schwamm. Ferdinand reinigte ihn und gab ihm die engelsbesten Worte, sich ruhig zu halten. Dies Ermahnen und Bitten fand Anklang bei Berlefick. Dadurch aber stieg des Wirthes Muth wieder, der mit den Stadtknechten auf's Neue zu drohen begann. Ferdinand machte ihn darauf aufmerksam, daß er gegen ihn zeugen müßte, und schlichtete endlich, zu Berlefick's Freude, den unangenehmen Handel.

Als aber der Wirth die Zeche forderte und Berlefick bezahlen wollte, fehlte ihm der Geldbeutel. Dies weckte seinen Zorn auf's Neue und reizte den Wirth so, daß wieder ein neuer und heftigerer Hader zu entbrennen begann. Auch jetzt versuchte Ferdinand mit Glück das Vermittleramt, während der diebische Pitt mit großer Energie d'rein zu reden begann, indem er versicherte, ein Mann, wie der reiche Herr Berlefick, gehe nie aus ohne einen wohlgespickten Beutel; der habe goldene Mücken und deren mehr, als der Wirth kupferne.

Berlefick erinnerte sich, daß er ziemlich viel Geld in seinem Beutel gehabt habe; allein er war abhanden gekommen. — Wie? Das wußte Niemand, so wenig als wo und wann? Denn weder dem Wirthe, noch den beiden Anderen kam es in den Sinn, einen Verdacht auf den Schiffsjungen zu werfen, der sich so keck benahm und auch bei seinem Diebstahle geschickt sich benommen.

Um den Handel zu schlichten, zahlte Ferdinand die Zeche und

versetzte, da sein Geld nicht ausreichte, seine Uhr. Damit war denn für's Erste der Wirth zufrieden, und Ferdinand und Pitt begleiteten Berlefick, der über entsetzliches Kopfweh klagte, hinaus und dem Meßschiffe zu.

Je mehr Berlefick von seinem Rausche genas, desto mehr konnte er die fatale Lage überblicken, in welcher er sich an dem fremden Orte befunden, und desto höher schlug er den ihm von Ferdinand erwiesenen Liebesdienst an, welchen offenbar ein guter Geist gerade zur guten Stunde herbeigeführt hatte.

Er ließ sich von ihm führen, denn die Schläge des Knechtes, der sich wohlweislich aus der Affaire gezogen hatte, ließen ihre Wirkung mehr und mehr hervortreten in heftigem Schmerz in den Schultern, am Rücken und in den Seiten, wie nicht minder am Kopfe. Es waren Püffe gewesen, die sich ein solides Denkmal in blauen Flecken gestiftet hatten.

So brachte ihn Ferdinand in das Schiff, wo Eidam in großer Angst seinetwegen gewesen war. Gustelchen schlug aber bei seinem Anblick die Hände zusammen, denn sein Kleid war zerrissen und bot einen Anblick der Verwüstung dar, welcher schreckenerregend war. Es war ein Glück gewesen, daß er seine Staatsperücke nicht getragen.

„Seht Ihr, Herr Nachbar," sagte sie, „das ist die Folge übertretener Schiffsordnung. Hättet Ihr Wasser getrunken, so wär' das Euch Alles nicht passirt. Und geraucht habt Ihr auch? Pfui, ich rieche es." Damit wandte sie sich und ging nach der Küche.

„Das fehlt noch," seufzte Berlefick, „daß ich, statt Mitleid mit meinen zerschlagenen Gliedmaßen zu finden, eine Strafstandrede anhören muß! Lieber, guter Ferdinand, bringe mich in mein Schlafplätzlein." Dieser führte ihn hinab. Dort half er ihm sich entkleiden. Berlefick schloß ein Kästlein auf, griff blind hinein und reichte Ferdinand Geld, ohne es zu zählen. „Da, mein guter Junge," sagte er, „hast Du Geld für Deine Auslage und um Deine Uhr einzulösen."

„Es ist zu viel, Herr Vetter," entgegnete Ferdinand abwehrend; aber das half nichts. Er mußte es behalten und versprechen, Niemandem von den Bacharacher Gerbern und Krämern, die auf der Messe anwesend seien, Etwas von dem Vorgefallenen zu erzählen. Dann dankte er auf's Wärmste für seinen Beistand und seine aufopfernde Bereitwilligkeit, ihm zu dienen, und Ferdinand ging, um bei Gustelchen noch ein Stündchen zu plaudern, wo denn auch Peter Eidam die Vorfälle kennen lernte, und meinte, das sei die Frucht des langen Fastens, welches ihm Gustelchen auf dem Schiff auferlegt. Dennoch konnte der Schiffer sich nicht entbrechen, in das herzliche Lachen der jungen Leute einzustimmen — und geheimen Zweifeln Raum zu geben, ob jemals aus der beabsichtigten Verbindung etwas werden würde.

Derweilen lag Berlefick in seinem Bett in einer fieberischen Gluth und verwünschte das Meßschiff und das Mädchen, welches er der Urheberschaft an diesem Malheur, wie er sich gelinde ausdrückte, indirekt anklagen mußte. Was hätte er d'rum gegeben, säße er in seinem weichen Sorgsessel daheim und könnte eine Flasche Leimbacher als Sorgen- und Schmerzenstiller leeren? Je schwärzer ihm des Mädchens Thun erschien, desto helleres Licht fiel auf Ferdinands Benehmen. Bittere Reue erfüllte sein Herz bei dem Gedanken, wie er den alten Wink gezwickt und mit Einklagen seiner Darlehen gedroht, bis er den braven Jungen fortgejagt. In etwas beruhigte es ihn, daß er ihm ein hübsches Röllchen Kronenthaler in die Hand gedrückt hatte; aber der Wurm der Reue über sein Verhalten gegen Ferdinand wühlte doch fort und fort noch in seinem Innern. Ruhelos und ächzend warf er sich auf seinem Lager herum, bis endlich spät der Schlaf ihn seinen Vorwürfen und seinen Schmerzen enthob.

Unterdessen saß der Tagedieb Pitt in seiner Koje und zählte das Geld in Berlefick's Beutel, welchen er ihm entwendet hatte. Den Beutel warf er in den Main; das Geld aber wickelte er

sorgfältig ein und verbarg es in einem Winkel seiner Koje. Allmälig wurde es am Ufer stille und die Nacht legte ihren Schleier über die Begebenheiten dieses Abends, der für Berlefick am schlimmsten geworden war und ihn ohne Ferdinands Dazwischenkunft leicht noch in polizeilichen Gewahrsam hätte bringen können.

5.

Als Berlefick am andern Morgen erwachte, war er fast an allen Gliedern gelähmt. Sie schmerzten ihn entsetzlich, und als Pitt nach ihm sah, rief der Strick: „Ihr seid so blau im Gesicht, als hätt' Euch ein Blaufärber getunkt! Und blutrünstig seid Ihr dazu! Ihr könnt Euch vor keinem Menschen sehen lassen."

„Das ist ohnehin vorbei," seufzte Berlefick, „denn ich kann kein Glied regen. Die Burschen haben mich gedroschen, daß ich d'ran zu tragen haben werde. Rufe mir einen Chirurgus."

Pitt ging und dachte: „Damit hat's noch Zeit. Was brauche ich um den Alten in der Stadt herum zu laufen, bis ich so einen Barbutz finde!"

Der schlenderte hinauf und lungerte auf dem Verdeck herum, wo jetzt eine Heidenwirthschaft begann. Es wurde ausgeladen, was an Leder im Schiffe war, und wenn so eine trockene Sohlenlederhaut auf das Vorderdeck geworfen wurde, bebte das Schiff bis in Berlefick's Koje, daß er zusammenfuhr. Schürger sind überall Gesellen, deren Manierlichkeit und Bescheidenheit mit Fug und Grund in erhebliche Zweifel zu ziehen sind. Auch diese waren der Art, daß das Beste, was aus ihrem Munde ging, Schimpfen und Fluchen war, was sie mit aller Macht einer Aepfelweinkehle thaten. Das klang da unten in der engen Zelle, wo Berlefick seine Clausur aushielt, wie ferner Donner. Dies wäre jedoch Alles noch zu ertragen gewesen, wenn nicht Schreiner und Zimmerleute jetzt gerade über seinem zerschellten Kopfe zu sägen, zu hobeln,

zu hämmern und zu klopfen angefangen hätten, daß ein Gesunder mit klarem Kopfe justement desperat geworden wäre. Sie arbeiteten an dem Schenkzelt über seinem Kopf, und er hatte, was die Neuzeit einen Katzenjammer nennt, im höchsten Grade Kopfweh, Schwindel, Unbehagen, und dazu kam nun der äußerliche Schmerz von dem Zerbläuen der Fäuste des Wirthes und des Knechtes, der Aerger, daß er vor dem Mädchen sich blamirt und von ihr, der naseweisen Dirne, eine Strafrede und Levitenlesen hatte einstecken müssen, und nun hier lag in einem Raume, der so enge war, daß ihm schier das Bischen Lebensluft ausging, dessen er bedurfte in seinem Elend. Es war zum Verzweifeln! Schmerz, Aerger, Grimm zerarbeiteten sich in seinem Innern, als es an die Thüre seiner Kajüte klopfte, als wäre das Fingerchen von Sammt, und ein melodisches Stimmchen fragte: „Darf und kann ich einmal öffnen?"

Wie wenn die Sonne durch die Nebel bricht, fuhr plötzlich ein wundersamlich verklärender Lichtstrahl über das Antlitz des armen Dulders und gab ihm einen von dem früheren völlig verschiedenen Ausdruck.

„Sie ist's!" rief's in ihm. „Sie denkt an mich! Sie hat doch noch ein Herz für mich und bereut gewiß ihr naseweises Geschwätze von gestern."

„Herein nur, mein Engelchen!" rief er freudig bewegt, und alles Herzeleid war vergessen.

Gustelchen hatte den Kaffee auf einem Vorstellbrette, öffnete die schmale Thüre und ließ ihr holdseliges Gesichtlein erscheinen. Aber beinahe hätte sie Kaffee, Milchbrod und Zucker mit einem Plumps zur Erde fallen lassen, denn sie brach bei seinem Anblick in ein unmäßiges Gelächter aus.

Berlefick's Hitzkopf und Jähzorn regte sich gewaltig, allein er versuchte ihn zu bändigen, was ihm einigermaßen gelang.

„Was ist denn so zu lachen?“ rief er mit zornzitternder Stimme. „Ich sollte denken, daß ich eher Mitleid verdiente.“

Gustelchen rang und rang, aber immer auf's Neue übermannte sie der Lachreiz, und ein wahrer Sturm brach los. Endlich wurde sie Herr über sich, aber statt ihm Rede zu stehen, stellte sie den Kaffee auf das winzige Tischlein vor seinem Peinlager und eilte hinweg, kam jedoch alsbald mit einem Spiegel wieder und hielt ihm den vor.

„Seht selbst,“ sagte sie lachend, „ob ich dem Lachreiz widerstehen konnte?“

Berlefick blickte in den Spiegel und lachte selbst, trotz Schmerz, Grimm und Aerger laut auf; denn in seinem Gesichte sah man Gelb, Grün, Blau und Schwarz in wundersamen Uebergängen bis zur intensivsten Stärke und Sättigung, und namentlich hatte sich der blaue Metallanlauf der Nase in ein dunkles Blau verwandelt, das fast schwarz genannt werden konnte. Auf allen diesen Farben-Nuancen, durch welche sein Gesicht einige Aehnlichkeit mit der Palette eines Malers erhielt, thronte eine schneeweiße baumwollene Troddelmütze, weit über die Ohren heruntergezogen, und bildete einen höchst wirksamen Contrast.

Gustelchen reichte ihm jetzt die Hand und sagte: „Da Ihr nun selber mit Eurem Lachen das meine gerechtfertigt habt, so lasset uns jetzt vernünftig werden!“ Sie stellte den Spiegel weg; aber trotz des Vorsatzes, vernünftig zu werden, zuckte ihr schönes Gesichtchen dann und wann noch einmal, und selbst wenn ihr süßer Mund recht verständiglich redete, war Berlefick jede Minute gewärtig, daß wieder urplötzlich so ein Lachorkan losbrach. Er war versöhnt. Sie sprach gar zu lieb, theilnehmend und freundlich; bedauerte den unseligen Rumor auf dem Verdeck und goß ihm den Kaffee ein.

Berlefick hatte keinen Appetit, aber in der Weise mußte er

trinken und essen, und Beides schmeckte köstlich. Er vergaß all' sein Leid in der Nähe des Mädchens wieder.

Endlich sagte er: „Ist denn Pitt zu einem Chirurgus gegangen?"

„Nein," sagte Gustelchen darauf. „Er lungert oben herum. Ich wußte nicht, daß Ihr ihm das aufgetragen."

„Das ist ein heilloser Bube!" rief zornglühend Berlefick aus.

„Erhitzt Euch doch nicht," beschwichtigte Gustelchen und eilte hinweg.

Bald darauf kam ein Chirurg, untersuchte und sagte dann sehr gravitätisch: „Contusionen, bedenkliche Contusionen! Ihr müßt abscheulich traktirt worden sein, Herr? Da muß eine kunstmäßige Behandlung eintreten. Aber wie soll das hier, in dem Neste, möglich werden? Ihr müßt heraus!"

Berlefick wehrte sich, obgleich der Scandal über seinem Kopf in stetem Wachsen war, und der Heilkünstler fügte sich. Er machte Aufschläge, legte Pflaster auf und ging dann.

Es war eine einfache Nothwendigkeit, daß sich auf dem Schiffe fast Niemand mit ihm befassen konnte. Da war Arbeit in Hülle und Fülle, denn je eher die Wirthschaft auf dem Meßschiff eröffnet und im Frage- und Anzeige-Blatt angekündigt werden konnte, desto eher begann der Profit des Schiffers Eidam. Deßwegen mußte jedes Glied der Schiffsbewohnerschaft angreifen und helfen. So lag denn der arme Zerbläute allein in seinem südheißen Kämmerlein und blies, wie man sagte, Trübsal auf Noten. Er hatte Zeit, zu denken. Wie auch des Mädchens Lieblichkeit und Freundlichkeit, Mitleid und Sorgfalt ihm wohlthat, er erinnerte sich doch wieder aller Quälereien auf dem Schiff; er gab dem Gedanken wieder Raum, was aus seinem Behagen werden sollte, wenn der kleine, eigensinnige und steinharte Kopf ihn unter das Regiment des Pantoffels nehmen sollte, und der besonnene Verstand rieth: Laß die Heirathsgedanken fahren! Der Rector hat Recht! —

Er spann den Faden weiter. Die Erinnerungen an das Herzeleid der Reise und was als erstes Abenteuer in Frankfurt sich daran knüpfte, traten in ihre Rechte — kurz — ein Heimweh nach seinem schönen Plätzlein am Rhein, an den weichen Lehnsessel am Ofen daheim, an die Stille seines Hauses, an die goldenen Tröpflein aus seinem Keller, an die blauen Wölklein des Knasters — ergriff ihn mit Macht, und mancher Stoßseufzer entrang sich der Brust. Auch Zorn brach dann und wann los, aber er richtete sich gegen ihn selber, daß er nämlich so einfältig sei und allemal sich wieder von der schönen Here bethören lasse.

In dieser Gedankenreihe unterbrach ihn Ferdinand, der die erste freie Stunde benutzte, nach dem Vetter Kreuzträger zu sehen. Er blieb bei ihm und plauderte mit ihm von allerlei Dingen; erzählte ihm, daß eine große Bude mit Thieren auf dem Roßmarkt stehe, allwo jedstündlich ein Menschenstrom aus- und einfluthe, weil so Außerordentliches in Frankfurt noch nie gesehen worden. Das unterhielt ihn ungemein angenehm. Was aber Berlefick ungemein alterirte, war die Nachricht, daß sein Nachbar in Bacharach, der alte Wink, mit Tod abgegangen sei, welche ihm Ferdinand brachte. Nicht als ob Berlefick etwas für seine ihm geliehenen Gelder befürchtet hätte; Wink hatte keine Kinder und war nicht ohne Vermögen, hatte aber der Gelder zur Reparatur seines Hauses bedurft, das bei einer winterlichen Ueberschwemmung viel gelitten, sondern darum griff der Tod des Mannes ihn an, weil er ihm ein guter braver Nachbar gewesen.

Ferdinand verbreitete sich über die vortheilhafte Lage des Hauses, über die Frequenz des Ladens und das blühende Geschäft, und man konnte merken, wie ein leiser Wunsch in seiner Seele sich wehmüthig äußerte, dann aber sich schnell wieder verkroch. Berlefick merkte das, und sein gutes Herz fing an, für den guten Ferdinand zu operiren. Als er endlich weggegangen, überlegte sich Berlefick die Sache in die Länge und Breite, Höhe und Tiefe, und es kam

ihm vor, als sei er dem guten Jungen schuldig für das Herzeleid, so er ihm bereitet, einen rechten heilenden, sein eigenes Gewissen befriedigenden Ersatz zu geben; doch kam er noch zu keiner Entscheidung. Dennoch ging in seiner trostlosen Einsamkeit die Angelegenheit in seinem Kopfe herum, und der Gedanke, daß er nicht sehr viel auf die Kapitalschuld Wink's zuzulegen habe, um das Haus an sich zu bringen, legte ein ansehnliches Gewicht in Ferdinands Wagschale.

Berlefick war indessen nicht der Mann, der rasche Entschlüsse faßte. Er mußte eine Sache ziemlich oft drehen und wenden, ehe er sie gehörig erfaßt hatte, und dazu wurde ihm Zeit gelassen, denn der Chirurgus ließ ihn, da er von Pitt gehört, der Alte habe Geld, so leicht nicht aus seinen Klauen. Er behandelte die Sache mit einer Wichtigkeit, daß es Berlefick manchmal um sein Leben bange wurde. Er mußte Arznei nehmen, eine strenge Diät halten, und es fehlte nicht an allen erdenklichen Pflastern, Einreibungen und Aufschlägen. Berlefick's Zustand war oft unerträglich. Als das Zelt fertig war, konnte er deutlich das Gläserklingen hören, eine tantalische Qual für ihn, der nach einem guten Tröpflein ein heißes Verlangen trug; er konnte das Gelächter droben deutlich hören und das Stampfen der Füße, wenn den Leuten der Kopf schwer wurde, machte ihn vollends toll. Dann und wann sah Eidam nach ihm, noch seltener Gustelchen, und nur Pitt ärgerte ihn alle Tage. Da waren die Besuche Ferdinands Labsal für ihn, die denn täglich sich wiederholten, bis endlich der Chirurgus mit einem Knix seine ellenlange Deservitenrechnung überreichte und zugleich die seiner Hausapotheke, welche die Heilmittel geliefert, und ihn für völlig genesen erklärte.

Freudig sprang er aus dem Bett und wenige Minuten später saß er oben im Zelte, wo ihm Gustelchen lächelnd eine Flasche kredenzte, in deren dunkelm Naß er all' den Jammer der anderthalb Wochen im Schiffsverließe hinabschwenkte.

Das war aber eine Wirthschaft da oben! Es wimmelte von Trinkenden, und man sah nur zu klar, die schöne Schenkin hatte so viel Antheil daran, als der köstliche Rothwein, den Bacharach's Berge geliefert. Sie wußte aber auch mit ihrer herzgewinnenden Freundlichkeit den edlen Nektar zu würzen. Alle diese Freundlichkeit aber, die sie Jedem erwies, war für Berlefick Gift und Galle, da er sah, wie gefallsüchtig das Mädchen erschien, und es kam ihm manchmal vor, als thue sie es, um ihn zu ärgern.

„Aber, Herr Berlefick," sagte sie eines Tages, „Ihr seid doch recht vergeßlich. Auf der Reise bot ich Alles auf, Euch die Zeit durch angenehme Unterhaltung zu verkürzen, und Ihr denkt nicht, daß Ihr mir versprochen habet, mir die Sehenswürdigkeiten der Messe zu zeigen?"

„Daß dich Gott bessere mit deiner Unterhaltung!" sprach Berlefick in sich hinein und gedachte der Qual des Garnwickelns und der schauerlichen Schiffsdisciplin, mit der sie ihn gemartert, und hier, wo alle Leute rauchten, blühte sie unter Tabaksqualm wie eine Rose und sagte nichts, daß er selbst rauchte und trank nach Herzenslust. Was in ihm vorging, verschwieg er und entgegnete, daß, da morgen Sonntag sei, er sie gerne dahin führen wolle. Das nahm sie an. Pitt stand dabei, und wer des Buben Gesicht beobachtet hätte, würde darauf einen Plan haben lesen können, der sicherlich seinem Feind ein Ungemach bereiten mußte.

6.

Der Sonntag kam mit seinen Glockenklängen und seiner Herrlichkeit. Pitt war frühe draußen gewesen, und gegen neun Uhr, als am Mainufer viele Lustwandelnde erschienen, sah man eine große Zahl lotteriger Gassenbuben aus der Hefe des Volkes in der Nähe des Bacharacher Meßschiffes sich versammeln, die in lebhafter Bewegung waren. Ihre Blicke waren auf das Schiff

gerichtet und man sah, sie erwarteten Jemand, um an ihm ihren Muthwillen auszulassen.

Ahnungslos waren die Bewohner des Meßschiffes. Wenige Leute kamen, um ihren Frühtrunk zu holen, welche Eidam allein bediente. Ferdinand war zeitig da, und ihm allein waren die Buben aufgefallen, ohne daß er aber einen Argwohn faßte. Derweile er bei Eidam saß und diesem erzählte, wie glücklich ihn die gänzlich veränderte Gesinnung seines Herrn Vetters mache, putzte sich Gustelchen in ihrem engen Kämmerlein und Berlefick legte seinen höchsten Staat an, den weißen Rock, die hochrothe Weste, die schwarzen Kniehosen mit Zubehör; er setzte des Perückenmachers Stübing Kunstwerk auf, dem die Puderquaste neuen Glanz und Schmelz verlieh, und trat endlich also im höchsten Putz auf das Verdeck, wo Ferdinand kaum fähig war, der Lachlust über das grelle Farbenspiel der Bekleidung seines theuren Herrn Vetters den Kappzaum anzulegen. Berlefick war nicht ohne Eitelkeit und gefiel sich jetzt selbst in dem höchst modernen Anzuge, dessen bizarre Farben jedoch bei ruhigerem Nachdenken Ferdinand nicht geringe Sorgen bereiteten, da das Alles zu auffallend war.

Berlefick setzte sich zu ihm, bestellte bei Eidam eine Flasche ächten Wolfshöhler und war erstaunlich guter Dinge. Gustelchen wollte heute auch in reizendster Weise erscheinen, um Ferdinand recht zu gefallen. Sie machte deßwegen ungemein lange und ließ Berlefick und Ferdinand Zeit, ihre Flasche zu leeren, wobei jedoch Ferdinand, trotz aller Mahnungen seines Herrn Vetters, nur ein Gläslein trank und also Berlefick genöthigt war, die ganze churpfälzische Flasche, die eine halbe Maß hielt, zu leeren. Man merkte an der höhern Farbe seines Gesichts und seiner Nase, sowie an der zunehmenden Lebhaftigkeit seiner Rede, daß der Wein einige Wirkung zu thun nicht verfehlte. Endlich kam Gustelchen.

Selbst ihr Todfeind, wenn sie auf Gottes Erde einen gehabt, hätte bekennen müssen, rosiger, holdseliger habe er sie nie, aber

auch kaum jemals und irgendwo so ein Mädchen gesehen. Die Wirkung ihrer Erscheinung war in der That zauberisch. Höchst geschmackvoll war ihr Anzug. Rosenroth und weiß waren die einzigen Farben, welche ihren Widerschein auf das holdselige, rosige Gesichtchen warfen, und sie trat so geschämig, so züchtig verhüllt auf, daß gerade dadurch jener Zauber unendlich erhöht wurde. Berlefick's ganze Seele trat in die Augen. Ferdinand wagte nur dann und wann einen entzückten Blick auf sie zu richten, aber dieser Blick reichte auch hin, das ganze Wohlgefallen und das ihn durchziehende Gefühl auszusprechen. Selbst der alte Eidam konnte sich nicht satt an dem lieblichen Kinde sehen. — Ferdinand mahnte zum Aufbruch.

Mit allem Ceremoniell jener umständlichen und peinlich artigen Zeit reichte Berlefick Gustelchen seinen Arm, trug in der andern Hand das lange Meerrohr und schritt mit den zierlichsten Schritten der Dielbrücke zu, welche zum Ufer führte.

Niemand bemerkte, daß Pitt am Steuerruder stand und mit seiner Mütze dem Janhagel, den er am Ufer zusammengetrommelt hatte, ein Zeichen gab.

Kaum erschien Berlefick auf der Landungsbrücke des Schiffes, als die Buben sich enger schaarten und in einen brüllenden Halloh ausbrachen.

„Seht einmal, ein Papagei!" rief Einer.

„Papagei! Papagei!" schrieen ein paar Dutzend Kehlen, klatschten in die Hände und brüllten vor Lachen.

„Seht nur, er hat einen blaurothen Schnabel und hinten ein Schwänzlein im Nacken!"

„Halloh! Ho!" schrie der Haufe und immer toller gebehrdeten sich die Stricke, während Pitt am Steuer sich wälzte vor Lachen und Lust.

Die Lustwandelnden sammelten sich auf das Geschrei und bald war eine ungewöhnliche Menschenmenge hier versammelt, welche,

von der tollen Lust der Buben und dem allerdings höchst komischen Anzuge Berlefick's erregt, den Lachchor um ein Ansehnliches vermehrten.

Anfangs stutzte Berlefick. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß er gemeint, daß er der Gegenstand dieses höchst ärgerlichen Auftrittes sein könne. Gustelchen erbleichte und erglühte in Einem Augenblick. Ihrem Scharfblick entging die Gefahr eines höchst fatalen Auftrittes nicht; denn achtete Berlefick nicht auf die Buben, so zogen sie ihm nach mit ihrem giftigen Witz und Spott, und die Geschichte wurde mit jedem Schritte, den sie thaten, schlimmer; achtete er auf sie und erkannte sich als den Gegenstand ihres Ulzes, dann brach sein Jähzorn los und nun erst war das Fatalste zu gewärtigen.

Sie zupfte ihn darum am Arm und sagte mit zitternder Stimme: „Ach, lieber Herr Berlefick, kommt doch zurück!"

Er blieb stehen und sah sie verwundert an. „Zurück?" fragte er erstaunt. „Was fällt Dir ein, mein Kind?"

„Ach, ach — die — Buben dort!" stotterte das angsterfüllte Mädchen.

In diesem Augenblicke fielen die Schuppen von seinen Augen, denn er sah, daß Ferdinand die Buben zu beschwichtigen suchte, freilich wohl völlig vergeblich, denn gerade seine Bitten und Versprechungen reizten den muthwilligen Uebermuth der Knaben. Immer toller schrieen sie: „Papagei! Papagei!" und ihr Gelächter wurde immer wiehernder.

Jetzt entbrannte des Alten Zorn in einer Weise, wie er selten losbrach. Er gab dem Mädchen einen Ruck, daß sie zwei Schritte zurückfuhr, schwang das lange Meerrohr und stürzte auf den Haufen zu. Mit großer Kraft faßte er Ferdinand und schob ihn aus dem Wege: „Geh'," rief er ihm zu, „und laß mich an die Meute, ich will sie kuranzen!"

Vergeblich flehte Ferdinand um Mäßigung und faßte ihn am

Arm. Der Wüthende schleuderte ihn zurück, daß er schier zur Erde purzelte, und fuhr unter die Knaben. Diese wichen ihm schreiend und lachend aus und sammelten sich um seinen Rücken. Dies steigerte seine Wuth. Er fuhr herum und lief ihnen nach. Diese Hetze machte die Scene so unwiderstehlich komisch, daß Alle, die müßig und neugierig hier standen, in ein laut schallendes Gelächter ausbrachen.

Berlefick war völlig von Sinnen. Er ließ die Buben nun und rannte gegen die Erwachsenen, indeß die Buben ihn an seinen Rockschößen faßten und herumzerrten.

Während dieser immer schlimmer werdenden Scene war Ferdinand in das Zelt geeilt, um Eidam zu rufen. Dieser hatte den Lärm gehört, sich aber in eifriger Bedienung seiner wenigen Gäste wenig d'rum bekümmert. Jetzt eilte er heraus, und kaum überblickte er die ganze Sachlage, als er, die herkulische Schiffergestalt, in drei Sätzen bei Berlefick war, ihn an den Lenden faßte, in die Höhe hob und den Zappelnden und sich wüthend Wehrenden auf das Schiff trug, wo er mit ihm hinter der Bretterwand des Zeltes verschwand.

Dies geschah unter dem wildesten Halloh der Buben und dem brausenden Gelächter der Zuschauer. Ferdinand war indessen weggelaufen, um einige Stadtföldner zu rufen, welche erschienen, einige der Buben faßten und die anderen zerstreuten.

Einem Schlaganfalle nahe, sank Berlefick auf eine Bank des Zeltes, wo ihn Eidam niedersetzte; er war keines Wortes fähig, so kochte der Zorn in ihm. Erst nach langer Zeit begann sich seine Seele Luft zu machen im maßlosesten Schimpfen und Fluchen auf solch' Gesindel. Ferdinand war derweile wiedergekommen und führte ihn in sein Schlafkämmerlein. Sie mußten an Gustelchens Stübchen vorbei, wo weinend über die erlittene Schmach das Mädchen saß. Kaum erblickte sie Berlefick, als sie sich nicht mehr halten konnte und in jungfräulichem Zorn ausrief, nie werde sie

mehr mit ihm einen Schritt vor das Schiff thun. Er scheine unter dem Fluche zu stehen, daß er hier in der Stadt nur Händel anfange, die zum Verderben oder zur Schmach für ihn und Andere ausschlügen. Ferdinand winkte und bat, aber das Mädchen konnte es sich nicht versagen, ihrem Gefühle Rechnung zu tragen.

„Das fehlt gerade noch!" rief Berlefick und sein Zorn regte sich wieder. „Himmel und Erde, was hab' ich den Rackern gethan? Ist's nicht, als seien sie bestellt gewesen, um mich zu hänseln? Und Du willst, daß ich Das in De- und Wehmuth hinnehmen soll? Etwa dazu flennen und heulen? Das ist Weibsart; meine ist, dreinschlagen, wenn man mich so abscheulich beleidigt. Bin ich Schuld? Himmel und Erde! Bin ich Schuld, daß das Gesindel sich da sammelt? — Und mir machst Du Vorwürfe, der ich doch lediglich der leidende Theil bin? — Das fehlt noch, um mir vollends den Leiden zu machen! Verdammt sei der Gedanke, mit dem langweiligen Meßschiff nach Frankfurt zu fahren. Verdammt der Gedanke —"

Ferdinand bat eindringlich. „Liebster Herr Vetter, lasset uns gehen, ich bitte Euch."

„Du hast Recht, Ferdinand," rief er nun. „Gehen! das ist das rechte Wort. Ich will packen und das Schiff, diese schwimmende Folterkammer für mich, verlassen. Heute noch."

Er zog Ferdinand mit sich in sein Quartierlein.

„Ach, mein Gott," sagte hier der Jüngling betrübt, „es thut mir so leid, daß Ihr mit Eidam's brechen wollt. Thuet es nicht!"

„Treue Seele," sagte plötzlich beruhigt Berlefick, „Du weißt nicht, wie es steht; aber ich will Dir's nur sagen. Ich war ein Narr, ein Esel dazu, und wollte das Mädchen heirathen, das Gustelchen droben. Ich meinte, sie sei ein Engel."

„Ist sie denn das nicht?" fragte Ferdinand, der sich meisterhaft und heldenmüthig hielt.

„Ein Engel? Schöner Engel!" rief der Alte. „Eine Hexe ist's, die Einen bethört, aber voll Teufelei. Sie ist an allem

Elend schuld. Sie hat mich dazu gebracht, mir des Rectors Narrentracht machen zu lassen. Ich versteh's jetzt recht gut, warum die Satanasse da draußen Papagei riefen. Seh' ich alter Narr denn nicht so aus? Sie hat mich schier zu Tode gemartert auf der Herfahrt mit dem verwünschten Garnwickeln! Sie hat mir Tabak und Wein verboten und ist also die Schuld, daß ich die Püffe bei dem Wirthe bekam und noch hintennach in die Mehlwage gesetzt worden wäre, wenn Du nicht, wie ein guter Genius, gekommen und mich aus der Tunke gezogen hättest. Nein, Ferdinand, ich will nichts mehr vom Heirathen wissen. Hoch lebe das edle Junggesellenthum mit seinem Frieden und Behagen!"

„Da stimme ich vollkommen bei," bemerkte Ferdinand.

„So? Du auch? Herrlicher Junge! Weißt Du was," sagte, schnell in eine heitere Stimmung übergehend, Berlefick, „weißt Du was? Ich reise ab und Du begleitest mich."

„Ach, theurer Herr Vetter," bemerkte Ferdinand, „das ginge schon, aber es geht nicht, denn ich bin durch meinen Contract bis gen Weihnachten gebunden."

„Verdammt!" rief Berlefick und stampfte auf den Boden. „Läßt sich denn das nicht ändern?"

„Wenn — wenn — Ihr vielleicht mit meinem Herrn Principal redetet," — versetzte Ferdinand. „Vielleicht wäre es dann thunlich."

„So komm' gleich!" sagte der Alte und griff nach Hut und Stock.

„Ach, wertheſter Herr Vetter," sprach stockend der Jüngling, „wollet Ihr mir nicht zürnen, wenn ich Euch etwas sage?"

„Heraus damit!" rief Berlefick.

„Euer Anzug," fuhr der Jüngling getroster fort, „ist so auffallend, daß ich fürchte —"

„Das ist ein vernünftig Wort," sagte ruhiger Berlefick, „bei meiner Seel', das gescheidtste, welches ich noch hier gehört! Siehst Du, das sind alle des Gustelchens Tücken! Sie ist Schuld! Der Erznarr, der Rector, trägt sich so. Bumms, da mußte ich's auch,

und sie sagte gar, hier trüge sich Jeder so, und als würde ich in anderm Anzug ausgelacht."

„Ihr nehmt dem Gustelchen Alles übel auf. Ich weiß, wie werth sie Euch hält, liebster Herr Vetter, und wie sie Euch hochachtet. Sie meinte gewiß, es sei so, weil der Herr Rector sich nach der neuesten Mode kleidet. Hat keine Kinder, der Mann, und ist vermögend."

Berlefick hörte geduldig zu und das gab Ferdinand den Muth, weiterzugehen in seiner Rede für den Schiffsfrieden. „Sie hat geweint über den Schimpf, und für ein ehrbares Mädchen ist so etwas keine Kleinigkeit."

„Du hast abermals Recht," fiel ihm Berlefick in die Rede. „Ich sehe im Zorn Alles schwarz. Es ist wahr. Nun, nun, geh' hinauf und suche den Frieden herzustellen. Ich will Dir's hoch verdanken! Derweile ziehe ich eine schwarze Weste und meinen Leberbraunen an. Er ist neu und fein und wird nicht auffallen."

Er that sogleich die nöthigen Schritte und war schnell damit am Ziel. Als jedoch Ferdinand wegeilte, entstand auf dem Verdeck ein Zetermordio. Es war eine Bubenstimme, die so schrie, als ob ihr Gewalt geschähe.

„Das ist des Tagediebs, des Pitt's Stimme," sagte Berlefick. „Ich glaube, der Eidam gibt ihm ein Frühstück mit dem Tauende? — Hat's oft schon verdient, der Racker!"

Beide stiegen hinauf und was sich ihren Augen darbot, bestätigte Berlefick's Vermuthungen, obwohl doch andere Umstände obwalteten.

Während unten in der Kajüte Berlefick und Ferdinand ihr Gespräch führten, war ein städtischer Rumorknecht auf das Schiff getreten und nahm Eidam allein. Er theilte ihm mit, daß der Polizeiherr die Buben examinirt, die dem fremden Herrn den Scandal bereitet, und herausgebracht, daß Pitt, der Schiffsjunge, sie bestellt und mit Geld zu dem Rumor gedungen habe.

„Mit Geld?“ fragte Eidam erstaunt. „Der hat nicht so viel, als ich in meinem Auge leiden kann!“

„Der Polizeiherr,“ fuhr der Rumorknecht fort, „sendet mich her, daß wir ihn einmal durchsuchen.“

Eidam stand ganz starr vor Erstaunen da. Er kannte wohl seinen Schiffsjungen als einen gutgewickelten Strick, aber solche Streiche hatte er ihm nie zugetraut.

„Warum durchsuchen?“ fragte er endlich.

„Weil der Herr,“ fuhr der Rumorknecht fort, „der in dem Wirthshause die Händel mit dem Wirthe hatte, wahrscheinlich, wie der Wirth aussagt, von dem Buben bestohlen worden ist.“

Das machte den Schiffer wild. „Kommt,“ sagte er, „der Bube ist in die Stadt geschickt, wir wollen seine Koje untersuchen.“

Das geschah, und man fand eine ansehnliche Summe Geldes, darunter holländische Ducaten.

Als sie mit dem Gelde wieder auf's Verdeck kamen, trat Pitt in das Zelt.

Der Rumorknecht faßte sogleich Pitt mit energischem Griffe beim Kragen und rief: „Spitzbube, nun haben wir Dich!“

Pitt erbleichte und begann zu zittern. Alle seine Frechheit war dahin. Er schrie wie ein gefangener Marder und versprach, Alles einzugestehen.

Zu dieser Prozedur kam eben Berlefick und Ferdinand recht gelegen.

Eidam, der von Zorn erhitzt war, hielt ein getheertes Tauende in seiner Hand und dies hochnothpeinliche Zungenlösungsmittel wirkte Wunder, denn während Pitt voll Angst seine Augen darauf gerichtet hielt, bekannte er seinen Diebstahl und seine Aufhetzung der Buben am Strande, denen er das Geld gegeben hatte, welches an der Summe fehlte, die er Berlefick entwendet; er bekannte den Weindiebstahl ebenso.

Alle standen betroffen da, als der Tagedieb seine Verworfenheit und auch den Grund seines Hasses gegen Berlefick eingestand.

Jetzt erst erwachte Eidam's Zorn. Er riß den Strick aus des Rumorknechts nerviger Faust und maß ihm das Tau unbarmherzig an. Selbst Gustelchens Flehen half nicht.

Als er endlich sein schiffisches Strafamt vollzogen, übergab er Pitt dem Rumorknecht.

„So," sagte er aufathmend. „Jetzt hat die Schiffszucht ihr geheiligtes Recht. Das war für die Streiche, die er auf dem Schiffe verübt. Was er im Wirthshaus, auf Eurem Stadtgebiete gethan, mögt Ihr nach Urtel und Recht bestrafen."

Damit übergab er den bösen Buben dem Rumorknecht, der ihn nach dem Gefängniß abführte.

Lange wurde die Geschichte noch verhandelt an Bord des Meßschiffes, und unvermerkt gelang es Ferdinand, die milderen Saiten anzuschlagen, deren Ton einen friedlichen Klang annahm. Freilich weigerte sich Gustelchen entschieden, heute in die Stadt zu gehen, unter dem Vorwande, die Gassenbuben möchten auf eigene Faust dem Herrn Nachbar aus Rache noch einen Denkzettel anhängen.

Dabei blieb's denn, und Berlefick und Ferdinand traten allein ihren Weg nach dem Roßmarkt an.

Unterwegs sprach Berlefick seinen Willen auf's Bestimmteste aus, Frankfurt am andern Morgen zu verlassen, und begab sich, da die Wohnung von Ferdinands Principal auf dem Wege lag, zu diesem.

Hier trug Berlefick auf die Entlassung aus dem Verhältniß an, in das Ferdinand zu dem Kaufmanne getreten war. So belobend sich auch dieser über Ferdinand aussprach, und so wenig er ihm im Wege stehen wollte, so machte er doch darauf aufmerksam, daß er ihn jetzt, mitten in dem Meßverkehr, unmöglich entbinden könne; er wolle aber, sagte er, wenn die Messe vorüber sei und er einen andern Ladengehülfen gewonnen haben würde, ihn ziehen lassen.

Das genügte sowohl Berlefick, als Ferdinand, dem noch die

Rückreise mit dem geliebten Mädchen in Aussicht stand, vollkommen, und Beide verließen vergnügt das Haus, um nach dem Roßmarkte zu gehen, ja, Berlefick schien sehr geneigt, den Gedanken an eine schon morgen vorzunehmende Abreise aufzugeben, um alsdann in der alten Gesellschaft, und frei von Gustelchens quälender Schiffsordnung, heimzukehren, da sie jetzt den Tabak herrlich ertrug und nichts dagegen hatte, wenn Berlefick sich den Rothen im Zelte schmecken ließ. Leider aber sollte ein unerwartetes Ereigniß diesen schnell gefaßten Entschluß umstürzen und ihm Frankfurt vollends verhaßt machen.

7.

Die Angelegenheit der Rückkehr Ferdinands nach Bacharach besprechend, nahten sie sich einer umfangreichen Bude, welche auf dem Roßmarkt errichtet war. Bilder wilder Thiere und ihrer Kämpfe mit Menschen waren am Eingange zu schauen, und ein Mohr lud das Publikum mit den seltsamsten Grimassen zum Beschauen der Herrlichkeit ein.

Auch die beiden Wanderer nahten sich der Eingangspforte. Berlefick erlegte für sie Beide den Eingangspreis und sie traten in den Raum, wo denn Löwen, Tiger und alle möglichen Thiere zu sehen waren. Sehr zahlreich waren Vögel fremder Welttheile und Affen vertreten. Besonders merkwürdig war ein sogenannter Orang-Utang, ein Thier von besonderer Größe, Wildheit und tückischem Wesen. Dieser zog Berlefick besonders an, und er trat, trotz der Warnung des Aufsehers, nahe an den Käfig heran. Im Gespräche mit Ferdinand drehte er sich einmal gegen diesen um, der etwas zurückstand, da fuhr des Affen krallige Hand zwischen den Eisenstangen heraus und erfaßte mit Blitzesschnelle Berlefick's Perücke.

Als dieser fühlte, daß der Affe seine Haarhaube erfaßt habe, stieß er einen Schrei des Schreckens aus und bückte sich sogleich instinctmäßig, um dem feindlichen Angriff zu entgehen. Es war

indessen zu spät. Durch sein Bücken blieb die Perücke in der Gewalt des Affen, der sie in den Käfig nahm und sie grinzend in Fetzen riß.

Als sich Berlefick aus dem Bereiche des unmittelbaren Angriffs des wilden Thieres sah, erwachte sein Zorn, und ehe Ferdinand, der selbst höchst erschrocken war, es wehren konnte, griff er den Affen mit seinem Meerrohr an und schrie vor Zorn. Der Affe zog sich mit wildem Geschrei in den Hintergrund seines Käfigs zurück, erfaßte aber mit einer raschen Wendung das Meerrohr und zog es an sich. Berlefick war nicht gesonnen, auch dies Gut der Bestie zu überlassen, und hielt es fest. Dadurch kam sein Arm in den Bereich der Eisenstangen, und rasch ergriff der Affe den weiten Aufschlag seines Aermels und zog ihn dadurch selbst mit solcher Gewalt gegen die Stäbe, daß der Affe sein Gesicht erreichen konnte.

Dies Alles hatte sich mit solcher Schnelligkeit ereignet, daß Ferdinand kaum einschreiten konnte.

Jetzt aber, die Gefahr erkennend, schrie er: „Laßt los, laßt los!“ und riß ihn zurück mit aller Gewalt. Mehrere Anwesende, besonders Frauen, schrieen heftig, Andere lachten. Durch diesen Tumult begannen die Thiere zu schreien, und Töne, wie sie nur selten in solcher Gemeinschaft hörbar wurden, ließen sich jetzt von allen Seiten vernehmen. Berlefick tobte wie ein Rasender. Die Wärter eilten herbei und schimpften ihn und drohten mit gerichtlicher Klage über den Rumor, den er angezettelt. Sie zerrten ihn gegen den Ausgang und stießen ihn, wie auch Ferdinand ihn schützen mochte, unter dem entsetzlichen Geschrei der Thiere, dem wüthendsten Schimpfen der Aufseher und dem wiehernden Gelächter der Menge der Zuschauer in der Bude zur Thüre hinaus, daß er noch eine Strecke fortstolperte und ohne Zweifel hingestürzt wäre, wenn nicht Ferdinand ihm nachgeeilt und ihn am Arm ergriffen hätte.

Um die Bude herum war eine große Menge Menschen versammelt, die auf den Weggang der sich im Zelte Befindenden

warteten, um einzutreten, theils müßiges Gesindel, das sich hier herumtrieb.

Der Anblick Berlefick's bewirkte, daß Alles in ein lautes Gelächter ausbrach. Nicht nur bot sein kahlgeschorner Kopf einen komischen Anblick dar, auch sein zerfetztes Kleid diente dazu, jenen Eindruck zu vermehren.

Er wüthete vor ohnmächtigem Zorne.

„Herr Vetter, um Gotteswillen bitt' ich Euch, seid ruhig," rief begütigend Ferdinand. Er zog ihn mit Gewalt fort, aber der Alte wollte weder Perücke, noch Meerrohr missen, und widerstrebte. Immer wilder brauste die Lust der Zuschauer dieses allerdings komischen Auftritts auf.

„Herr Vetter, wollt Ihr noch der Polizei anheimfallen?" rief angstvoll der Jüngling aus. „Ist's nicht genug, daß Euch das Volk verhöhnt?"

Dies wirkte gewaltig auf den Erzürnten.

Berlefick fühlte an seinen Kopf und rief dann: „Fort, Ferdinand, fort!" Er erkannte seine Lage und empfand plötzlich das Ungemüthliche derselben.

Ferdinand zog ihn eilend hinweg, begleitet von dem Halloh des Pöbels, und erreichte glücklich den Laden eines nahewohnenden Perückenmachers, um Ersatz für einen der wichtigsten Theile des Verlustes zu finden.

Ein Lärm, wie der vor der Thierbude und in derselben konnte indessen der wachsamen Stadtpolizei, zumal an einem Sonntage, nicht unbemerkt entgehen. Dem fragenden Polizeimann höheren Ranges wurde das Haus des Perückenmachers bezeichnet, wohin sich der Urheber des Lärms geflüchtet. Dorthin eilte er und trat eben ein, als ganz erschöpft und einer wahren Trostlosigkeit verfallen, Berlefick in einen Lehnsessel gesunken war, während der Haarkünstler sich um ihn bewegte.

Die Polizei jener Tage litt nicht an Dem, was man Höflichkeit

nennt. Polternd trat der Rumorknecht-Corporal ein und überhäufte den Alten mit den heftigsten Vorwürfen, indem er ihm befahl, ihm sofort auf das Polizeiamt zu folgen, denn, setzte er hinzu, daß Berlefick derselbe sei, der eines Abends im Wirthshause zum goldenen Apfel Malefiz getrieben, heute Morgen einen Auflauf bei dem Bacharacher Meßschiff veranlaßt und auch jetzt wieder die Ruhe der freien Stadt und den Sabbatfrieden ihrer hochehrsamen Bürgerschaft gestört habe, das dürfe nicht ungerügt bleiben u. s. w.

Es war nahe daran, daß auch jetzt wieder der Jähzorn Berlefick's losgebrochen wäre und seine Lage nur noch verschlimmert hätte, wenn nicht Ferdinand mit aller Macht sich in den Riß gelegt. Er erzählte wahrheitsgetreu die drei Vorgänge, welche den Alten in solchen schlimmen Verdacht gebracht hatten, besonders aber den letzten bedauerlichen Vorfall.

Diese Erzählung wirkte so gewaltig auf die Lachmuskeln des ehrsamen Polizeimannes, daß er dem Reize nicht zu widerstehen vermochte und sich vor Lachen ausschütten wollte.

Nach dieser für Berlefick allerdings fatalen, dennoch aber höchst günstigen Wendung der Sachlage wollte sich der Polizeimann entfernen; allein ein unabsehbarer Haufe von allerlei Volk hatte sich vor dem Hause versammelt. Ferdinand befürchtete neuen Scandal und drückte dem Mann der Sicherheit und ausübenden Gewalt ein Geldstück in die Hand und bat ihn, das Volk zu entfernen, weil sonst leichtlich neue unangenehme Auftritte erfolgen könnten.

Solch eine mit Nachdruck begleitete Bitte verfehlte ihre Wirkung nicht, wie sie denn selten erfolglos bleiben dürfte; der Officiant säuberte die Straße, und es trat nun so viel Ruhe ein, daß man an die Bedeckung des entblößten Hauptes durch eine neue Atzel denken konnte. Sie fand sich endlich und viel weniger auffallend, als diejenige gewesen, welche als Zeichen des Sieges in den zerstörenden Klauen des Affen geblieben war. Den Hut hatte Ferdinand gerettet, und auf seinen Vorschlag traten Beide durch eine Seiten-

thüre, die auf eine enge Gasse mündete, in's Freie und entkamen unbeachtet der Menge, die, wenn auch in angemessener Entfernung, eines neuen Schauspiels zu ihrer Belustigung harrte.

Berlefick sprach kein Wort. Sein Gesicht war ungewöhnlich bleich und die Farbe der Nase war fast stahlblau. Eine solche Gemüthsbewegung hatte er noch nicht erlebt. Er war so angegriffen, daß ihn Ferdinand am Arme führte, um das Haus eines Schneiders zu suchen, der schnell in diesem Nothfalle die Fragmente des leberbraunen Staatsrockes wieder zu einem Ganzen vereinige.

Glücklicherweise brauchten Beide nicht weit zu gehen, um zu finden, was sie suchten.

Nachdem auch dieser Schaden geheilt war, fragte Ferdinand den Alten: Theuerster Herr Vetter, wohin befehlt Ihr, daß ich Euch führe?"

„Wohin Du willst, mein Sohn," sagte mit wankender Stimme Berlefick, „nur nicht auf das Schiff, wo ich entweder wieder eine Strafpredigt oder ein Gelächter zu erwarten habe. Das aber fühl' ich," fuhr er, sich ermannend fort, „daß ich nach diesen heillosen Begebenheiten einer Herzstärkung bedarf. Ich habe einen respectablen Hunger und Durst. Wähle aber ja keine Kneipe, damit mich in dieser Unglücksstadt kein neues Malheur heimsuche. Es wird uns ja Niemand kennen."

Ferdinand bog nach der Zeile ein und führte ihn dort in eines der ersten Gasthäuser. Leider aber mußte Berlefick hier seine letzte Unglücksgeschichte mit allen Nebenumständen mit anhören und Zeuge sein, wie man sie belachte. Durch die Dienste, welche er ihm geleistet, hatte indessen Ferdinand einen solchen Einfluß auf ihn bereits gewonnen, daß seine Bitten, doch ja durch Nichts zu verrathen, daß er der Mann sei, dem das Abenteuer begegnet, ihn zum Schweigen brachten, obwohl die Ausschmückungen, welche das Abenteuer hier erfuhr, ihn mehr denn einmal reizten, die Thatsache in's rechte Licht zu stellen.

„Laß uns hier bleiben, Ferdinand," sagte Berlefick mit Festigkeit, als sich die Gäste mehr und mehr verloren hatten. „Keine Macht der Erde soll mich vor Nacht auf das Pflaster dieser Stadt bringen, die, seit ich sie betreten, nur Unheil über mich gebracht hat."

Er rief einen Aufwärter und verlangte ein Zimmer für sich.

Als ihm dies angewiesen worden war, bestellte er Kaffee und holländische Pfeifen, und als Beides gebracht worden war und die Pfeife dampfte, kehrte Ruhe in seine Seele zurück. Nach einem ziemlich langen Schweigen, welches Ferdinand nicht zu stören wagte, hob endlich Berlefick also zu reden an:

„Mein Entschluß ist reif, mein lieber Ferdinand. Mit frühem Morgen besteige ich das Marktschiff, welches gen Mainz fährt, um in den Frieden meines Hauses zurückzukehren. Auf das fatale Schiff kehre ich nicht mehr zurück. Ich bleibe hier. Du gehest hin, packest meine Sachen und lässest sie hierher tragen, und während dieser Zeit lege ich mich auf das Ruhebett, um mich zu erholen. Willst Du, nach so vielen Liebesdiensten, auch noch diesen Deinem väterlichen Freund erweisen?"

„Mit Freuden, Herr Vetter," entgegnete der Jüngling; „aber —"

„Was hast Du für ein Aber?" fragte rasch Berlefick.

„Wollet Ihr ohne Abschied das Schiff verlassen?" fragte besorgt Ferdinand. „Sieht das nicht aus, als schiedet Ihr mit Groll von dem Schiff und seinen Bewohnern?"

Berlefick fühlte, wie wahr diese Bemerkung sei. Er schwieg verlegen und kratzte sich hinter dem Ohr. Endlich sagte er: „Was soll ich hinter dem Berge halten? Ferdinand, es gibt nicht leicht eine Lage, die peinlicher ist, als Gegenstand des Gelächters Anderer zu sein. Ich habe diese Pein, seit ich hier bin, so empfindlich getragen, wie es nur einem Ehrenmann irgend begegnen kann. Ich bin es nachgerade satt geworden. Nun muß ich nach dem, was

ich unten im Gastzimmer erfuhr, als gewiß voraussetzen, daß sie auf dem Schiff Alles wissen, denn die Gäste, die dort ihren Schoppen trinken, werden wohl die Mähr mit allerlei Zuthat hinterbracht haben. Wenn auch der alte Eidam ein gesetzter, verständiger Mann ist, so ist dagegen das Gustelchen ein Lachtäubchen erster Art und wird sich weiblich d'ran ergötzt haben. Nöthigenfalls macht sie's, wie neulich, und hält mir eine Strafpredigt, zu der ich, da ich allerdings selbst an meinem Mißgeschick Schuld trage, schweigen und die Galle verschlucken müßte. Beides wäre vollends unerträglich. Darum magst Du ihnen mein Adje bringen. Basta! Willst Du mir noch einen Liebesdienst thun, so sieh' zu, ob Du mein Meerrohr wiederkriegst. Hier ist Geld. Löse es, wenn's die Bestie nicht zerbrochen hat, aus. Es liegt mir viel daran, es zurückzukriegen, da es ein theures Andenken meines seligen Vaters ist. Ich weiß," setzte er zögernd hinzu, „es ist ein kitzlicher Auftrag; aber ich kenne Deine treue Liebe und werde dankbar sein, dankbar, Ferdinand. Du sollst mit mir gewiß zufrieden sein." Er reichte ihm Geld, und Ferdinand ließ sich's nicht merken, wie unlieb ihm dieser Auftrag sei, und entfernte sich eilig, während Berlefick sich auf das Ruhebett legte und bald in einen tiefen Schlaf sank. —

Zuerst begab sich Ferdinand in die Bude, wo die Ruhe mit Mühe wieder hergestellt war.

Der Wärter hatte dem Affen das Meerrohr entrissen, ohne daß es verletzt wurde, und gegen ein ansehnliches Trinkgeld empfing es Ferdinand wieder. In Eile wandte er sich nun dem Meßschiffe zu. Nicht ohne Sorge fragten Eidam und Gustelchen nach Berlefick; als sie aber hörten, er befinde sich wohl, da machte das Komische des letzten Abenteuers auch seine Wirkung gewaltig geltend. Alles wußten sie bereits, denn ganz Frankfurt ergötzte sich an dem spaßhaften Zweikampfe Berlefick's mit dem Affen und sprach davon.

Allerdings berührte des Alten Entschluß Eidam unangenehm,

aber zu machen war da nichts weiter, als daß er sich entschloß, so wenig er auch abkommen konnte, ihn diesen Abend noch zu besuchen.

Ferdinand packte seine Sachen schnell, und da er richtig schloß, daß sein Herr Vetter in den Armen des Schlafes Ersatz für die Leiden dieses Tages gefunden haben würde, so setzte er sich zu seinem lieben Gustelchen. Es währte freilich lange, bis sie zum Ernste kamen, denn Ferdinand berichtete getreulich Alles, was vorgefallen und was Berlefick gesagt hatte.

Eine Wolke legte sich auf des Mädchens schöne Stirne und umflorte ihr Auge.

„Es ist wahr," sagte sie, „ich habe dem herzguten, alten Mann übel mitgespielt. Gott vergebe es mir; aber die Rectorin war die Anstifterin, und — es galt, ihn von einer Thorheit zu heilen, zu der mein Vater und Pathe bereits die Hand geboten hatten. Was der Galgenstrick, der Pitt, an ihm verbrochen, ist nicht meine Schuld. Ich ahnte nichts davon, denn er besorgte das Bett allein. Das aber ist doch endlich errungen, daß er mich nicht zur Frau haben will. Er ist gründlich von seiner Thorheit geheilt und Du bist ihm lieb geworden. Ich hoffe, es geht ein neues Morgenroth aus diesen Trübsalen des armen Mannes für uns auf."

Auch Ferdinand theilte diese Hoffnung und freudig verließ er das Mädchen, um die Effekten Berlefick's in den Gasthof tragen zu lassen, wohin ihn der Schiffer Eidam begleitete.

Berlefick war durch den langen Schlaf erquickt. Sein Gemüth war heiter, denn seine Pfeife dampfte und eine Flasche köstlichen Hochheimers stand vor ihm, als Beide bei ihm eintraten.

Hocherfreut nahm er das Meerrohr aus Ferdinands Hand und drückte den Jüngling bewegt an seine Brust.

„Das vergeß ich Dir niemals, Du mein Schutzgeist in dieser unglückbringenden Stadt. Ohne Dich wär' ich ja verloren gewesen in den Drang- und Trübsalen, die mich hier betroffen haben!" So rief er entzückt aus und reichte mit den herzlichsten Worten

dem Schiffer seine Hand. Er entschuldigte sein Weggehen vom Schiffe mit demselben offenen Bekenntnisse, welches er gegen Ferdinand abgelegt, und im besten Einvernehmen leerten sie selb Dritt noch einige Flaschen und schieden dann auf fröhliches Wiedersehen in Bacharach. Ferdinand aber begleitete am andern Morgen seinen Herrn Vetter an's Marktschiff und nahm dort einen warmen Abschied von ihm, dem hoffnungsreiche Worte besonderen Werth verliehen.

8.

Zum ersten Male fühlte sich Berlefick wieder vollkommen glücklich, als er in seinem Schlafrock in dem weichen Lehnstuhle saß und die theuern Räume seiner Häuslichkeit überblickte.

„Es ist doch nirgends besser, als daheim," sagte er in ächt deutscher Gemüthlichkeit und blies ein blaues Wölklein edlen Knasters in die Luft, reichte dann nach einem Glase, gefüllt mit goldenem Leimbacher und leerte es mit einem ächt rheinischen Zuge. „Es war ein unseliger Gedanke, mit dem Meßschiffe nach Frankfurt zu fahren," sagte er zu sich; „aber ein noch heilloserer, das junge, schnippige Ding heirathen zu wollen. Das hat mich kurirt! Meiner Seel', der beste Doctor hätt's nicht besser fertig gebracht. Gottlob, es ist vorbei, und der Erste, der mir vom Heirathen redet, wird zur Thür hinausgeworfen, daß er kracht! Basta! Dabei bleibt's! Der Junggeselle ist allein sein eigener Herr und frei. Ja, frei, frei, frei!" Er trank wieder. „So eine Frau, wie hübsch sie auch sein mag, hackt Einem das Mus auf dem Kopf und macht Einen, ohne daß man's merkt, zum Sklaven. Himmel und Erde! — Das Mädel war ja meine Braut noch nicht, und was hat's schon Alles aus mir gemacht? Erstlich einen Narren, der sich kleidete, wie der verrückte Rector! Zweitens einen Anachoreten, einen Büßer in bester Form, der sich nahezu acht Tage das Liebste versagte, Wein und Tabak! Drittens eine Garnkrone, die mit Engelsgeduld

Garn von sich abwickeln ließ, und endlich ein Stadtgespräch — ja — was soll ich sagen? — Alles Weh, das ich in Frankfurt erfuhr, ging ja, freilich ohne ihr Wissen und Wollen, von ihr aus. Fort mit dem Joch! Ich will frei leben und sterben!"

Er stand rasch auf und ging mehrmals mit festem Auftritt eines vollen Selbstbewußtseins die Stube auf und nieder, und setzte sich dann wieder behaglich in den Sessel. Eine lange Zeit sandte er dicke Tabakswolken aus, was er immer that, wenn er in Nachdenken versunken war. Die alte Rosina trug das Abendessen auf: er sah's nicht, obgleich er von der Reise müde und hungrig war und sich gefreut hatte, einmal wieder allein an seinem gewohnten Tischlein die von der renommirten Köchin Rosina schmackhaft zubereiteten Speisen zu genießen. Sie mußte ihn zweimal erinnern. „Ja so!" sagte er dann, und rückte sich das Tischlein an den Sessel heran.

„Apropos! Rosina," sprach er dann, „rufe mir doch den Herrn Stadtschreiber noch diesen Abend."

Nach diesem Befehle ließ er es sich weidlich schmecken und kaum war abgedeckt, als auch schon der Stadtschreiber hereintrat. Er machte eine Menge Knire und Kratzfüße und sagte dann: „Es freut mich über die Maßen, Euch wohlauf zu sehen, geehrter Herr Berlefick, besonders nach solchen Drangsalen, wie Ihr sie in Frankfurt habet erdulden müssen."

„Wie? Was?" rief Berlefick, dem es wie Eis durch die Adern rann. Er mußte todtbleich geworden sein, das fühlte er, denn es war ihm kalt vor Schrecken bis an's Herz hinan.

Der Stadtschreiber, der des Mannes Jähzorn kannte, wich bis in die Nähe der Thüre zurück, um nöthigenfalls sich salviren zu können. Er sagte verlegen: „Die Herren Rothgerber haben gar mancherlei Fatalitäten uns berichtet, die Euch sollen zugestoßen sein, maßen ich mein Beileid nicht wollte unbezeugt lassen."

„Sparet Euer Beileid für dringlichere Fälle, Herr Stadt-

schreiber," eiferte Berlefick, „und sagt den Herren Rothgerbern, sie sollten sich um ihr Leder kümmern, das ohnehin das ganze Meßschiff durchstänkert hat. Es waren kleine, possirliche Unfälle, die ein böser Bube, der Pitt, des Schiffers Eidam Schiffsjunge, mir angezettelt hatte. Er brummt dafür in der Mehlwaage zu Frankfurt. Ab damit! Laßt uns von etwas Anderem reden. Sind die Schulden des verstorbenen Wink bereits gerichtlich aufgenommen?"

Der Stadtschreiber, welcher im Stillen Gott dankte, daß er so glimpflich weggekommen war, bejahte die Frage und gab ihm ungefragt die Versicherung, daß auch seine zweitausend Gulden primo loco verzeichnet stünden.

„Hat er kein Testament gemacht?" fragte Berlefick.

„Nein," erwiederte der Stadtschreiber.

„So wird also das Haus versteigert?"

Der Stadtschreiber bejahte abermals mit dem Zusatze, daß dies schon morgen geschehen würde.

Auf die Frage, ob das Haus Liebhaber habe, meinte der Stadtschreiber, es sei so gut gelegen, daß er kaum daran zweifeln könne.

Nach einigen gleichgültigen Redensarten dankte Berlefick für die Mittheilungen, und der Stadtschreiber machte sich eiligst aus der Stube.

Aber jetzt brach des Alten verhaltener Grimm los. „Also auch hier bekannt?" rief er aus und rannte in der Stube herum, wie ein Besessener. Er fluchte auf die Gerber und auf seinen Unstern, denn er dachte sich's, wie die Sophie, die Rectorin, triumphiren würde und die Raisonnir-Raspel, die ihm der Rector zugedacht. Indessen sah er, als er ruhiger wurde, ein, daß da auch nicht das Mindeste zu machen sei. „Doch" — sagte er — „ich habe ein Mittel, sie davon abzubringen, ich muß in anderer Weise von mir reden machen, und das will ich."

Das Mittel war probat. Als am andern Tage der Ausscheller die Versteigerung im Wink'schen Haus ausrief, kleidete sich Berlefick stattlich an und ging in das Nachbarhaus, da die Versteigerung im Hause selbst vorgenommen wurde.

Das Haus wurde angesetzt, und nach einigen Geboten blieb Berlefick für 2700 Gulden Letztbietender. Er trat an den Tisch und sagte: „Herr Stadtschreiber, schreibet mich nicht als Absteigerer ein, sondern meinen Vetter Ferdinand von hier, dermalen in Frankfurt."

Alle Hälse wurden lang und Aller Augen richteten sich fragend auf Berlefick. Er lächelte.

Jetzt kamen die Ladeneinrichtungen zum Ausgebot. Auch diese steigerte Berlefick an. Als er das Protocoll unterschrieben hatte für Ferdinand, ergriff er Hut und Meerrohr und ging hinaus auf seinen Berg, denn der Nachmittag war mild und schön. —

Jetzt lief das Gerücht von Dem, was geschehen war, wie ein Lauffeuer durch die Stadt und Niemand war betroffener, als Sophie, die Frau Rectorin, die völlig an Berlefick irre zu werden anfing.

Die neue Mähr ließ die alte ganz vergessen, und Berlefick hatte seine Absicht erreicht. Was er mit dem Ferdinand beabsichtige, zu errathen, war die Aufgabe. Der Rector kam, ihn zu besuchen, allein Berlefick bedauerte, wie er ihm durch die alte Rosina, die er gehörig instruirt hatte, sagen ließ, daß er seinen Besuch nicht annehmen könne, den er sich für immer verbitten lasse. Das war denn doch dem Rector zu viel. Schäumend vor Zorn eilte er heim, seiner Sophie es zu berichten, die denn ihrer Galle recht den Zügel schießen ließ.

„Er ist ein Narr geworden, die Sophie hat's auch gesagt," war des Rectors Rede überall.

Unterdessen ließ Berlefick alle Bauhandwerker der Stadt kommen und übergab ihnen die Herstellung des Hauses, welches er vom Grund auf repariren ließ. Er schonte keine Kosten dabei, und als

Gustelchen endlich mit dem Meßschiffe zurückkam, traute sie weder ihren Ohren, noch ihren Augen, und die Brust schlug höher bei dem Gedanken, daß hier des Geliebten Glück blühe und — das ihre.

Allein in Berlefick war doch eine gründliche Veränderung vorgegangen. Er stand nicht mehr stundenlang am Fenster und blickte nach ihr, wenn sie drüben am Fenster saß und nähte oder strickte. Er kam nicht mehr herüber, und als der alte Eidam ihm den Wein zahlte und das Darlehn zurückgab, da zahlte er für die Reise nach Frankfurt wie ein Fürst, also daß Eidam das Geld nicht annehmen wollte und es nur gezwungen that. Darauf mußte Rosina eine Extraflasche holen, und als Beide vertraulich beieinander saßen und Eidam nun die Eröffnungen wegen der Vermählung zu empfangen halb hoffte, halb fürchtete, sagte Berlefick:

„Herr Nachbar, Ihr wisset, Alter schützt vor Thorheit nicht. Mich hat etwa vor vier Wochen, als wir in meinem Berge beieinander waren, die Angel der Thorheit gestochen, daß ich noch an's Heirathen dachte, und zwar waren, wie Ihr wisset, meine Gedanken auf Euer Töchterlein gefallen. Davon bin ich nun kurirt, und das ist der Segen der Reise mit dem Meßschiff. Euch bin ich viel zu Dank verpflichtet, einmal, weil Ihr mir das Zutrauen schenktet und nichts gegen meine Absichten einzuwenden hattet, sodann dafür, daß Ihr mich zu der Reise beredetet, die mir die Augen geöffnet hat. Ich will dem Glück Eures Kindes, das mich doch nur gezwungen genommen hätte, nicht im Wege stehen und ledig leben und bleiben. Das soll aber unser gutes Einvernehmen und nachbarliche Freundschaft nicht stören, darauf geb' ich Euch die Hand."

Er reichte sie dem Schiffer, der in der größten Verlegenheit war und nicht wußte, sollte er traurig sein, oder sich freuen. Er, für seinen Theil, hätte es gerne gesehen, denn solch einen Schwiegersohn bekam er nicht wieder; aber freilich hatte ihm Gustelchen auf der Heimfahrt ohne Hehl gesagt, sie werde lieber sterben, als

des Alten Frau werden, und wie es mit dem Ferdinand stand, wußte er auch genau, viel genauer, als früher.

Die unangenehme Stellung Eidam's bei diesen Eröffnungen wurde dadurch gehoben, daß der Stadtschreiber eintrat, um nach Berlefick's Wunsch die Ausgleichung seiner Forderungen an die Wink'sche Nachlassenschaft mit dem zu zahlenden Kaufschilling vorzunehmen. Er schob sich und hinterbrachte seiner Tochter die Sache, die seelenfroh war, während der Vater ihr über die Behandlung Berlefick's auf dem Schiffe nachträglich noch einmal den Text las und den Kümmel rieb, wie er es während der Fahrt selbst mehrmals insgeheim gethan hatte, ohne aber den geringsten Erfolg zu erzielen.

Niemand bedauerte aufrichtiger und aus treuerem Herzen diese Wendung der Dinge, als der ehrliche Cantor und seine Frau, die ihrer Pathe großes Glück frohlockend begrüßt hatten.

Berlefick's Herz war seitdem leicht und froh. Er sang und pfiff sogar, wenn er nicht rauchte, was Rosina nie erlebt hatte und nicht versäumte, der Jungfer Gustelchen zu berichten, die sich so herzlich darüber freute, daß auch diese Freude der alten Rosina ein Räthsel blieb.

In Berlefick's Thun war auch darin eine Aenderung eingetreten, daß er, obgleich das Wetter noch lange hin schön blieb, nicht mehr auf seinen Berg, auf sein Lieblingsplätzchen ging. Das hatte aber seinen Grund darin, daß es mit Pitt's Bekenntniß auch herausgekommen war, wo er seinen Wein verborgen hatte. Damit war ihm ein Reiz des Plätzleins geraubt. Er lebte überhaupt eingezogener und stiller, ging bloß zu den Arbeitern im Nebenhaus und leitete die Einrichtung, und Abends machte er einen Spaziergang. Begegnete ihm da der Herr Rector und seine Ehehälfte mit der von ihnen unzertrennlichen Raisonnir-Raspel, so war Berlefick höchst höflich, aber von drüben herüber grollten ihn zornige Blicke

und Gesichter an, und lachend sagte er oft: Die Sophie hat's auch gesagt!

So kam denn der Herbst, welcher dem alten Herrn vielfache Beschäftigung brachte. Das Haus war nun fix und fertig, und er war froh, daß er hierin Unterhaltung fand. Noch vor Weihnachten traf Ferdinand, wie er ihm geschrieben hatte, in Bacharach ein und wohnte bei dem Herrn Vetter. Grenzenlos war seine Dankbarkeit, als ihn Berlefick in das Haus seiner Lehre führte, ihm die Einrichtung zeigte, die trefflich und zweckmäßig war, und ihm dann die quittirte Kaufurkunde und somit das Haus zum Geschenke machte. Thränen entströmten den Augen Ferdinands, der ohne dieses Ereigniß das Ziel seiner Wünsche in weiter, dunkler Ferne hatte liegen gesehen.

„Nur Eins," sagte Berlefick, „habe ich von Dir zu verlangen. Du bist ein Schüler des Rectors und bist wohl einmal zu ihm gegangen. Ich kann ihn nicht leiden. Versprich mir, daß Du keinen Verkehr mit ihm haben willst."

Das that Ferdinand, und Berlefick eröffnete ihm, daß er die völlige Einrichtung seines Geschäfts bestreiten werde.

9.

Ein halbes Jahr später war Ferdinands Geschäft eines der blühendsten in der Stadt. Sein Angesicht strahlte von Glück. Nichts störte das herzliche Einvernehmen zwischen ihm und seinem Herrn Vetter, dem er den holländischen Knaster und die holländischen Pfeifen in köstlicher Qualität besorgte.

Die Zeit, die manches Unliebe ausgleicht, war denn auch eine Vermittlerin zwischen Berlefick und dem Rector geworden, besonders seit die Frau Raspel eine Stätte unter dem Rasen des Sanct Werner gefunden hatte. Sie sprachen wieder miteinander und nach und nach kam es auch wieder zu Besuchen. Gustelchen war gegen

den Herrn Nachbar sehr herzlich, und er freute sich dessen, ohne daß die Gedanken des vorigen Jahres irgend je und wie aufgetaucht wären. Er war sehr heiteren Gemüths und hatte sich so des Gebens an Ferdinand erfreut, daß er überhaupt eine Freigebigkeit annahm, die ihm Niemand sonst zugetraut. Er ging auch wieder täglich an sein Lieblingsplätzchen und empfing dort seine Besuche, doch mußte Rosina ein gewisses Deputat Krüge hinauftragen, über die hinaus nie gegangen werden konnte, da das kleine Kellerlein bekannt geworden war.

Eines Tages saß er da in der Kühle am Mittag eines sengend heißen Junitages. Niemand ließ sich rings umher erblicken. Die ganze Natur schien gelähmt und kein Vögelein sang in den matt herabhängenden Zweigen.

Berlefick dachte darüber nach, daß doch Ferdinand nicht wohl länger eine Junggesellenwirthschaft halten und führen könne, als dieser unvermuthet den Berg heraufstieg und zu ihm trat. Wie immer, hieß ihn Berlefick freudig willkommen, denn der Jüngling besaß seine ganze Liebe, seit er so tüchtig sein Geschäft führte und die wohlverdiente Achtung der ganzen Stadt genoß.

Heute sah man es ihm deutlich an, daß er etwas Schweres auf dem Herzen hatte, das nicht recht herab wollte. Auch Berlefick merkte das und ahnete, was es etwa sein möchte, nämlich eine Heirathsangelegenheit.

Lange wurde von Diesem und Jenem geredet und Berlefick ergötzte sich an der wachsenden Verlegenheit seines Vetters. Er wußte lange, daß zwischen ihm und Gustelchen eine alte Liebe bestand, zwischen die er einst unsinnig hatte hineintreten wollen. Und doch hatte es ihm Ferdinand nicht nachgetragen, sondern ihm die viele Lieb' und Treu' in Frankfurt erwiesen. Das schlug er ihm doppelt hoch an. Freilich ahnte Ferdinand nicht, wie er dachte, und fürchtete, er möge die Wahl Gustelchens aus allerlei Gründen mißbilligen. — Darum wurde es ihm so schwer, davon zu reden,

und — es war doch nothwendig, denn ohne eine sorglich waltende Hausfrau ging's eben nicht mehr.

Berlefick wollte ihm endlich doch das Herz erleichtern und sagte, er meine, es drücke ihn Etwas?

Da brach der Arme die Fesseln und redete zwar sorgen- und angstvoll, aber beredt, weil wahr, über seine häusliche Lage und die Nothwendigkeit einer weiblichen Gehülfin, die als ihr eigenes sein Hauswesen verwalte.

„In Summa, Du willst heirathen?" sagte lachend Berlefick. „Nun, in Deiner Lage und in Deinen Jahren — hast Du Recht, und ich wüßte Dir eine wackere, tüchtige Frau."

Ferdinand erbleichte.

„Brauchst nicht bleich zu werden," rief Berlefick. „Es ist eine verständige —"

„Ach Gott," rief angstvoll Ferdinand, — „ich —"

„Nun, so laß mich doch ausreden," sagte Berlefick; „Du weißt ja noch gar nicht, wen ich meine."

„Freilich," fiel Ferdinand ihm in die Rede, „aber es könnte mir mit Euch gehen, wie Euch mit dem Rector, wie Ihr mir einmal erzählt habet."

„Ich wollte Dir," fuhr, unbeirrt von dieser Einschaltung, Berlefick fort, „nur vorschlagen. Die Wahl bliebe Dein, und da wär's Eidam's Gustelchen, das ich vorzüglich geeignet fände, zumal das ja Dein alter Schatz ist, bei dem ich alter Narr Dir einmal in's Gehege gehen wollte."

Er hatte die Worte kaum ausgeredet, als Ferdinand ihm um den Hals fiel und ihn herzte und küßte. „Gott hat mir in Euch meinen Vater wieder geschenkt," rief er mit inniger Rührung aus. „Ohne Eure Einwilligung hätte ich nicht geheirathet, und nun trifft Eure Meinung mit meiner Neigung zusammen. Wer ist glücklicher, als ich?"

„Ich würde auf Gustelchen rathen," versetzte Berlefick und

wischte sich eine Thräne weg, die Ferdinands herzliche Worte ihm ausgepreßt. — „Aber, Ferdinand," sagte er, „Du sollst das Wort vom Vater, den ich Dir ersetze, nicht umsonst gesagt haben. Es fehlt zur Haushaltung noch viel, und Eidam ist kein reicher Mann. Das Alles bestreite ich. Basta! Nun geh' zum alten Eidam und frage, ob Du sein neuer werden dürftest? Heute Abend soll bei mir Verlobung sein. Sage mir's aber zeitig."

Ferdinand eilte fort und kam schon nach einer Stunde, trotz der Hitze, wieder heraufgelaufen.

„Richtig?" fragte Berlefick.

„Alles!" war Ferdinands Antwort.

Da brachen sie denn schnell auf, und am Abend saßen um Berlefick der ehrliche Cantor und seine Frau, Eidam und das glückliche Paar. Das war die ganze Gesellschaft, aber sie waren glücklich, und der Kuß, den Gustelchen Berlefick unter Freudenthränen gab, bat ihm alle Unbill ab, die sie ihm auf dem Meßschiffe zugefügt. Hier hörte er denn auch, daß des Rectors Sophie das Alles angezettelt hatte; aber er zürnte ihr, er zürnte Gustelchen nicht mehr. Alles war vergessen und vergeben, und als er eine Standrede über die Wahrheit des Sprüchwortes hielt, daß nur Gleich und Gleich sich gut geselle, da schloß er sie mit des Rectors stehendem Rede- und Satzschlusse: Die Sophie hat's auch gesagt, und Alle lachten aus Herzens Grunde.

So heiter, wie er heute war, hatte ihn Niemand jemals gesehen. Er wollte aber auch nur Glückliche um sich haben. Darum stand er auf und holte ein Papier, das er vor Aller Augen zerriß, und es dann dem Cantor reichte, der ihn staunend ansah.

„Heute," sagte er, „soll jedes Herz froh sein. Es ist Eure Schuldverschreibung, Vetter; sie ist nun bezahlt."

Der Cantor verlor ganze seine Fassung über diesen Schritt Berlefick's aber seine Freude war doch so innig und groß, wie sein Dank.

Hier könnte ich enden, da Sebastian Fabian nur noch die Bemerkung macht, daß die jungen Eheleute den Herrn Berlefick bis zu seinem Ende auf den Händen getragen hätten; allein ich finde einige Seiten weiter noch einen hierher gehörigen Punkt. Er heißt:

„Item es ist in voranstehender Historia viel die Rede gewesen von des Peter Eidam seinem Schiffsjungen, dem Pitt, so ein Galgenstrick gewesen und allerlei Malefiz dem Herrn Berlefick zugefüget. Selbiger Tagedieb hat in Frankfurt etliche Zeit gesessen, worauf sie ihn alsdann ein Weniges gestäupet und über das Weichbild freier Stadt hinausgetrieben. Item, was er vor den Mauern des Arbeitshauses noch nicht wußte, selbiges hat er sattsam innerhalb derselben gelernt, wo er mit allerlei Spitzbubengesindel zusammensaß. War eine gute Schul' für ihn! Hernachmals ist er erst recht ein Spitzbube worden, und hat viel Unfug getrieben, bis der Krug den Henkel brach, der lange zum Wasser, aber nicht zu dem des Leben, gangen ist. Er ist nämlich nacher etlichen Jahren im Spessart gefangen worden und sind so viele Malefizstreiche auf ihn gekommen, daß er ist nach Verdienst zu Hanau zum Strange verurtheilet und auf der Landesgrenze, allwo, wie jedermänniglich weiß, der Galgen, gleichwie drüben über'm Rheingegen Heillossen-Wörth über, allwo Churpfalz (Gott erhalt's!) und Churmainz (ist nicht mein's) grenzet, stehet, ihme der Stab gebrochen und er gehenket worden."

Eine Nacht in der Holzhauerhütte.

Aus dem Nachlasse meines Großoheims.

Das Jahr 1811, erzählt mein Großoheim in seinem Tagebuche — war das schönste, gesegnetste seit fünfzig Jahren. Man meinte, es hätte seinen Winter verloren — oder der herrliche Komet, der bis in den October in voller Pracht am Nachthimmel stand, hätte ihn mit seinem gewaltigen Schweife weggefegt. Tief im September gab es noch Gewitter, wie im Juli, und das war das Eigenthümliche, daß sie meist Nachts kamen; daß sie die Atmosphäre nicht abkühlten und daß ihre Regengüsse nur Nachts fielen, während am Tage die Sonne mit tropischer Kraft herabbrannte. Es war eine Jagdzeit, wie ich mich keiner aus meinem Leben erinnere. Ja, Jagdzeit! Damals ging noch der stolze Edelhirsch in den Hochwäldern des Rheinlandes, wenigstens des Hunsrückens; damals grunzten noch Rudel von Keilern, Bachen und Frischlingen durch die Waldhöhen, und das scheue Reh schreckte nicht selten in diesen schönen Waldregionen, die freilich damals die übel verstandene Forstwirthschaft und die fatale Einrichtung der sogenannten Coups über Gebühr lichtete. Die Jagd erfreute noch des Menschen Herz, wenn die Jagdzeit kam — der Hasen, Füchse und der Hühnervölker gar nicht zu gedenken, die reichlich vorhanden waren.

Ich war in jener Zeit selten daheim, und von Treib- und Kesseljagden, von Pürschgängen und Anstand völlig gesättigt, kehrte ich in der Regel spät im Jahre in die vier Wände zurück, denn die sämmtlichen Forstbeamten waren meine Freunde und mein

Schuß hatte sich einen Ruf erworben im Lande. Kein Amt band mich, keine Geschäfte lasteten auf mir, keine Kinderschaar forderte väterliche Aufsicht, keine Frau murrte über mein Ausbleiben — warum sollte ich nicht die Freuden der Jagd genießen? Jenseits des Rheins, aus den nassauischen Forsten heimkehrend, fand ich die Einladung zu den Jagden der Berghöhen, die sich vom Rheine tief in's Land hinein ziehen. Sie kam von treuer Freundeshand und ich folgte alsbald. —

Dort droben lag ein Forsthaus auf dem Waldgebirge, einsam und stille. Mächtige Eichen, an denen Jahrhunderte vorübergerauscht waren, standen um dasselbe herum und der Wind spielte in ihren Wipfeln und Aesten gar oft seine schauerlich wilden Melodien auf, bei denen es sich, wenn man müde dort einkehrte, unbeschreiblich behaglich schlafen ließ. Hundegebell, Windesbrausen und das Geklapper der hohen Pantoffelabsätze der hochbetagten, aber höchst lebendigen Schwester des Oberförsters, die sich die Tracht und die strenge Sitte des vorigen Jahrhunderts treu bewahrt hatten, waren die einzigen Laute, welche die dauerndste Ruhe und Stille unterbrachen. Der Oberförster oder Garde à cheval, wie sein Titel in der verdammten Franzosenwirthschaft hieß, war ein prächtiger Mensch. Groß wie ein Riese Goliath, breitschulterig und wetterhart, wie Einer, der alle Unbill der Zeit und der Witterung ertragen gelernt von der Wiege an, brummig und knurrig anzuschauen und anzuhören, war er sanft wie ein Mädchen und gemüthlich wie eine Großmutter. Im Dienste aber verstand er keinen Scherz und als Jäger noch weniger. Ich wollte es Keinem gerathen haben, eine Kuh oder ein Altthier zu schießen statt eines Bockes! Hindernisse gab es für ihn nicht und die Witterung mußte das Höchste ihrer dem Geschöpfe unlieben Macht entwickeln, wenn er zum Rückzuge blies.

Von ihm, dem alten Freunde, Schul- und Lebensgenossen, lag die Einladung auf meinem Tisch, als ich heimkam. Dort oben hatte ich meine schönsten Tage und Stunden verlebt; dort oben

war die reichste, lohnendste Jagd; dort oben lebte man frei von allem Zwange, es sei denn im Bereiche der Jungfer Ottilie, der Schwester meines Freundes, welcher Zwang aber dennoch sein Ansprechendes hatte. Was konnte mich abhalten, Waidgeräthe anzulegen und den Gebirgsweg einzuschlagen? So trat ich denn den Gang an, zur Jagd vollständig gerüstet, von meinem trefflichen Caro begleitet und von der besten Laune. Mit allgewohnter Herzlichkeit aufgenommen, trat ich am Abende in das einsame Forsthaus, wo es so ungemein behaglich war.

Schon am ersten Abend wurden die Dispositionen gemacht, die Jagden bestimmt und am nächsten Morgen weckte mich das Hundegebell mit grauendem Tage, das zum Walde rief.

Wie sich Jagd an Jagd reihte und manch' ernstes und komisches Abenteuer sich folgte, das ist nicht mein Zweck zu erzählen. Meine Tagebücher würden zu einer Bibliothek anschwellen. Nur die Geschichten einer Nacht will ich fesseln, daß sie mir nicht entfallen und ich auch später noch einmal sie mir zurückrufen kann.

„Heute müssen wir auf den Anstand! Ich werde Dich an den besten Wechsel stellen," sagte eines Mittags der Oberförster. „Ich fürchte nur, daß uns diese Nacht ein Gewitter überrascht. Es sind wieder alle Anzeichen da und dies Jahr hat wunderliche Launen bis in den Altweibersommer."

„Thut nichts," sagte ich. „Kommt's frühe, so gehen wir heim; kommt's spät, so haben wir vielleicht unsere Jagd gemacht. Und werden wir naß, nun, so kleiden wir uns um oder legen uns zu Bette."

„Brav gesprochen," sagte er lachend. „Einen dritten Fall hast Du aber vergessen, den ich nachtrage, den nämlich, daß es uns schnell über die Haut kommt. In diesem Falle führe ich Dich in die Holzhauerhütte, die uns ganz nahe liegt. Ottilie sorgt dafür, daß wir weder Durst noch Hunger leiden müssen, und mein alter Holzhauermeister Knipp soll Dir Geschichten erzählen, von denen Du ja ein Freund bist."

Damit war die Sache erledigt. Ottilie packte dem Jägerburschen einen Korb voll Unentbehrlichkeiten des behaglichen Daseins, auf die sie sich verstand, und wir zogen zum Walde.

Der Abend war für die Jahreszeit wahrhaft schwül: aber auch die Befürchtung meines Freundes traf ein. Ehe wir unsere Stelle erreichten, rollte schon der Donner über unsern Häuptern, und wenn wir nicht durchweicht werden wollten, ohne doch auch nur im Entferntesten unsern Zweck erreicht zu haben, blieb uns keine Wahl, als die Einkehr in der Holzhauerhütte.

Unweit eines hochemporragenden Grauwackengesteins sahen wir, von der Höhe niedersteigend, den Rauch der Hütte. Sie lehnte an dem Felsen und ein Dreieck mächtiger Buchen sicherte ihr Bestand und Halt. Als eben die ersten, fetten Tropfen vom dunkeln Himmel niederfielen, erreichten wir sie. Es war etwa acht Uhr und die Nacht kam schnell und dunkel, denn der Himmel hatte den Wettermantel dicht zusammengezogen. Blitze zuckten blendend am Himmel hin und der Donner rollte schon mit gewaltiger, wenn auch dumpfer Stimme.

Solch' eine Waldhütte ist ein ganz eigenthümlicher, aber gegen Wind und Wetter schützender, sehr solider Bau. Man muß eine gesehen haben, um sich eine deutliche Vorstellung davon zu machen. Junge, schlanke, hochstämmige Bäume werden gehauen und im weiten Zirkel mit den dicken Enden in die Erde, Stamm an Stamm, eingerammt und an einander dauerhaft befestigt, so daß die Hütte vollkommen die Gestalt eines Zuckerhutes annimmt. Nun werden die Stämme so dicht, als es geschehen kann, mit Reisig durchflochten und zwar bis oben hin. So entsteht eine dichte Wand, die aber vor Regen und Luftzug noch nicht hinlänglichen Schutz gewähren würde. Hierzu kommen die abgeschälten, großen Rasenstücke, welche feucht auf das Reisig geschlagen werden, und zwar in mehrfachen Lagen, bis auch der allerwildesten Laune des Wetters und der Ausdauer eines langathmigen Landregens eine

Schutzwehr entgegen steht, vor der ihre Macht die Segel streichen muß. Daß oben eine Art Schornstein angebracht wird, um dem Rauche den freien Abzug zu bereiten, versteht sich von selbst.

Ist der Bau vollendet, so ist die Thüre das Nächste, woran man denkt. Groß ist sie nicht. Die Oeffnung bleibt zwischen zwei Bäumen, und um sie gehörig schließen zu können, werden lange Reisigbündel an zwei oder drei Stangen eng aneinander gebunden und von außen widergestellt. Nun ist das Haus gebaut und das Einrichten des Wohn- und Schlafraumes erfordert die nöthige Aufmerksamkeit. Ob diese überall gleich ist, weiß ich nicht; darum will ich eben nur die unsere beschreiben. Rechts von der Thüre standen auf einer Erhöhung von Waldsteinen und Rasen zwei Eimer voll frischen Quellwassers, das nicht ferne zu finden war. Von da an zogen sich die Betten hin, und zwar rund herum an der Wand. In der Länge eines Mannes abgeschnitten, waren drei mäßig dicke Stämme auf einander gelegt und an hinter ihnen eingerammte Pfähle oder Pfosten befestigt. Sie bildeten eine Sitzbank und standen so weit von der Wand ab, daß zwischen ihr und der Bank Raum blieb, um aus Moos und dürrem Laub eine hohe und weiche Schlafstätte für je zwei Personen zu machen, die durch Querwände von ähnlicher Zusammenstellung geschieden waren. Inmitten der Hütte stand der Herd, den eine derbe Steinplatte deckte. An den Wänden waren Holznägel eingeschlagen, an denen Kleider, Vorräthe in Säcken, einiges Blechgeräthe, Sägen und dergleichen hingen. Links der Thüre lag das sauber aufgeschichtete Brennholz. Der Boden war reinlich gekehrt, und ich kann sagen, daß es mich auf den ersten Blick in dem Raume anmuthete. Auch für den Oberförster war ein solches Moosbett vorhanden, auf dem zweie sehr bequem Raum hatten. Es war mit reinem Linnen überdeckt und hatte zwei ebenso überzogene Mooskissen. In der Nähe des Bettes stand ein roh aus Tannenbrettern gemachtes Schränklein, darinnen seine Vorräthe aufgehoben zu werden pflegten. Eine Kaffeemühle und ein Wasserkessel legten Zeugniß ab, wie gerne mein alter

Freund die edle Flüssigkeit liebte, welche das Absud der Bohne Arabiens ist.

Als wir eintraten, lag ein Haufe von Kohlen und heißer Asche auf dem Herde und der duftige Geruch gebratener Kartoffeln erfüllte die Hütte. Die matte Gluth ließ drei oder vier Gestalten erkennen, welche sich bei unserem Eintritte grüßend von den Sitzbalken erhoben, welche zugleich die Scheidewand der Bettstellen bildeten.

„Guten Abend, Knipp!" grüßte der Oberförster eine der im Dreiviertelduukel stehenden Männergestalten. „Hat der Saveriges (wie das Volk den Namen: Xaverius ausspricht) den Korb meiner Schwester abgestellt?"

„Alles in Ordnung, Herr!" antwortete eine sonore Stimme.

„Gut, aber schreitet an's Werk; die Kartoffeln sind reif, wenn mich meine Witterung nicht im Stiche läßt," sagte mein Freund.

Alsbald erschien ein Jüngerer am Herde, scharrte die heißen, gebratenen Kartoffeln in eine große, irdene Schüssel und stellte sie sorgfältig in eine am Boden befindliche Vertiefung neben dem Herde, in welchem noch heiße Asche lag und legte dann auf die Kohlen gespaltenes Holz, das schnell in heller Lohe aufging. Nun erst zündete der Mann, welchen mein Freund mit dem Namen Knipp benannte, eine Oelampel an, die an einer einfachen Drahtkette hing, und jetzt war die Hütte so weit beleuchtet, daß man das Einzelne unterscheiden konnte.

Knipp war ein Greis von etwa siebzig Jahren, aber noch so robust und schnellkräftig wie ein angehender Fünfziger. In seinem schönen Kopfe leuchteten klare, große Augen, die noch keiner Brille bedurften, und wäre sein Haar nicht schneeweiß gewesen, Niemand würde ihn für so alt gehalten haben, als er war. Der Ausdruck seines Gesichtes war ernst, sinnig und doch milde. Der Jüngere war sein Sohn, der die Befehle des Vaters mit großer Pünktlichkeit

vollzog. Die Uebrigen waren gewöhnliche Menschen, die mir kein Interesse einflößten.

Als die Flamme loderte, sang bald das Wasser im Kessel; die Kaffeemühle rasselte und Knipp öffnete das Schränklein, aus dem er Milch und Anderes herausnahm. Kurz, ein herrlicher Kaffee labte uns, zu dem wir gebratene Kartoffeln mit Butter aßen, eine Zusammengruppirung köstlicher Art; dann schmeckte uns kalter Wildbraten und Wein vortrefflich und die Holzhauer waren unsere Gäste, was ihnen sehr wohlthat und gefiel.

Als Knipp Alles weggeräumt, setzten wir uns auf die Balken. Das Feuer verlosch und die kleine Lampe warf ihr düsteres Licht auf die Räume, die nur in ihrer nächsten Nähe heller beleuchtet waren. Die Pfeifen wurden angezündet und wir saßen gemüthlich beisammen.

Draußen war indessen das Gewitter recht losgebrochen. Der Sturm tobte in den Buchen, in deren Schutz die Hütte stand, als wollte er sie mit einem Athemzuge entwurzeln. Das rauschte, heulte, krachte, als solle Alles in Trümmer gehen. Hätte die Hütte frei und nicht unter dem Schutze der drei Buchen und des Felsens gestanden, der sich hinter der mächtigen Baumgruppe und fast bis zur Hälfte ihrer Höhe erhob, der Sturm hätte sie uns, trotz ihrer starken Bauart, über den Köpfen zusammengeworfen. Vom Sturme gepeitscht, schlug der Regen heftig gegen die Wände der Hütte und ich dachte jeden Augenblick, er würde uns überfluthen. Nur in der Ruhe Knipp's gewann ich Zutrauen in unser Obdach. Die Blitze folgten sich, zischend wie feurige Schlangen, die sich verfolgen, und der Donner rollte und prasselte furchtbar über die Wipfel des Waldes dahin.

„Das ist wieder der Kopf der alten Burg," sagte der Oberförster zu Knipp, „der das Wetter hält!" Dieser nickte. Fort und fort blieb das Wetter gleich stark, wild und grausig. Plötzlich erhellte ein Blitz selbst die Räume der Hütte; hell krachend folgte der Donnerschlag. Knipp ließ die Pfeife aus dem Munde und

sagte: „Gott sei uns gnädig!“ — Dann athmete er tief auf und sagte: „Nun hat es sich entladen und von der „alten Burg“ losgemacht!“

Wirklich trat Ruhe in der Natur ein, aber die Stetigkeit, mit welcher jetzt der Regen zu fallen begann, schnitt uns jede Hoffnung der Rückkehr nach dem Forsthause in dieser Nacht entschieden ab.

„Nun, Knipp,“ sagte der Oberförster, als unsere Pfeifen dampften, „zum Heimgehen ist weder das Wetter noch der Waldweg angethan. Wir müssen bleiben. Zum Schlafen fehlt uns auch noch die Lust. Wißt Ihr was? Erzählt uns eine Geschichte, die Ihr erlebt. Den Herrn hier werdet Ihr recht erfreuen! Und Ihr habt Manches in der Welt erlebt.“

Der Alte lächelte. „Wenn Sie es so wollen,“ sagte er, „da will ich Ihnen wohl eine Geschichte erzählen, die in meine jungen Jahre fällt und an die ich durch Mattes hier erinnert werde. Die Personen, deren Unglück ich Ihnen jetzt erzählen will, habe ich selbst noch genau gekannt, und den Mann, der das Unglück anrichtete, kennen Alle, die den Hunsrücken kennen.

„Sie wissen,“ hob er an, „die Bäche, welche von der Höhe des Soon der Nahe zufließen, oder, vom Hunsrücken kommend, die Soon-Höhe durchbrechen und sich dann in die Nahe ergießen, haben sich alle diese Rinnsale in unvordenklicher Zeit gewühlt. Es sind weniger Thäler, als enge, tiefe, wilde Schluchten, die sich dann und wann einmal kesselartig zu einem lieblichen Thalgrunde erweitern, wo dann auch die Seiten der Berge mehr abgeflacht und dem Pfluge und der fleißigen Menschenhand zugänglich sind, während ihre Sohle saftige Wiesen birgt. In einem solchen Thalkessel, welchen ein wasserreicher Bach durchschäumte, liegt eine Mühle, die aber seit der Begebenheit, welche sie berühmt gemacht hat, schon dreimal ihren Herrn wechselte, und doch sind nicht eben der Jahre viel seitdem in's Land gegangen. Das hatte so seine Gründe, die freilich nicht eben gerade lustig zu hören und zu erzählen sind.

„Die Mühle lag nicht eben sehr günstig, denn sie hatte zum nächsten Dorfe thalabwärts drei Viertelstunden, und zum nächsten im Gebirge eine gute pfälzer Stunde, die, wie wir hier zu sagen pflegen, der Fuchs gemessen hat, wobei er bei jedem Schritte die Schweiflänge zugab. Dennoch war sie diejenige, welche am Meisten zu thun hatte in der ganzen Umgegend. Sie hatte nämlich Wasser die Fülle durch's ganze Jahr und der Müller, ob er gleich als Hochmuthspinsel bekannt war und belacht wurde, war sehr thätig. So kam es, daß die Mühle nie leer wurde und der Müller immer reicher. Dennoch kam fast Niemand auf die Mühle. Er hatte drei Gäule, die ein schönes Gewicht wegzogen und der Mahlknecht führte die Frucht zu und das Mehl fort, und der Müller lebte wie ein Einsiedler. Er war Wittwer und sein einzig Kind war ein Müllerskind von wunderbarer Schönheit. Sie war in der Stadt erzogen worden bei einer Mutterschwester, und da wußte sie, daß sie schön und reich sei. Damals, sie war eben achtzehn Jahre alt und nichts Schöneres zu sehen, als Thalmüllers Gretchen, kamen alle Sonntage die jungen Burschen auf die Mühle, aber als sie merkten, daß entweder das Gretchen sie hänselte oder sich nichts um sie kümmerte, blieben sie weg und sagten: Die warte auf einen Grafen, ein ehrlicher Bauer oder Müller sei ihr zu geringe. Wahr ist es gewesen, und sie sagte es ohne Hehl, sie wolle nicht ihr Lebenlang in den Kuhställen nachsehen oder Mühlstaub athmen; sie sei für etwas Besseres erzogen. Von da an wurde es wieder so stille auf der Mühle, wie früher. Das gefiel dennoch dem eitlen Gretchen nicht, und es hätte gar gerne einen hübschen Schatz gehabt, freilich keinen Bauer und keinen staubigen, mehligen Müller, die ihm beide ein Greuel waren.

„Nun wäre dazu Rath gewesen; denn damals diente als Mahlbursche nach pfälzischer Zunftordnung der Sohn des Müllers vom Hurbache drunten in der Mühle, und der Jacob von der Hurmühle war ein bildhübscher, reicher und kreuzbraver Mensch, allein er war so schüchtern, daß sie ihn nur den Einfaltspinsel nannte und ihren

Narren mit ihm trieb oder ihn verächtlich über die Achsel ansah. Und doch war für sie die Zeit gekommen, wo sich so ein Mädchen verlieben muß, wie man sagt, und der Jacob hatte sie sterbenslieb. — Aber — der Jacob war ein mehliger, staubiger Müller und der Vater überließ ihm die Mühle ganz allein, während er sich mit dem Ackerbau abgab, was seine Liebhaberei war. Der Müller hätte nichts auf der Welt lieber gesehen, als der Jacob wäre sein Eidam geworden, denn er hatte ihn lieb, wie seinen eigenen Sohn, und einen braveren, treueren Müllerburschen hatte er sein Lebtag nicht gehabt.

„Der Alte hatte bei seinem stolzen Töchterlein wohl einmal, so wie man sagt, auf den Busch geklopft, aber da stieg dem Gretchen das Blut in die Wangen und Stirne und das holdselige Mädchen war gar nicht mehr hübsch, als es so zornig wurde und erklärte, sie nähme nie einen Bauer, noch weniger einen bestäubten Müller. Der Alte war, ohne daß er es merkte, unter den Pantoffel seines schönen Kindes gerathen, das so klug war, daß es schreiben konnte, wie der Schulmeister, rechnen, wie der Acciser und reden, wie ein Buch. Da zog er sich zurück, so sehr es ihn auch ärgerte, und verwünschte den Gedanken, das Mädel der Lenebas in der Stadt zur Aufstutzung übergeben zu haben. Sie hatte es aufgestutzt, daß es in die Mühle nicht mehr paßte, auf einen Karren zu lang, auf einen Wagen zu kurz war und doch in eine Chaise nicht paßte. Das war schlimm! Herr Oberförster," sagte der alte Knipp einschaltend, „es ist nicht gut, wenn der Mensch aus seinen Fugen gehoben wird! Es muß Oberförster und Holzhauer in der Welt geben, und es ist nur gut, wenn Jemand recht auf seinem Platze steht. Denn wären wir alle Oberförster, so stünd's schlimm um's Holzhauen, und wären wir alle Holzhauer, so wär's bald aus mit dem Walde und dem Holzhauen. Ich sage das so als Beispiel. Wer's weiß, der versteht's!"

„Ihr habt Recht, Knipp, aber fahrt fort," sagte der Oberförster und Knipp gehorchte.

„Mit des Müllers Zorn währte es nicht lange. Wenn das Gretchen ihn anlächelte, dann war Alles vergessen. Er war in Summa ein Bischen einfältig und das Mädel konnte mit ihm machen, was es wollte. Er tanzte, wie es pfiff. Das war das zweite Unglück im Hause, denn die Stadterziehung des Mädels war das erste.

„An Freiern von Weit und Breit fehlte es nicht, denn das Mädel war Erbtochter und reich; aber Gretchen wollte absolut eine Liebschaft, wie sie in den Büchern stehen, aber so keine plumpe Freierei. Das verstand der Alte nicht und schüttelte gar oft den Kopf, wenn sie rechts und links Körbe austheilte. Als der Jacob in's Haus kam, der so schlank und doch so kräftig, so blühend und frisch, so treu und hübsch war, dachte er, wenn's dem nicht glückt, dann geht das Mädel in's Kloster. Aber es glückte ihm nicht und das Mädel war protestantisch, und da ist's nichts mit dem Kloster, und zudem hatte es auch gar keine Lust.

„Vor der Mühle ist ein großer Hofraum und mitten drinnen steht ein Nußbaum von ungeheurem Umfange. Seine Aeste beschatten den weiten Hofraum, und es ist der schönste Baum der Art, welchen ich jemals gesehen habe. Am Stamme dieses Baumes stand im Sommer Gretchens Nähtischlein und sie selbst saß daran, arbeitete und träumte mit offenen Augen, wie die Hasen schlafen, und ich glaube nicht, daß sie vom Ins-Kloster-Gehen träumte. Was sie aber träumte, weiß ich nicht. Sie war an einem Tage mutterseelenallein zu Hause, der Jacob mit Mehl in's Dorf hinunter und der Müller mit dem Pfluge in den Acker gefahren, da hörte sie plötzlich rasche Tritte, blickte auf und sah vor sich einen jungen, ganz hübschen Jägersmann, bei dem ein großer, wildaussehender Hund war. Die Doppelflinte hing um die Achsel und im Büchsenranzen steckten Feldhühner, die er erlegt und von denen er gleich zweie dem Mädel darbrachte. Er war sehr höflich und sah aus, als gehöre ihm die Welt, wenigstens zu zwei Drittheilen. Er war von mittlerer Größe, mehr gewandt als kräftig. Sein Haar

war reich, ziemlich dunkel und seine Augen lodernde Fackeln. Wenn auch der Jacob hunderttausendmal schöner war und liebenswürdiger, der war doch so angethan, als wäre er überall sicher, daß ihm die Mädchen gut sein müßten, und es schien, als müsse er auch hier seiner Sache gewiß sein. Gerade so war seine Art. Aber dazu schlug er auch den rechten Weg hier ein. Aus seinen Augen sprach Bewunderung der Schönheit Gretchens. Er stand da, als wäre er eine Bildsäule, bezaubert und behext durch diese Schönheit; dann aber floß ihr Lob von seinen Lippen, daß eine Gluth die andere über das Gesicht Gretchens jagte. Es war doch kurios! Hätte der gute Jacob so etwas gethan, sie hätte ihn mit Unwillen, ja mit Zorn zurückgewiesen. Hier that es ihr im Herzen wohl, so verlegen sie auch war, und wie sie sich auch wehren mochte, er fuhr dennoch fort. Ob er gleich wie vom Himmel gefallen erschien, so konnte sie ihm doch nicht grollen, und daß er etwas Rechtes sei, glaubte sie sicher, weil er so eine Art hatte. Endlich schien er sich zu besinnen und bat sie flehentlich, ihm doch das nicht zu verargen, wozu ihn sein Herz getrieben. Nun, das wirkte noch mehr auf das Mädel ein und machte ihr vollends den Fremdling theuer.

„Er bat sie um Milch und sie brachte sie ihm mit einem Lächeln, wie es der brave Jacob nie errungen hatte. Er erzählte ihr dann, er sei der Jäger des Barons, der jenseits der Berge sein Schloß habe. Dort wohnte ein Baron, der allerdings Wälder besaß, das wußte das Mädchen, und so fehlte nichts, was Zutrauen einflößen konnte, zumal, wenn das Herz schon in's Spiel gezogen worden ist. Er habe, erzählte er weiter, einen Stein im Brett bei dem Herrn Baron und werde, ehe ein halbes Jahr in's Land gehe, Revierförster. Dann sei für ihn ausgesorgt, zumal er reicher Leute Kind sei von der Mosel her — und was er Alles plauderte, um dem Mädchen zu gefallen und sie kirre zu machen.

„Nach einer Stunde ging er und meinte, wenn er eher gewußt hätte, daß dies Thal eine solche Perle umschlösse, würde er früher

schon in der Mühle vorgesprochen haben. Ob er denn auch wieder kommen dürfe?

„Erröthend sagte sie Ja, und als er in sie drang, ob sie es gerne sähe, sagte sie noch glühender Ja, und — sie wußte selbst nicht, wie es zuging, aber sie widerstrebte nicht einmal, als er sie umfaßte und einen Kuß auf ihre Lippen drückte. — Und doch ging er noch nicht. Es hielt ihm erstaunlich schwer, sich loszureißen. Daß ich es kurz mache — sie hatte ihm, als er endlich ging, zugesagt, ihn, weil er es auch wünschte, nur dann zu sehen, wenn sie allein sein würde. Dazu wurde ein Zeichen verabredet, das er vom Walde aus sehen konnte.

„Mehrere Tage vergingen, ehe sie das Zeichen geben konnte; aber sie wußte ihn in der Nähe und sie träumte noch viel mehr, als früher, aber ihre Träume waren anderer Art; sie lächelte dabei so selig und voll Hoffnung, und das Herz pochte so laut, daß sie es schier zu hören meinte.

„Eben das Geheimnißvolle war das Reizende bei der Sache, und das machte ihr die Liebschaft so theuer.

„In der Mühle ahnte noch keine Seele etwas von der Sache, denn Gretchen wußte es immer so einzurichten, daß sie mit dem Jäger allein war, und ihre Bekanntschaft wurde immer vertauter und inniger. Hundertmal sagte er ihr, er könne ohne sie nicht leben, und das bewies er auch dadurch, daß er Tagelang im Walde lag und auf das Zeichen lauerte. Nun war das doch zu viel von ihm gefordert. Daher ging sie denn bisweilen mit ihrem Strickzeuge in den Wald und da fand sie ihn immer, und die hohe Eiche, die dort stand, war das verschwiegene Plätzchen ihrer Liebe. Da wurde denn auch einmal verabredet, daß er Abends unter ihr Fensterlein kam und dort plauderte.

„Solche „heimliche Liebe, von der Niemand weiß," war gar zu schön, aber der Winter drohte doch durch sein Kommen der heimlichen Liebe einen Damm entgegenzusetzen, und — es mußte anders werden. —

„Obgleich Niemand etwas bis jetzt von der Sache wußte, so ahnete doch der Jacob etwas der Art. Er legte sich auf die Lauer und kam auf die rechte Fährte. Sie war auch gar zu kalt und abstoßend gegen ihn und er bekam nicht einmal mehr einen freundlichen „guten Morgen," noch ein freundliches Gesicht. Was sollte er da noch hoffen? — Sein Auge wurde trübe, seine rothen Wangen blichen ab; alle Freude wich von ihm. Sollte er sie immer sehen und doch ohne Hoffnung? Nein, die Mühle war ihm zur Qual geworden. Er kündigte auf und ging. Das war dem Müller ein rechtes Leid; aber er wagte nichts zu sagen. Jacobs Hand drückte er und sagte: „Wär' mir's nachgegangen, Du wärst hier geblieben auf's ganze Jahr!"

„Ein Jäger ist besser!" sagte Jacob mit schneidender Schärfe.

„Ein Jäger? Was willst Du damit?" fragte der Müller.

„Nichts, nichts!" entgegnete Jacob und ging.

„Der Alte stand betroffen da und sann; aber er fand nichts heraus. Dennoch war ihm das Wort ein Dorn in der Seele.

„Item, der neue Mühlbursche war ein alter Geselle, dem nichts so recht von Krabben ging. Da mußte der Alte mehr zu Hause bleiben und sich der Mühle annehmen, während der Mahlbursche in den Acker fuhr. So kam es denn, daß er endlich Jacobs Wort verstehen lernte und einsah, wie es mit Gretchen und dem Jäger stand. Er forschte bei Gretchen nach ihm und seinem Herkommen und seiner Stellung, und hörte, was sie wußte. Das beruhigte ihn, und als er den Jäger näher kennen lernte, gefiel er ihm extra, denn er war voller Geschichten und Schwänke. Und wenn er da war, ging des Gretchens kirschrothes Schnäbelein, daß der Alte selber seine Lust an dem Mädchen und seinem Glücke hatte. Uebrigens waren die Aussichten für den Jäger auch sehr gut, nur das Eine wurmte dem Müller, was aus Mühle und Thal werden solle, das seit Menschengedenken bei seiner Familie war, und er konnte sich nicht um die Ecke finden, und das lag ihm zentnerschwer auf der Seele, da er Gretchens Abneigung gegen die Mühle und das

einsame Leben kannte. Indessen wurden die Zweie immer vertrauter und es begann dem Gretchen doch unbehaglich zu werden, daß ihr Geliebter nichts von der Hochzeit sprach, auch eigentlich nicht bei ihrem Vater um sie freite. So verlief der Sommer und der Herbst. Eine Vierzehntagefrist war er einmal weggewesen, weil er mit dem Herrn Baron auf der Jagd sein mußte. Das war eine trübe Zeit! Selbst dem Müller war es ungelegen, daß der Jäger so lange fehlte, denn er hatte ihn lieb gewonnen.

„Als er wieder kam, es war an einem hellen, freundlichen Sonntage im October, war ein Jubel in der Mühle, wie nie zuvor. Gretchen war außer sich vor Wonne und der Jäger ließ sie gar nicht von sich. Eben saßen sie bei'm Kaffee, voller Lust und Herrlichkeit, als drüben aus dem Walde ein Kerl herausstürzte, der ein entsetzliches Ansehen hatte. Er war klein, aber außerordentlich breitschulterig, hatte schwarzes, struppiges Haar und Bart und ein paar Augen im Kopfe, aus denen Wildheit und Spitzbüberei herausblickte. Er trug ein langschößiges Wamms, eine Kappe, eine Doppelflinte und Jagdtasche.

„Er sprang in sichtlicher Hast gegen die Mühle und sah sich oft mit erkennbarer Angst nach dem Walde um, als ob er von dorther verfolgt zu werden fürchtete. Bei der Mühle angekommen, drückte er sein breites, entsetzliches Gesicht gegen die Scheiben und klopfte hastig und derb dreimal dawieder.

„Der Jäger fuhr empor, sah das Gesicht vor dem Fenster, sprang zu seiner Flinte und Mütze, drückte flüchtig einen Kuß auf Gretchens Lippe und verschwand.

„Gretchen war vor Schrecken einer Ohnmacht nahe, und der alte Müller saß auch da, wie eine Bildsäule. Als sie sich erholt, eilten beide vor die Mühle. Sie sahen eben noch den Jäger mit dem Schwarzen am Saume des Waldes auf dem jenseitigen Berge, und bald waren sie ihren Blicken entschwunden. Mit seltsam beklommenen Herzen kehrten beide in die Mühle zurück und kein Wort

kam über ihre Lippen; aber zentnerschwer lag's auf der Seele und der Kaffee blieb unberührt stehen.

„Was war das?" sprach endlich der Müller.

„Ich weiß es nicht," war Gretchens Antwort, der ein tiefer Seufzer folgte.

„Wenn nur nichts Schlimmes dahinter steckt," sagte der Müller, dem es unheimlich zu Muthe war.

„Was denkt Ihr, Vater?" rief das Mädchen — und Niemand hätte sagen können, ob mehr Angst und eigene Unruhe oder mehr Unwille über des Vaters Aeußerung in Wort und Ton gelegen habe.

„Ehe es aber zu weiteren Erörterungen kam, wurden sie gestört. Es klopfte an der Thüre und Jacob trat herein. Es war das erste Mal, daß er auf die Mühle kam, seit er aus dem Mahldienste getreten war, und was ihn trieb, heute zu kommen, das lag schwer auf seiner Seele. Seit Jacob wußte, wie es um Gretchen stand, hatte er alle Lust zum Leben verloren und der Kummer nagte rastlos an seinem Herzen. Eine unerklärliche Angst um das geliebte Mädchen ließ ihn nicht rasten. Es war ihm zu Sinne, als läge ein schauerliches Geheimniß über dem Jäger, den Niemand kannte. Es herauszukriegen, wer er sei, um nöthigenfalls das Mädchen noch zu warnen und zu retten, war sein unermüdliches Streben. Er verschmähte es nicht, tief in den Hunsrücken hinein Wanderungen zu machen; besuchte die großen Märkte des Landes; besah sich alle Förster weit und breit, und fand den, den er suchte, unter ihnen nicht. Endlich gelang es ihm, eine Spur zu entdecken, die aber seine Haare sträuben machte. — Er forschte weiter und weiter, und endlich stand ihm das mit voller Gewißheit fest, was ihn heute zur Mühle trieb.

„Fast hätte der Müller und Gretchen laut aufgeschrieen, als Jacob eintrat; denn in der kurzen Zeit kaum eines halben Jahres war eine schauerliche Veränderung in ihm vorgegangen. Die Gestalt war abgemagert und gebückt, wie sonst das hohe Alter den Nacken beugt; die Brust schien eingebogen, die Augen lagen tief in ihren

Höhlen und waren so matt und müde; die blühende Wange war eingefallen und bleich; der Gang schleichend, und bei jedem Schritte hörte man ein Hüsteln, das so hell und gellend klang, daß es erschreckend war. Seine Hände waren bläulich weiß und gar mager, und wenn er sprach, klang's so tief aus der Brust heraus, daß es Einem bange wurde.

„Sie grüßten Jacob herzlich; auch Gretchen, aber sie wurde weiß wie Schnee als er hereintrat. Auch dem Müller war es nicht geheuer. Es kam ihm vor, als habe Jacob ihm eine Hiobspost zu bringen. Er sah gerade so aus.

„Bist Du krank, Jacob?" fragte er ihn, seine Hand drückend, die sich kalt anfühlte.

„Ach ja," versetzte Jacob. „Ich glaub', ich hab' nicht mehr weit —" Gretchen sah tief in ihre Tasse.

„So muß ein junger Bursche wie Du nicht reden!" sagte der Müller, der sich wieder zurecht fand.

„Warum nicht?" sagte darauf Jacob. „Man muß doch am Besten wissen, wie es um Einem steht. Was thu' ich auch in der Welt? Der Gang zu Euch ist der letzte, den ich wohl thun werde," fuhr er fort; „und den hätt' ich nicht gethan, wenn nicht meine Lieb' und Anhänglichkeit an Euch so groß wäre. Ihr hörtet auch von sonst Niemanden, was ich Euch zu sagen komme. Aber es gilt das Glück Gretchens, da durft' ich nicht mehr länger warten, wenn's nicht schon zu spät ist, das heißt, wenn sie sich dem Jäger nicht schon verlobt hat." —

„Die Angst in des Mädchens Seele wurde noch größer bei diesen Worten; aber sie fühlte, daß sie sich ermannen müsse; es kam ihr vor, als spräche jetzt aus Jacobs Seele der Haß, der Neid, der Grimm verschmähter Liebe und sie richtete sich stolz auf und sagte:

„Und wenn das wäre, Jacob, was ginge es Dich an?"

„Mich?" erwiederte er mit tonloser Stimme. „Nein, mich geht's auch gar nichts mehr an. Glaube mir, Gretchen, mit mir

ist's vorüber. Meine Hoffnungen sind todt; allein Dich geht's an, und meine Liebe zu Dir müßte nicht die rechte, treue, ehrliche gewesen sein, wenn ich da zaudern könnte, Dich einem entsetzlichen Schicksale ungewarnt entgegen gehen zu lassen. Du weißt nicht, was Dir droht; Du bist blind in Deiner Liebe und Deinen Vater hast Du auch blind gemacht. Der mit dem Du umgehst, ist —"

„Ehe aber das Wort über seine Lippe kam, das den entsetzlichen Schleier lüften konnte, stürzte athemlos der Mühlbursche herein und schrie:

„Ach Gott, Meister, die Mühle ist dicht mit Landdragonern umstellt!"

Der Müller fuhr empor, als hätte ihn eine Kreuzotter gebissen. Seine Farbe wurde fahl, wie die einer Leiche; denn — was Jacob gesagt und das, was sollte das werden? Was stand ihm und seinem Kinde bevor?

„Ach, daß es so kommen mußte!" seufzte Jacob und blickte mit Thränen in den erlöschenden Augen auf das bleiche, rathlose Mädchen.

„Jetzt wurde die Thüre aufgestoßen und der Wachtmeister der churpfälzischen Landdragoner stürmte herein.

„Wo ist er?" donnerte er dem an allen Gliedern zitternden Müller zu.

„Wer denn?" fragte mit zitternder Stimme der Müller.

„Was? Du Hehler!" rief der Wachtmeister. „Du weißt es nicht? — Den Schinderhannes*) suchen wir, der bei Dir

---

*) Johannes Bickler, genannt „Schinderhannes," ist ein Räuber gewesen, dessen Bande bis in die ersten Jahre unseres Jahrhunderts die Gegenden des Hunsrückens, der Nahe, des Gaues u. s. w. unsicher machte. Er war besonders der Schrecken der Juden, deren Zuchtruthe er war. Das Volk betrachtete ihn in günstigerem Lichte und umgab ihn mit einem romantischen Glanze. Er wurde in Mainz hingerichtet, und hat im Brockhaus'schen Conversations-Lexicon seine Stelle gefunden, wo unsere Leser, wenn es sie anspricht, das Nähere über ihn finden können.

seine Herberge hat und der Schatz Deiner saubern Tochter ist! Er ist noch im Hause, und der schwarze Peter, sein Spießgeselle, mit ihm. Sprich, wo ist er versteckt? — Er entgeht uns diesmal so wenig, wie Du und Deine Tochter!"

„Das Mädchen starrte den Wachtmeister an, wie eine Wahnsinnige. Ihre Augen traten fast aus ihren Höhlen.

„Der Müller wankte zurück und sank händeringend in seinen Sessel. Da nahm Jacob das Wort und legte es dem Wachtmeister aus, wie der Schinderhannes in die Mühle gekommen sei, wofür er sich ausgegeben und wie er Tochter und Vater berückt habe, wie sie ihn nicht gekannt und wie er eben, als er in's Haus getreten, mit dem schwarzen Peter droben im Walde verschwunden sei; wenn sie ihm eiligst nachsetzten, könnten sie ihn vielleicht noch einholen.

„Der Wachtmeister ließ schnell eine Anzahl seiner Leute ihm nachsetzen, von den übrigen aber die Mühle durchsuchen. Er selbst blieb in der Stube.

„Gretchen regte sich nicht. Sie glich einer Bildsäule ohne alles Leben. Der Müller bedeckte mit beiden Händen sein Gesicht. Der Wachtmeister kannte den Jacob und fragte ihn über Alles aus. Aus seinen Reden ging hervor, daß er genau wußte, was in der Mühle vorgegangen war; aber er verschwieg Manches und stellte Alles so milde dar, daß der Müller wie Gretchen, wie es denn auch war, als Getäuschte und Betrogene erschienen.

„Wenn dem so ist, thut es mir leid, Beide verhaften zu müssen," sagte der Wachtmeister. „Ich kann nicht drüber; ich muß sie dem Gerichte überliefern."

„Ich bürge mit Leib und Leben, Hab und Gut für sie!" sagte Jacob. „Laßt sie nur hier."

„Das kann mir nichts helfen!" sagte der Wachtmeister. „Sie werden als Hehler angesehen. Ich muß sie fesseln und abführen lassen."

„In diesem Augenblicke schien Gretchen zum Leben und Bewußt-

sein zu erwachen und die Worte des Wachtmeisters verstanden zu haben. Sie stieß einen fürchterlichen Schrei aus und entsprang durch die Thüre der Stube. Draußen an der Hausthüre standen zwei Landdragoner mit gezückten Säbeln. Mit riesiger Kraft schleuderte sie Beide zur Seite. Der Wachtmeister wollte sie erhaschen, aber ein Stück ihres Kleides blieb in seiner Hand, sie aber entsprang, verfolgt von allen Dreien.

„Oberhalb der Mühle war der reißende Bach in einem verhältnißmäßig engen, eingedämmten, sehr tiefen Kanal eingeengt, um den vollen Strahl auf die Mahlgänge zu leiten. Erlen und Weiden bildeten auf beiden Seiten eine dichte, dunkle Schutzwehr und ein schmaler Pfad führte daran hin.

„Dorthin flog das Mädchen in der Hast der Verzweiflung, und zwischen den Erlen und Weiden verschwand sie, aber ein dumpfer Schall, wie wenn ein Körper in's Wasser stürzt, sagte den Verfolgern, was geschehen sei. —

„Umsonst stürzte der Wachtmeister hinzu, bog die Zweige auseinander und griff in die eisige Fluth. Die drängende Gewalt des Wassers hatte den Leib des Mädchens schon in die dunkle Tiefe gerissen, wo das gewaltige Getriebe zweier mächtiger Räder sich befand, die in diesem Augenblicke stockten.

„Spät erst, als die Landdragoner von einer fruchtlosen Verfolgung zurückkamen, gelang es, den zum Entsetzen verstümmelten Leichnam des Mädchens aus den Rädern heraus zu schaffen, und selbst das geschah nicht ohne Gefahr. Der Müller war in einem Zustande völliger Stumpfheit. Es war so, als habe er nicht die geringste Theilnahme an Allem, was vorging.

„Der Wachtmeister nahm ein Protokoll auf und führte dann den Müller mit hinweg. Jacob blieb, weil es Pflicht war, bei dem Mühlburschen und der Magd in der Mühle. Wie es ihm um das Herz mochte gewesen sein?

„Am andern Morgen ließ er im Dorfe, zu dem die Mühle gehörte, die Anzeige machen.

„Gretchen wurde beerdigt ganz in der Stille. Wenige folgten der Leiche. Jacob ging hinter dem Sarge. Er stand lange am Grabe des Mädchens und seine Thränen rollten auf den frischen Hügel. Sie mußten ihn zur Mühle zurückfahren, wo er blieb, bis der Müller entlassen worden war.

„Das war ein Wiedersehen!

„Ich kann kurz enden," sagte Knipp. „Der Müller folgte noch in dem folgenden Winter seinem Kinde und vermachte alle seine Habe dem Jacob — der aber die Mühle nicht mehr betrat, denn als das frische Leben in der Natur sich regte, schloß er sein Auge für diese Welt, allgemein betrauert."

Knipp schwieg.

„Und der Schinderhannes?" fragte mein Freund.

„Er hat das Thal nie wieder betreten," entgegnete Knipp. „Wie es in seinem Innern stand — daß weiß ich nicht!" —

Lange war es stille in der Waldhütte. Jeder hing seinen Gefühlen und Gedanken nach.

Draußen heulte der Sturm, als wolle er den Felsen über die uns bergende Hütte schleudern und die Buchen entwurzeln, die sie mit ihren Aesten bedeckten. Der Regen schlug heftig gegen die Wände der Waldhütte und vollendete so die schauerliche Stimmung, in die uns die Erzählung Knipp's versetzt hatte. Erst nach und nach entspann sich wieder das Gespräch, welches sich natürlich um die Person, die Bande und die Räubereien des Schinderhannes drehte, den Knipp noch von Angesicht gesehen, da er sein ganzes Leben im Walde verlebt hatte. Doch wollte die ernste Stimmung nicht weichen. Dem Oberförster war dies unangenehm. Er schlug mehrmals einen heitern Ton an, aber er verklang wieder ohne Wirkung und das Gespräch stockte nur zu bald wieder.

„Wenn wir nicht einschlafen sollen," sagte endlich mein Freund, „so muß ich denn auch eine Geschichte erzählen. Ihr kennt Alle den Wald, der sich unweit Oberstein, droben an der Nahe, gegen Südosten hinzieht. Er heißt die Winterhauch. Eine seltsame

Sage geht von diesem Walde im Munde des Volkes in jener Gegend. Ich muß sie zuerst erzählen, weil sonst das Nachfolgende dunkel bliebe. Die Winterhauch gehörte in ihrer früher noch weit größeren Ausdehnung den Dynasten von Oberstein, den Herren von Falkenstein, die auf der Burg oberhalb Oberstein saßen, von der heute noch in schwindelnder Höhe über dem durch seine Achatschleifereien berühmten Städtchen ein Thurm thront, als letzter Rest der einst mächtigen Burg.

„Einst lagen die Ritter in gewaltiger Fehde mit dem Erzbischof von Trier, der ihr Grenznachbar war. Der Erzbischof bedrängte sie hart und sie boten in dieser Noth alle die um den mächtigen Wald der Winterhauch liegenden Dörfer auf, um ihnen im Kampfe zu helfen, versprachen aber den Leuten große Gerechtsame in diesem Walde für ihre Hülfe. Eine Urkunde wurde darüber aufgesetzt, welche unter der Platte des Hauptaltars in der Kirche zu Oberstein, die achtzig Stufen über dem Städtlein in einer Ausweitung des Felsens erbaut ist, geborgen wurde, damit sie durch das Allerheiligste vor jeder Frevlerhand beschützt werde.

„Die Leute halfen wacker und der Kampf war siegreich für die Herren von Falkenstein. Nun kam es aber, daß die Bauern heillos in dem Walde wirthschafteten, nicht allein das Holz hieben, sondern auch das Wild erlegten, um ihre Saaten zu retten. Da gereuete die Herren ihr Zugeständniß, und sie hätten die Urkunde gerne vernichtet, wenn sie sich nicht vor dem Frevel entsetzt hätten. Einst saßen sie in einer finstern Nacht zusammen und zechten und wieder sprachen sie sich höchst mißvergnügt über die Zugeständnisse aus, denn die Jagd in der Winterhauch war fast nichts mehr.

„Im Nebengemache hörten die Frauen die Wehklagen ihrer Eheherren, und Eine, keck und tollkühn, sagte: „Laßt uns hingehen und die Urkunde holen!“ Zwar gab's da manch' Hinderniß zu besiegen, aber sie überwand sie alle, und so wanderten sie in dunkler Nacht zur Kirche, hoben die Platte und brachten die verhängnißvolle Urkunde, die nun unter lautem Jubel und Preis ihrer muthigen Frauen ver-

brannt wurde. Die Folge war, daß die Bediensteten der Herren die Bauern pönten. Das kam zum Prozesse, aber als die Bauern sich auf die Urkunde im heiligen Gewahrsam beriefen — fehlte sie und sie verloren Prozeß und Gerechtsame. Solcher Frevel konnte aber nicht ungestraft bleiben. Alle bei dem Urkundenraube Betheiligten starben schnell hin und — gehen nun zur Zeit des Herbstes im Walde um unter gewaltigem Halloh und Jammern, Hundeheulen und Ach und Weh. Begegnet ihnen Einer, so reichen sie ihm ein Pergament hin — will er es aber ergreifen, so rasen ihre feuerschnaubenden Rosse mit ihnen davon und sie werden die Urkunde nicht los, die ihnen diese Qual bereitet.

„Das ist die in der Gegend allgemein bekannte und geglaubte Sage," sprach der Oberförster. „Das Stücklein aber, das vor vielen Jahren, als der Schinderhannes auch in der Winterhauch sein Wesen trieb, daran sich knüpfte, ist dieses.

„Nicht ferne von der Winterhauch wohnte damals ein pensionirter Birkenfeldischer Amtmann auf einem ihm gehörenden Hofgute, das er selbst bebaute. Er war ein steinreicher Mann und kolossaler Geizhals, dabei ehelos, dem eine alte Schabele Haus hielt. Wer ihn kannte, hatte oft seinen Aerger über des Mannes Bramarbasaden. Er sprach im ächten Jägerlatein von seinen Jagdabenteuern, und, da er mit den Forstbeamten gut stand, war er bei allen Jagden. Dennoch aber konnte er es sich nicht versagen, auch einmal auf eigene Faust in den Forst zu schlüpfen und einen Rehbock zu blaten. Darüber freute er sich denn über die Maßen. Er spielte den Freigeist und war doch dabei voller Aberglauben; pries seinen unüberwindlichen Muth, und war feig, wie es nur möglich war. Vor dem Schinderhannes hatte er einen Todesschrecken, aber man konnte ihn alle Tage radotiren hören, er würde ihn niederschießen wie einen tollen Hund, wenn er ihm nur einmal schußrecht käme. Mit solchen Reden hoffte er den Räuber zu schrecken und kramte sie darum überall freigebig aus. Der Mann war indessen genauer gekannt, als er meinte, und die Leute wußten, was sie von ihm zu halten hatten.

„Einmal, zur Blatezeit, war der Herr Amtmann wieder ziemlich zeitig in den Wald geschlichen, um einen Spießer in seine Küche zu bringen, ohne Vorwissen des Forstbeamten. Er kannte die besten Wechsel in der Winterhauch und suchte sich einen aus, wo er sicher war.

„Die Nacht kam schwarzdunkel und der Amtmann blatete. Das war nicht ohne Erfolg; als aber der Rehbock schreckte, fuhr der Alte zusammen, daß ihm schier die Flinte aus der Hand fiel und der Bock war fort. Es war ihm diesen Abend gar nicht geheuer, und das kam daher, daß ihm die Sage einfiel. Dennoch überwand er die Furcht und blieb, obgleich das Jägerglück ihn verließ.

„Plötzlich kroch sein Hund eng an ihn, als ob er irgend etwas Unheimliches wittere. Den Alten überlief es eiskalt, denn in demselben Augenblick erhob sich ein seltsam gespenstig Treiben im Walde. Man hörte Töne, die wie Hundegeheul klangen, dann Pferdewiehern, Schreien, Halloh und Jagdruf — Alles durcheinander, und bald war es links von ihm, bald rechts. Es rasselte entsetzlich. Blitze zischten von der Erde auf und erloschen wieder und dergleichen Dinge, wie sie der Alte nie gehört und gesehen. Eine Todesangst ergriff ihn. Das waren, ohne Zweifel, die gespenstigen Obersteiner, die ihm die gestohlene Urkunde reichen wollten. Eiskalt rieselte es durch seine Glieder. — Der Hund kroch fast in ihn. Bald näher, bald entfernter vernahm er den Teufelsspuk und doch sah er in der greulichen Dunkelheit nichts. Gerne wäre er heimgelaufen, aber er war wie an die Stelle gebannt. So verging eine geraume Zeit. Es mußte längst die Geisterstunde vorüber sein, und doch wagte er nicht, sich zu regen.

„Endlich wurde es stille im Walde und der Mond ging auf. Jetzt aber hätte ihn Einer sollen laufen sehen! Als er das Freie gewonnen hatte, wurde sein Hund wieder lebendig und der Muth kehrte langsam zurück. Nach einer halbstündigen Wanderung lag der Hof vor ihm im Silberscheine des Mondes. Der Hof lag in der tiefsten Ruhe da und gutes Muthes schloß er die Thüre auf,

wie er es gewohnt war, wenn er von seinen Jagdstrippereien spät heimkehrte; was er aber jetzt vor sich sah, war doch so absonderlicher Art, daß ihn ein neues Entsetzen überkam, — denn alle Thüren des inneren Hausraumes standen offen. Alles lag bunt durcheinander. Sein Schreibepult, darinnen er seine Schätze geborgen hatte, war offen und alle Schubfächer waren herausgezogen. — Zitternd trat er näher, und dem geübten Blicke kündigte es sich an, daß Alles ausgeleert war.

„Mariann'!" rief er verzweifelt. Ein Stöhnen antwortete.

„Als er in das nebenangrenzende Zimmer trat, hörte er das Stöhnen deutlicher und eine schwache Stimme sprach: „Ach, Herr Amtmann, lebt Ihr noch?"

„Es war die Alte, die gefesselt am Boden lag.

„So viel hatte er bei'm hellen Mondlichte gesehen, das durch die Fenster fiel. Jetzt eilte er, Licht zu zünden, aber erst nach vieler Mühe gelang ihm dies.

„Das Erste war, die alte Mariann' loszubinden.

„Diese erzählte dann, daß gegen elf oder zwölf Uhr Einer an der Thüre geklopft habe. Sie, in der Meinung, es sei ihr Herr, der den Schlüssel mitzunehmen vergessen habe, sei voreilig im Oeffnen gewesen, denn alsbald seien Dreie hereingestürzt, hätten sie zu Boden gerissen, ihr ein Tuch in den Mund gestopft und sie gebunden. Darauf hätten sie denn Alles ausgeraubt und ihr dann das Tuch wieder abgenommen und höflich gute Nacht gesagt. Einer aber sei zu ihr getreten und habe ihr den Auftrag gegeben, dem Herrn Amtmann zu sagen, die Obersteiner, deren Teufelsspuk er im Walde gehört, seien seine guten Freunde und er der Schinderhannes, der den Herrn Amtmann einmal habe besuchen wollen; er habe aber absichtlich die Abwesenheit desselben benutzt, weil ihn der Herr Amtmann ohne Zweifel wie einen tollen Hund würde todtgeschossen haben, wie er oftmals geäußert; er lasse ihm auf den Schreck im Walde eine gute Nacht wünschen!

„Das war eine feine Hiobspost nach all' dem Schrecken im

Walde! Alles war leer und der Alte war schier des Todes. Schwer erholte er sich von solcher Niederlage, aber die Folge war, daß er nicht mehr bramarbasirte, nicht mehr wilddiebte und sich kaum mehr sehen ließ. Hinter seinem Ofen fand er es sicherer." — Ein lautes Gelächter folgte dieser Geschichte; aber allmälig nahm das Gespräch die Wendung zu Jagdgeschichten, wozu Jeder von uns seinen Beitrag lieferte. Nur Knipp saß stille und in sich gekehrt da.

„Knipp!" rief der Oberförster, „Ihr waret doch auch oft genug dabei, und nun sitzet Ihr da, als hättet Ihr nie eine Büchse knallen gehört. Erzählt doch auch 'mal etwas!"

„Das will ich wohl," sagte der Holzhauermeister, „aber wenn ich eine lustige Geschichte erzählen soll, so erlassen Sie es mir doch. Ich bin heute nicht dazu aufgelegt und die Geschichte, welche mir durch Ihre Jagdgeschichten in die Gedanken gekommen ist, hat nichts Aufheiterndes."

„Nun denn, so erzählet sie nur!" rief der Oberförster. „Ich könnte doch bei dem entsetzlichen Wetter da draußen noch nicht schlafen."

„Man erlebt Vieles," hob denn nun Knipp an, „wenn man so alt wird, wie ich geworden bin. Die freundlichen Begebenheiten treten aber leichter in den Hintergrund, während die traurigen niet- und nagelfest im Gedächtnisse haften. Man meint, der liebe Herrgott wolle Einem das Abscheiden leichter machen, weil die Welt und das Leben so trübe vor dem Auge des Alters liegt. So weilen denn auch jetzt meine Gedanken bei einer Geschichte, die ich in meiner Jugend erlebt habe. In meiner Heimath, ich bin vom Idar da hinten her, stand damals ein junger Hülfsförster. Er hieß Simon und Jedermann hatte ihn lieb. Für einen Förster war er eigentlich zu weich und zu sanft, denn er hatte so etwas Mädchenhaftes an sich; aber im Dienste war er wie Pulver und treu wie Gold, und auf der Jagd entging ihm nichts, was er einmal auf's Korn genommen hatte. Daher war er auch ein Liebling des Oberförsters,

bei dem er gelernt, und diesem hatte er auch seine frühe und gute Anstellung zu verdanken.

„Das Forsthaus, wo er mit seiner alten Mutter wohnte, lag kaum tausend Schritte von unserm Dorfe; daher kannten wir ihn alle gut. Bei Niemanden aber war er lieber und häufiger, als bei unserm braven Schulmeister. Der war auch ein rechter Jagdliebhaber und der Simon nahm ihn gerne mit. Wild gab's genug, und dem armen Schulmeister war dann und wann ein Stück Wild recht willkommen, denn es ging knapp bei ihm her. Lieber Gott, acht Kinder wollen etwas zu knuppern haben. Zwar war Eins, das älteste Mädchen, bei einer Base an der Mosel, die es an Kindesstatt angenommen, aber sieben blieben doch zu ernähren, und bei der geringen Besoldung des armen Mannes war Schmalhans Küchen- und Kellermeister im Hause. Gar manchen Rehbock ließ der gute Simon dem Schulmeister ganz. Er verkaufte ihn dann nach Trier, und für den Erlös gab's Brod, Schuhe oder Kleidungsstücke für die Würmlein. Mittwochs und Samstags Nachmittags, wo der Schulmeister frei hatte, war er denn auch regelmäßig mit Simon im Walde, und er schoß immerhin so gut, wie der Förster Simon auch. Der alte Herr Oberförster kannte ihn auch gut von den Treibjagden her, bei denen er immer seine Stelle wacker behauptete. Er wußte auch, daß ihm Simon dann und wann etwas zufließen ließ und hatte nichts dawider, weil er des Mannes Lage kannte und ein gutherziger Mann war, und, wie gesagt, mit dem Wilde nicht zu geizen brauchte.

„Eines Tages lud Simon den Schulmeister ein, mit ihm auf den Anstand zu gehen. Der hatte aber zu thun und mußte es ablehnen. So kam es denn, daß Simon sich schnell entfernte und nur noch sagte: er ginge an die hohe Eiche. Das war ein guter Wechsel. Indessen änderte Simon doch seinen Ort und ging mehr rechts, in die sogenannten Bruchlöcher" wo der Wechsel eben so gut war. Diese Stelle lag aber fast eine Dreiviertelstunde rechts von der hohen Eiche, wohin er hatte gehen wollen. Die „Bruchlöcher"

waren aber ein hohes, dichtes Buchenstangenholz, wie kein ähnlicher Buchenbestand im Reviere war. Dort hielten sich Rehe genug und die Jagd war stets erfolgreich.

„Dem Schulmeister wurmte es gewaltig, daß er den Simon hatte müssen gehen lassen und die Jagdlust zuckte ihm in allen Adern, denn der Abend war so wunderschön. Er raffte sich daher zusammen, that schnell seine Arbeit ab, nahm ein Stück Abendbrod, die Jagdtasche und die Flinte um — und bald genug war er im Walde.

„Hier stand er einen Augenblick stille. Sollst du zu ihm an die hohe Eiche gehen? fragte er sich; dann ist es leicht möglich, daß du ihm die Jagd verdirbst durch dein Kommen. Es ist besser, du schleichst dich in die Bruchlöcher und sagst's ihm nachher. Gedacht, gethan!

„Leise schleicht er durch's Dickicht des dichtbelaubten Schlages. Allmälig nähert er sich dem Wildwechsel. Noch kann er den festgestampften Wildpfad im Dunkel der Nacht und des Waldes erblicken. Noch wenige Schritte, und er ist zur Stelle. Da kracht's dicht vor ihm und — lautlos sinkt er zusammen. Die Kugel war ihm mitten in der Stirne in den Kopf gedrungen.

„Im Feuer gefallen!" jubelte Simon und drängte sich durch die Buchenstangen; aber wer könnte seinen lähmenden Schrecken beschreiben, als er nach dem Rehbocke tastet, den er geschossen zu haben meinte, und eine Flinte berührte und dann den entseelten Leichnam seines lieben Jagdgefährten, des Schulmeisters? — Anfänglich steht er, wie an Leib und Seele gelähmt. Er ist keines Gedankens fähig. Als er sich aber wieder erholt und sich zu dem Armen bückt, um zu fühlen, ob noch Leben in ihm sei — ist er steif und eiskalt. Da ergreift ihn die Verzweiflung und er eilt in's Dorf, wo er sagt, was und wo es geschehen, und dann eilt er fort im Sturme nach der Stadt, wo er sich den Gerichten überliefert.

„Die Leute, welche das wahre Verhältniß kannten, bedauerten

in eben dem Grade und Maße den armen Simon, als den braven Schullehrer und seine trostlose Familie.

„Simon wurde, wie es ja anders nicht kommen konnte, freigesprochen; aber nie, meine Herren, — sagte Knipp — habe ich einen Menschen gesehen, der tiefer in seinem Innern zerrissen, unglücklicher und elender gewesen wäre als Simon. Er wollte sogleich die Försterei aufgeben und Soldat werden, weil ihm in diesem Berufe ein schnellerer Tod in Aussicht zu stehen schien, allein der gute Oberförster nahm sich seiner an wie ein Vater, und der Pfarrer des Dorfes stand ihm darin wacker zur Seite. Sie bestimmten ihn, Förster zu bleiben, um seiner guten Mutter willen, die eine hochbetagte Frau war; aber der Oberförster wirkte es aus, daß er an die Obermosel versetzt wurde, damit ihn nicht alle Tage die bekannte Umgebung an sein Unglück erinnerte und er wieder zur Ruhe käme. Die Stelle, welche er erhielt, war besser als die, welche er bis jetzt gehabt, und dies setzte ihn in den Stand, seinen Gehalt mit der armen Wittwe und den Waisen des Erschossenen zu theilen. Und als nach etwa einem halben Jahre seine Mutter starb, gab er fast Alles an sie ab, da er schier keine Bedürfnisse hatte. Obwohl er in einem kleinen Städtlein wohnte, so führte er doch das Leben eines Einsiedlers. Er ging in sich gekehrt dahin, hatte mit keiner Seele Umgang und that gewissenhaft seine Pflicht. Was ihm begegnet war, wußte eigentlich im Orte Niemand, und so hielten ihn die Leute für gemüthskrank, bedauerten den schönen jungen Mann und ließen ihn gehen.

„Neben seinem Hause wohnte eine betagte Wittwe mit ihrer Tochter, die einen Kramladen hatte. Da kaufte Simon sein Pulver und seinen Schrot und was er etwa sonst brauchte. Diese Leute nahmen gar vielen Antheil an ihm, besonders das sechzehnjährige, sehr hübsche Mädchen. Das Mädchen faßte nach und nach eine lebhafte Neigung zu ihm. Der Gedanke war ihr erquicklich, wenn sie die Wolken von seiner Stirne scheuchen könnte, und sie konnte Stundenlang es sich ausmalen, wie sie ihn trösten und aufheitern

wollte. Und doch war das Mädchen so stille und traurig, daß es Simon manchmal selbst auffiel. Ueberdies war in den Gesichtszügen des Mädchens etwas Bekanntes, was ihn, ohne daß er sich davon Rechenschaft geben konnte, ungemein anmuthete. Er sah sie nun öfter an, und auch in seinem Herzen erwachte eine Neigung zu dem holdseligen Ammichen, die immer tiefer wurzelte und den Gedanken in ihm weckte, mit ihr verbunden zu sein. Aber dachte er an sein Loos, dachte er, sie könne es erfahren, daß er einen Mord, wenn auch einen völlig unabsichtlichen, auf seiner Seele habe, so fürchtete er, sie würde sich mit Abscheu von ihm abwenden. Darum kämpfte er muthig gegen sein eigenes Herz und seine Neigung. Dennoch wurde seine Liebe stärker. Er sah es auch ein, daß dies vereinzelte Leben ihn nur immer trübseliger, maßleidiger und unglücklicher mache, und — da er deutliche Beweise der Liebe des Mädchens bemerkt zu haben glaubte, auch die Mutter stets so liebevoll und theilnehmend gegen ihn war, — so faßte er den Entschluß, um sie zu werben; aber sie mußte Alles wissen, Alles, ehe er sie um ihr Jawort bat. Er war zu ehrlich, etwas zu verschweigen.

„So kam es denn, daß er öfter hinüberging und länger weilte, als er nöthig hatte. Er erkannte es, daß ihm Mutter und Tochter sehr herzlich entgegenkamen. Das hatte so einige Monate gewährt, als der Winter kam, wo er manchmal die Abende drüben bei Mutter und Tochter zubrachte. In dem Städtchen sah man die Verbindung als eine gewisse an, obgleich von seiner Seite noch kein entscheidender Schritt gethan war. Eines Abends, wo er allein bei der Mutter war, faßte er den Muth, sie zu fragen, ob sie wohl in eine Verbindung zwischen ihm und Ammichen willigen würde. Die einfache, brave Frau nahm den ehrlichen Antrag freundlich auf und sagte ihm offen, wenn Ammichen mit ihm glücklich zu werden hoffe, so wolle sie freudig ihren Segen geben; jedoch müsse auch ihre Mutter einwilligen, denn Ammichen sei nur ihre angenommene Tochter und ein Bruderskind. Das hatte Simon, der mit sonst Niemanden

Umgang hatte, nicht geahnet. Wahrscheinlich würde nun die Frau über Ammichens Herkunft sich weiter geäußert haben, allein es klingelte im Laden und, da es schon spät war und Ammichen erst am andern Morgen von dem Besuche bei einer auf dem Lande wohnenden Freundin zurückkehrte, so nahm Simon einen herzlichen Abschied und ging heim, fest entschlossen, am andern Tage seine Angelegenheit zu einem, wie er hoffte, glücklichen Ende zu führen.

„Wie glücklich ihn auch die Einwilligung der Nachbarin und wie sehr ihn auch ihre Versicherung, die Mutter würde auch nichts gegen die Verbindung haben, froh machte, so lag es ihm doch unendlich schwer auf der Seele, daß er nicht anders konnte und durfte als Ammichen Alles zu entdecken, was seine Seele belastete. Er betete zu Gott um Kraft dazu, und ging dann, als er Ammichen zurückkommen gesehen hatte, hinüber. Wahrscheinlich hatte ihre Tante oder Mutter ihr schon Alles anvertraut, denn sie erglühte, als Simon in die Stube trat; aber dies Erglühen war der Art, daß Simons Herz voll seliger Hoffnung wurde. Er setzte sich zu ihr und nahm ihre Hand, die sie ihm ließ, deren Beben aber er fühlte, obwohl die seine auch nicht ohne Beben war.

„Die Alte dachte wohl, sie sei hier völlig überflüssig und mochte darin sehr Recht haben. Sie machte sich also im Laden und in der Küche allerlei Geschäfte und ließ die zwei jungen Leute allein.

„Eine Weile saßen sie stille da, das Mädchen in peinlicher Erwartung, die aber dennoch wieder eine hoffnungsvolle war; er ringend mit dem Worte, das zwar sein Herz erfüllte, aber doch nicht über die Lippe wollte. Endlich fand er Muth und Wort. Sie hörte ihm gesenkten Blickes zu, als er ihr sagte, wie er sie liebgewonnen habe, und wie er keinen höhern Wunsch habe, als sie in sein Haus als sein liebes Weib einzuführen. Was er sagte, war so offen, treuherzig und ehrlich, daß sie, als er sie nun entschieden fragte, ihn mit einem Blicke ansah, in dem er ihre Liebe zu ihm lesen konnte und fest und freudig Ja sagte.

„In diesem glücklichen Augenblicke vergaß er Alles, was er ihr vorher hatte sagen wollen und erst, als die Tante wieder kam und sie mit Freudenthränen segnete, kam ihm mit einem Male diese Erinnerung und fiel wie eine recht schwere Last auf seine Seele. Er fühlte, daß er Alles sagen müsse. Er begann daher davon zu reden, warum seine Seele so belastet und gedrückt sei, daß man ihn hier für halb geisteskrank halte; davon sei der Grund ein Unglück, das ihm passirt sei. Er nannte den Ort, wo er als Förster gestanden und den Namen des braven Lehrers, den er erschossen habe. Ein gellender Schrei entfuhr fast gleichzeitig den Lippen Ammichens und ihrer Tante.

„Simon starrte sie erbleichend an. —

„Es war mein Bruder und Ammichens Vater!" rief die Tante voll Entsetzen.

„Das Mädchen sank ohnmächtig in der Tante Arm.

„Simon rührte sich nicht. Alles Leben schien aus ihm gewichen. Endlich richtete er sich auf, drückte einen Kuß auf des Mädchens erblichene Wange und wankte hinaus. — Er ging in seine Wohnung und nach einer halben Stunde sah man ihn mit raschen Schritten nach dem Walde gehen. Niemand aber sah ihn wiederkehren.

Die Leute meinten, er habe sich ein Leid angethan aus Verzweiflung, denn es blieb nun nicht verschwiegen, was geschehen war; aber dazu war Simon zu religiös. Vielmehr stellte es sich später heraus, daß er in fremde Kriegsdienste getreten war. Man hat indessen später nie wieder etwas von ihm gehört, und es ist zu vermuthen, daß ihm sein Leid doch noch das Herz gebrochen habe.

„Und Ammichen? werdet Ihr fragen. Es war wohl schwer für das arme, brave Mädchen und sie war tief gebeugt. So frisch sie früher geblüht, so ist doch nachmals nie wieder eine Röthe auf ihre Wangen gekommen. Ihre Tante starb nicht lange nachher und hinterließ ihr Laden und Habe. Da fehlte es nicht an Freiern,

auch nicht an braven jungen Männern darunter; aber sie verheirathete sich nie, sondern nahm ihre Mutter und Geschwister zu sich und half diese erziehen, die alle brav wurden und wohl versorgt in der Welt."

Knipp schwieg, denn seine Erzählung war zu Ende. Sie gab uns Gelegenheit zu manchem ernsten Gespräche; allein dies stockte am Ende auch wieder. Der Oberförster zog die Uhr, hielt sie gegen die Lampe und sagte: „Erst neun Uhr!"

Draußen stürmte es gewaltig und der Wind heulte wunderlich in dem Walde. Die Bäume ächzten unter seinen heftigen Stößen und der Regen schlug plätschernd gegen die Hütte, welche indessen in dieser Nacht eine Probe bestand, die für die Vortrefflichkeit ihrer Bauart und Einrichtung das beste und giltigste Zeugniß ablegte.

Unter den beiden Holzhauern, die mehr im Dunkel der Hütte saßen und bescheiden sich zurückhielten, war jetzt ein Flüstern vernehmbar.

„Erzählt's doch!" hörte ich den Einen zu dem Andern sagen. Ich ergriff die Veranlassung, ihm zuzureden, und als auch mein Freund einstimmte, hob endlich ein alter Mann zu erzählen an:

„In der Stadt pflegt man zu sagen: auf dem Dorfe gehe Alles so stille und ordentlich her, daß man kaum von solchen Dingen höre, wie sie sich in der Stadt leider alle Tage ereignen. Das ist wohl nicht ganz wahr. Menschen sind überall Menschen, und ihr Leid und ihre Fehler tragen sie überall mit sich herum, wie sie ihr Schatten begleitet. Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen, die ich erlebt habe, die Ihnen beweisen wird, wie auch auf dem Dorfe sich Dinge ereignen, die das Menschenherz abschildern mit allen seinen Gebrechen.

„Ich bin daheim, wo der Donnersberg mit seinen schönen Buchenwäldern sich emporhebt, weithin das flache Land der Pfalz überschauend. Dort lag ein kleines, von pfälzischen Landen umschlossenes Gebiet, das Nassau-Saarbrückisch gewesen ist. Sie wissen ja, wie vielherrisch es bei uns zu Lande aussah, ehe die Franzosen

das Land nahmen. Meine Heimath ist ein ansehnliches Dorf in diesem kleinen Gebiete. Mein Vater war dort Holzhauer und ich folgte ihm in diesem Erwerbe und kam durch gar mancherlei Geschicke in diese Gegend, wo ich mich verheirathete und seitdem wohne. Der hauptsächlichste Beweggrund, warum ich meinen Heimathsort verließ und in die Ferne zog, war eben die Geschichte, die ich Ihnen erzählen will.

„Man sagt, die Rheinpfälzer seien ein leichtsinnig Volk, und ich will es nicht in Abrede stellen, daß das in vielem Betrachte wahr ist. Das Leben ist lustiger, heiterer wie hier, und es geht ziemlich Alles oben drüber hin, ohne daß es tiefer unter die Haut dringt. So steht's auch häufig mit der Gesinnung und dem Gefühle der Leute. Eine Erfahrung mag für Viele reden!

„In unserm Dorfe wohnte, wie ich etwa achtzehn bis neunzehn Jahre alt war, eine Wittwe, deren Mann in einem Steinbruche am Donnersberge sein Leben verlor. Er und seine Frau hatten leichtsinnig in den Tag hinein gelebt, herrlich und in Freuden, wenn sie Geld hatten, und wenn sie keins hatten, legten sie sich krumm und darbten. Da denkt man nicht an die Zukunft, nicht an die Tage, von denen es in der Schrift heißt, sie gefallen mir nicht, und wenn sie dann endlich noch kommen, kriegt man unliebe Miethsleute und Tischgenossen, nämlich Mangel und Sorgen. So war es der Wittwe ergangen. Sie mußte im Tagelohn und mit Waschen ihr tägliches Brod verdienen und ihr Kind, ein liebliches Mädchen, erziehen. Lieschen wurde freilich nicht sonderlich gottesfürchtig erzogen, denn der Sinn ihrer Mutter war allezeit geblieben, wie er in der Jugend gewesen, und — der Apfel fällt nicht weit vom Stamme; auch darin fiel er nicht weit, daß Lieschen so bildhübsch war, wie ihre Mutter einst gewesen, ja, die Leute meinten, es sei noch hübscher, als sie einst war. Leichtsinnig und leichtfertig aber war's auch, das tadelten die Leute, obwohl sie anerkannten, daß man dem Mädchen eigentlich etwas Uebles nicht nachsagen konnte und sie unendlich gutmüthig war. Leichtsinnig und

gutmüthig zusammengemischt, gibt selten eine dauernd hübsche, schöne Farbe, sagt man bei uns im Sprüchwort.

„Als das Mädchen konfirmirt und aus der Schule war, that's die Wittwe Breier in die Stadt, wo es bei einer Verwandten blieb und das Nähen, Kleidermachen und Sticken lernte, und wie das Getieftel alle heißt, womit die Mädchen und Frauen sich abgeben. Der Gedanke war nicht übel, denn so sicherte sie ihrem Kind doch den Lebensunterhalt, mochte Gott über sie etwa heute oder morgen verfügen. Aber in der Stadt war das Lieschen bei Weitem so strenge nicht gehalten, wie es bei seiner Art und Weise hätte gehalten werden sollen. Die Verwandte war eine alte, gute, kränkliche Frau. Die bekam Sand in die Augen, blauen Nebel davor und Lieschen ging Gassaden. Leichten Staub weht leichter Wind in die Höhe — kurz, Lieschen kam höchst unmuthig heim, als seine Mutter erkrankt war. Sie pflegte sie zwar getreulich, bis sie genesen war, aber nun sollte Lieschen auf dem Dorfe bleiben — das war eine bittere Arznei. Sie sollte ihr Brod selbst verdienen, das forderte Ausdauer und die hatte sie nicht, und es fehlte an Unterhaltung, denn der Anblick des wunderholden Lieschens, mit den flammenden Augen fuhr wie ein Blitz in die Jungburschenherzen, und ich will es nicht leugnen, daß ich auch die Wirkung fühlte. Item, das schöne Lieschen war für mich zu alt. Auf dem Dorfe halten sich die Jahrgänge zusammen und selten greift einmal einer in die andern über. Sie sind im Umgange streng geschieden.

„In Lieschens Jahrgang waren Viele, besonders Bursche, und die waren alle gründlich in das Mädchen verliebt. Sie that's den Burschen mit ihren fackeligen Augen an. Sie hatte sie alle am Bändel — und doch keinen — denn sie liebte es, Allen lieb zu sein und keinen lieb zu haben. Das können sie bei diesen Umständen ermessen, daß sie viel beneidet wurde von den andern Mädchen, besonders von den reichen; aber eine Feindschaft gab's doch eigentlich nicht, und, wie groß auch oft der Neid war, etwas Uebles brachte er nie auf das Lieschen. Sie hatte bei ihrer Leichtfertigkeit

doch so eine Art, die die kecken Bursche gewaltig im Zaume zu halten wußte.

„Keiner konnte sagen, daß er mehr hätte, als der Andere, und Alle zappelten an der Angel, wie der gefangene Fisch. Nun geht das doch in der Regel nicht lange. Es kommt eine gewisse Zeit, da das Spassen alle ist und ein Mädchen an die Haube denkt und an den eigenen Herd.

„Die Breier's Wittwe hatte nichts als ihr geringes Hausgeräthe, denn sie wohnte auf Zins, und wäre sie auf einen Baum gestiegen, so hätten ihre Rechte an dem Boden ein Ende gehabt. Da ist's doppelt nöthig, dran zu denken, daß fünf Monate nach dem Mai der November kommt.

„So viel hatte doch die Breier's Wittwe sich abgesehen, daß der weise Salomo Recht hat, wenn er sagt: Es habe Alles seine Zeit. Sie sagte daher oft zu Lieschen: „Tändeln hat auch seine Zeit. Sieh' zu, daß es Dir nicht geht, wie Jener, die sieben Liebhaber, aber keinen hatte, der sie nahm."

„Darauf antwortete wohl das Lieschen einmal ganz schnippisch, aber es kam ihr doch vor, als sei ihre Mutter nicht weit von der Wahrheit.

„Zwei waren damals die eifrigsten Bewerber um ihre Gunst. Beide hatten sie herzlich lieb und Lieschen sie auch. Wer das Glück hat, führt die Braut heim, heißt's — aber es konnte auch heißen: Wer die Mutter für sich hat. Hier hieß es so.

„Lorenz Müller und Caspar Vogel hießen die Zwei. Grafen und Barone waren sie alle beide nicht, sondern Holzhauer, wie ich; aber es war eben doch ein Unterschied. Der Caspar war eine Waise; er hatte das Gnadenbrod bei einem Vetter gegessen, da er klein war — und jetzt, wo er erwachsen war, mußte er sich für ihn plagen. Das war er müde, denn der Caspar war zwar von Herzen, wie es schien, nicht böse, aber er war heftig, jähzornig, und dann gab's selten eine Schranke, die er nicht übersprang. Er wollte selbstständig werden, eignes Brod essen und Lieschen heimführen. An

dem Gedanken hing seine Seele. Zwar reimt arm auf arm am Besten, aber im Leben reimt's doch übel, und wenn zwei Arme zusammen kommen, tragen sie am Hausrath nicht schwer. Caspar hätte seine Habe unter dem Arme tragen können oder, wie man sagt: er hätte sie in ein Berliner Kofferchen packen können, und das Lieschen hatte eben auch noch für Nichts gesorgt, nicht einmal ein eigenes Bettlein. Es putzte sich gerne und das kostet Geld.

„Der Lorenz Müller dagegen war reicher, das heißt, er hatte ein eigenes, niedliches, aber hübsches Häuschen, ein gutes Bette, einen Tisch und ein paar Stühle; aber er war Einer, der sich zu helfen weiß. Wenn der Caspar ledig aus dem Walde heimging, so trug Lorenz gewiß einen Lastkorb Spähne oder eine Last Reisig, was ihm der Förster erlaubt hatte; auch wohl eine Last Futter für seine Ziege, die er sich hielt und die ihm Lieschens Mutter fütterte, denn er war ihr nächster Nachbar.

„Für die Mutter war da die Wahl keine Qual, wohl aber für das Lieschen, das augenscheinlich mehr Neigung zu Caspar trug. Lorenz war ihr zu verständig und ruhig, seine Liebe nicht so feurig, wie die des Caspar. Beide Burschen fühlten es heraus, daß zwischen ihnen das Loos schwankte und haßten sich, wie grimmige Feinde. Beide waren aber ohne Widerrede die schönsten Burschen im Dorfe und manch anderes Mädchen wäre glücklich gewesen, wenn es einer von ihnen geliebt hätte; Lieschen hatte Beide und war dennoch nicht glücklich, weil sie in der Wahl zu keiner Entscheidung kam.

„Lorenz war endlich des langen Hinhaltens überdrüssig. Eines Tages, als Lieschens Mutter in sein Haus trat, um ihm, wie er sie gebeten hatte, die Ziege zu melken, bat er sie um ein Gespräch unter vier Augen, wozu sie gerne bereit war.

Man braucht nicht Rathsherr von Nürnberg zu sein, um sich vorzustellen, was das Gespräch betraf. Es galt die Werbung um Lieschen. Die Mutter hatte Gründe genug, Lorenz ihre Einwilligung zu geben und ihm zuzusagen, daß sie Alles aufbieten wolle,

Lieschen für ihn zu gewinnen. Was sie besonders bestimmte, war die Aussicht, daß sie es in ihren gebrechlichen Alterstagen bei Lorenz besser haben würde, als bei dem hitzköpfigen Caspar. Sie überlegte sich's, wie sie es anfangen wolle, um Lieschen der Anfrage des braven Lorenz geneigt zu machen, und als ihr Plan fertig war, ging sie an's Werk mit aller Klugheit. Da es Caspar merkte, daß sich die Wagschale auf Lorenz's Seite neigte, und ob er durch einen verzweifelten Schritt sicherer auf Lieschen wirken, oder ob er sich an ihr rächen wollte, ich weiß das nicht, und es ist mir nie klar geworden, aber das weiß ich, daß er mit einem Male aus Lieschens Hause blieb und einem anderen Mädchen zu Gefallen ging und Lieschen völlig unbeachtet ließ, ja, wenn er vorüber ging, nicht einmal nach dem Fenster sah, wo sie mit ihrer Näharbeit saß. Das war ein Stich, der in das Herz traf. In der Aufwallung gab sie dem Drängen ihrer Mutter nach. Lorenz kam und sie verlobten sich. Es war Samstag, als dies geschah und Sonntag Morgens rief sie der Pfarrer als Brautleute zum ersten Mal aus.

„Montags war Caspar spurlos verschwunden. Kein Mensch wußte, wohin er gekommen war und Niemand konnte es ahnen, da er keine Andeutung darüber hatte verlauten lassen. Anfänglich lief das Gerede durch's Dorf, er habe sich ein Leid angethan, aber es erwies sich bald als irrig, denn er hatte seine Kleider und Hemden mitgenommen.

„Lieschen war, als sie das Gerede hörte, völlig außer sich und gebehrdete sich wie eine Irrsinnige, da sie sich anklagte, die Ursache seines Todes zu sein; sie beruhigte sich aber scheinbar wieder, als sich jenes heillose Gerede als falsch erwies. Dennoch nagte ein Wurm heimlich an ihrem Herzen, denn nun erst erkannte sie das Maß seiner Liebe, deren Verlust ihn fort in die Welt trieb.

„Das waren schlimme Aussichten für den guten Lorenz. Sie zeigte zwar ihren Kummer nicht, aber wenn sie allein war, flossen ihre Thränen und in gar mancher Nacht mußte ihre Mutter sie mit harten und strengen Worten zurechtweisen. Sie duldete es stille,

obwohl sonst ihr Mäulchen fix war. Endlich wurde sie mit Lorenz getraut und kein König war glücklicher als er.

„Jedermann dachte, das werde eine recht glückliche Ehe werden. Lorenz verdiente schönes Geld, er war ein besonderer Liebling des Oberförsters und Lieschen konnte den Verdienst ihrer Nadel auch schon sehen lassen. Bewahrte sie der liebe Gott vor Unglück, so konnten sie sich etwas Schönes erwerben und ohne Sorgen in die Zukunft blicken; aber wie hatten sich die Leute verrechnet! Lorenz war und blieb die treue Seele, die voll und ganz an Lieschen hing. Er trug sie auf den Händen und ihre Mutter hatte die besten Tage von der Welt; anders war es bei Lieschen. Sie wurde alle Tage kälter, gleichgültiger und abgeneigter gegen ihren guten, braven Mann. Sie wurde launisch, mürrisch und unzufrieden. Nie gönnte sie ihm ein Wort der Liebe, nie einen herzigen Blick. Seine Freundlichkeit war ihr zuwider. Sie hatte oft rothgeweinte Augen und ihr träumerisches Wesen ließ es ahnen, was ihre Seele erfüllte. Wie unrecht und sündhaft sie handelte, bedachte sie nicht. Ihre Mutter hoffte eine Veränderung, wenn sie ein liebes Kind an ihr Herz legen könne. Diese Stunde des Segens kam, aber es starb schnell dahin und forthin blieb ihre Ehe kinderlos. Dies Mißgeschick vollendete das häusliche Unglück.

„Lorenz trug's mit schwerem Herzen und hoffte durch seine sich gleichbleibende Liebe sie zu gewinnen, aber leider, je länger je mehr zeigte sie eine abstoßende Widerwilligkeit gegen ihn. Sein Holzhauergeschäft brachte es mit sich, daß er oft Wochen lang seine Schwelle nicht betrat. Dann war es ihr ordentlich wohl. Was sie gegen ihn hatte — erfuhr nie ein Mensch. Vergebens redete ihre Mutter und der Pfarrer ihr in's Gewissen. Sie setzte ihnen ihre Thränen und ihr Schweigen entgegen. —

„So blieb's und die Jahre gingen und kamen. Die Zeit machte keine Aenderung, auch nicht der Kummer ihrer Mutter und ihres Mannes. Endlich starb ihre Mutter. Die Leute sagten: Das wird ihr Herz wenden! Sie irrten. Sie änderte sich nicht.

„Das Wahrscheinlichste war, daß sie zu glauben schien, ihre Mutter und Lorenz seien Schuld gewesen, daß Caspar zu der Andern ging, und hätten sie dann im ersten Augenblicke der eifersüchtigen Aufregung in ihr Netz gelockt. So sah sie sich als eine Ueberlistete, als eine Betrogene an, sich und Caspar, den sie doch wohl am liebsten gehabt hätte. So entstand die Abneigung gegen ihren Mann und die Abwendung von ihrer Mutter und die reiche Ernte des Elends und des Kummers für alle Dreie, die der Mutter das frühe Grab bereitete und zwei Herzen schied, die völlig dazu angethan waren, sich gegenseitig glücklich zu machen.

„Lange Zeit hörte man von Caspar nichts, gewiß über sechs bis acht Jahre; da kam die erste Nachricht von ihm zufällig in's Dorf.

„Es war an dem Tage des ersten Aufgebots von Lieschen und Lorenz, wo er in voller Verzweiflung fortgegangen. Wohin, das wußte er selbst nicht. So lange er Geld hatte, rannte er fort, immer nur bedacht, recht weit weg zu kommen von dem Orte seiner Qual. Das Geld aber wächst bekanntlich nicht nach von selber. Es kam nichts dazu und so nahm es ab. Mit Schrecken wurde er das gewahr, als er sich eben der Gegend von Saarbrücken näherte.

„Er war ein stattlicher, prächtiger Bursche, der Geschick und Kräfte hatte. Da er aus dem Lande am Donnersberge war, fiel sein Kommen nicht auf und er fand auf einem Eisenhüttenwerke Arbeit. Wäre er Werbern in die Hände gefallen, vielleicht hätte sein Schicksal eine andere Wendung genommen. Nun blieb er auf dem Hüttenwerke, wo man ihn bald als einen sehr brauchbaren Menschen erkannte. Er erlernte das Formen schnell und wurde bald einer der vorzüglichsten Former. Aber im Innern nagte und gohr es unermüdet fort. Es trieb ihn eine rastlose Unruhe um, und es war einem Trüpplein liederlicher Gesellen ein Leichtes, ihn in ihren Kreis zu ziehen, wo der Trunk und das Spiel mit gleicher Macht herrschten. So suchte er durch den Taumel der Trunken-

heit und die wilde Aufregung des Spiels sein Herz zu betäuben — indessen ist das eine Bahn, die schnell abwärts führt. Der Hüttenherr hätte ihn gerne weggeschickt, wenn er ihn hätte ersetzen und entbehren können. Das war aber nicht wohl thunlich, und so wurde er, trotz seiner Laster, geduldet. Einst lernte er ein Mädchen kennen bei'm Tanze, das einige Aehnlichkeit mit Lieschen hatte. Sie war aus dem Dorfe, eines Lehmformers Kind, hatte in Trier einige Jahre gedient, war gefallsüchtig und schlau und wußte Caspar so in ihr Netz zu kriegen, daß er sie heirathete. Leider hörte Caspar erst zu spät von ihrer üblen Aufführung in Trier. Das gab denn die Ursache zum Hader ab, und seine Trunksucht und Spielwuth fügte von seiner Seite neue Gründe zu, — kurz, sie lebten, wie Katzen und Hunde, wie man sagt; verbitterten sich das Leben über die Maßen und machten sich entsetzlich elend und unglücklich. Zwei Kinder waren aus dieser Haderehe entsprossen, die aber beide das erste Lebensjahr nicht erreichten. Der Hader wuchs aber auch in dem Grade, daß es als eine heilbringende Begebenheit angesehen wurde, als Caspars Frau starb. Sein Leben war nach und nach aber so völlig regellos geworden, daß er oft mehrere Tage nach einander „blau machte" und gar nicht aus dem Wirthshause kam. Da konnte denn doch die Rücksicht seines Brodherrn nicht weiter reichen. Er wurde entlassen und somit plötzlich brodlos.

„Das war denn doch gegen alle seine Rechnungen. Er hatte übrigens noch mehr Kraft und Selbstbeherrschung, als man ihm zutraute; denn er rührte keine Karte mehr an und betrat das Wirthshaus nicht mehr. Jetzt reuete es seinen Brodherrn, daß er ihn entlassen, und er ließ ihm sagen, wenn er so bliebe, wolle er ihn wieder in Dienst nehmen.

„Der Hüttenherr kannte Caspars wilde, unbändige Natur nicht. Er ließ ihm höhnend sagen: „Und wenn er ihm die Hälfte der Hütte anböte, nehme er keine Dienste mehr!"

„Eines Morgens war Caspar fort, und wieder wußte Niemand, wohin er sich gewendet.

„Seit seine Frau todt war, hatte er oft eine Art Heimweh empfunden. Er hatte es aber unterdrückt, weil er in seiner Heimath keinen Verdienst finden konnte, wie er ihn hier hatte. Dort blieb ihm nichts übrig, als Holzhauer zu werden. Jetzt, da das Band zerschnitten war, welches ihn an das Hüttenwerk gefesselt, erwachte das Heimweh in heftigerem Grade. Er konnte es kaum länger ertragen. Und so brach er einst in stiller Nacht auf und zog die Straße, welche er vor acht Jahren hierher eingeschlagen hatte.

„Eins aber fiel ihm auf die Seele, als er nicht mehr ferne von unserm Dorfe war — der Gedanke, Lieschen wieder sehen zu müssen, die für ihn verloren war. Doch — er richtete sich stolz empor und sagte zu sich: „Hast du dem Trunk und dem Spiele entsagt und sollst nicht Herr werden können über eines Weibes Anblick, das dich verschmäht hat?" — Er schritt rasch zu und erreichte das Dorf am Abend. Ein Stübchen zu finden, hielt ihm nicht schwer, und der Holzhauermeister nahm ihn sogleich wieder an. So war denn vorerst für das Nothwendigste gesorgt. Die Nachricht: der Caspar ist wieder da! lief mit Blitzesschnelle durch's Dorf.

„Lieschen erglühte, als sie sie vernahm. Sie zitterte vor Erregung. Lorenz war abwesend im Walde. Sie konnte die Nacht kein Auge schließen.

„Er vermied es mehrere Tage, sie zu sehen, aber als sie sich sahen, waren die Jahre vergessen, die voll Leides und bitterer Erfahrungen zwischen damals und jetzt lagen; da waren die heiligen Pflichten vergessen und die glühendste Leidenschaft zog in beider Herzen ein, oder besser, sie erwachte neu, denn sie hatte leider nur geschlummert.

„In unsern Dörfern, wie leicht beweglich auch der Pfälzer ist, führt doch Zucht und Sitte noch ein strenges Regiment, und wehe

der Frau oder dem Manne, der des Wortes der heiligen Schrift vergißt: „Die Ehe soll ehrlich gehalten werden." Das ist aber doch hier nur ein Aeußerliches gewesen, denn innerlich war sie schon lange gebrochen.

„Lieschen war in der That schöner, als sie als Mädchen gewesen war, und Caspars verworfener Lebenswandel war nicht im Stande gewesen, seine Mannesschönheit ganz zu vertilgen. Man ahnete wohl, wie es um die Zweie stand, und daß alte Liebe nicht rostet, und dachte an das Sprüchlein:

„Es senget und brennet
Kein Feuer so heiß,
Als heimliche Liebe,
Von der Niemand weiß."

„Hundert Augen aber lauerten auf Lieschen und Caspar. Sie lauerten umsonst, und doch sagte sich Jeder heimlich, es sei, wie das Reimlein sage. Es war augenscheinlich ein neues Leben in Lieschen gekommen. Ihr Auge leuchtete und flammte wieder wie sonst, aber der arme Lorenz war ihr ein Dorn im Auge. Liebloser kann ein Weib ihren Mann nicht behandeln, wie sie ihn. Er trug's, wie er's lange schon getragen, und suchte noch immer durch Freundlichkeit ihr die Gelegenheit zum Zorne zu nehmen, aber es half einmal nicht. Sein Kummer lag vor Aller Augen und die Ursache auch. Wenn sie ihn nicht lieb hatte, warum heirathete sie ihn denn? fragten die Leute. Es ist aber ein leichtfertig Ding gewesen, sagten sie, das nie recht wußte, woran es mit sich selber war und stets mit dem unzufrieden, was es hatte. Gerade in dem Letztern lag das Unglück. Ich glaube, die Leute hatten Recht. Das Lieschen war ein verzogenes, verwöhntes, eiteles Ding. Als Mädchen war ihr Jeder zuvorkommend, freundlich und that ihr artig und schön; als Frau, versteht sich, hatte das ein Ende. Dazu kam die Art ihrer Trennung von Caspar; das Unrecht, was sie ihm glaubte angethan zu haben und die Macht seiner Liebe, die ihn hinaus in die Welt getrieben. Da saß sie denn zu Hause

alleine und hing ihren Gedanken und Hirngespinnsten nach, und das, was sie nicht hatte, erschien verklärt und doppelt schön und herrlich, und was sie hatte, das Beste selbst, war nichts werth.

„Ich weiß nicht, meine Herren," — sagte der Holzhauer, — „ob Sie solche Naturen gekannt haben? — Aber sie sind leider so selten nicht. So viel ist aber gewiß, glücklich sind und werden sie niemals.

„Ja, ja, bei Caspar war's eben so, daß verborgenes Feuer inwendig immer tiefer hinabbrennt. Je mehr er seine gottlose Liebe unterdrücken und beherrschen wollte, desto tiefer wurzelte sie und bäumte sich gegen ihn selber auf, wenn er Lieschen sah und nicht zweifeln konnte, wie sie gegen ihn gesinnt sei. Es ist kaum zu bezweifeln, daß sie sich heimlich sahen und daß ein verbrecherischer Umgang statt hatte; doch ist nie darüber etwas kund geworden. Man vermuthete es wohl.

„Daß Lorenz dem wilden Caspar ein Dorn im Auge war, weil er eben zwischen ihm und Lieschen stand, sie ihm entrissen hatte, das ist wohl keinem Zweifel unterworfen; er zeigte seinen Haß aber nicht anders, denn daß er seine Nähe mied, wo er konnte. Wie es aber in Lorenz's Hause stand, nein, das war ein Jammer! In Lieschen's Herzen wuchs die Abneigung gegen ihren Mann täglich. Es fiel ihm kaum auf, denn er wußte es leider nicht besser. Womit er ihre Liebe verscherzt habe, wußte er nicht, weil er sich selbst und alle Welt ihm das Zeugniß geben mußte, daß in ihm auch nicht die geringste Aenderung eingetreten war. Er that ihr Alles zu Gefallen; es kam kein ungegohrnes Wort über seine Lippe; sanft und freundlich war er überall und allezeit gegen sie. Traf er sie manchmal weinend und fragte er sie: Warum weinst Du denn? Es drückt uns kein Mangel; ich arbeite fleißig und verthue nichts; ich suche jeden Deiner Wünsche zu befriedigen; ich gebe Dir kein hartes Wort, wiewohl Du so lieblos gegen mich bist; ich trage Dich auf den Händen. Meine Liebe ist noch so innig, wie sie war als ich Dich freite, und doch, doch — bist Du unglücklich

und es kommt mir vor, als ernte ich nur Haß für meine Liebe! Dann war es, als käme ihr eine bessere Einsicht. Sie reichte ihm ihre Hand, aber wollte er sie an seine Brust drücken, so entwand sie sich ihm und schauderte innerlich. So stand's, als der Herbst kam und die Holzfäller zu Walde zogen. Auch Caspar ging in den Wald, aber er und Lorenz kamen selten zusammen.

„Einmal fügte es sich, daß der Förster sie zum gemeinsamen Fällen einer starken Buche anstellte. Sie stand in einem sehr dichten Unterholze, in dem ich beschäftigt war, ohne daß Beide es wußten. Mir pochte das Herz vor Angst, ich wußte nicht warum, und ich will es gerne gestehen, daß ich meine Arbeit versäumte, um sie zu beobachten. Schon gleich im Anfange ihrer Arbeit entstand ein Wortwechsel zwischen ihnen. Leider war ich nicht nahe genug, alle Worte zu verstehen, aber er bezog sich auf Lieschen. Caspar war heftig. Lorenz antwortete sanft. Die Angst meiner Seele wuchs, weil ich das Schlimmste befürchtete. Ich schlich mich fort, um den Förster zu suchen und ihn zu bitten, die Zweie von einander zu thun.

„Im Fortgehen war mir's, als hörte ich einen Schrei. Ich stand wie angefesselt und horchte mit namenloser Angst im Herzen; aber es blieb stille und ich hörte den Schall verdoppelter Axtschläge und lief, was ich laufen konnte; jenen Schrei aber hielt ich für eine Ausgeburt meiner Einbildungskraft. Den Förster fand ich erst nach einer halben Stunde athemlosen Umherlaufens. Er wies mich zornig zurück; aber in demselben Augenblicke gab es einen gewaltigen Lärm im Walde. Dem Förster wurde es denn doch unheimlich und wir liefen zurück.

„Der Holzhauermeister kam uns entgegen und rief: „Ach, was hat sich ein Unglück ereignet! Der Baum hat den Lorenz im Fallen zerschmettert! Es ist zum Entsetzen!"

„Ist er todt?" fragte hastig der Förster.

„Mausetodt!" war die Antwort.

„Wir eilten zur Stelle. Es war so. Der völlig zerquetschte

Leichnam lag da, und Caspar, bleich wie eine Leiche, erzählte den Hergang. Er habe, sagte er, Lorenz gewarnt, weil der hohe, kahle Stamm und die gewaltige, hohe Krone ein rasches Fallen habe vorhersehen lassen.

Als es krachte, sei er weggesprungen. Da aber der Baum nur noch schwach gehängt habe, so sei, trotz seines Widerrathens, Lorenz noch einmal auf den Rand der Vertiefung getreten und habe einen wuchtigen Hieb geführt. Darauf sei rasch der Baum gefallen und habe ihn unter seiner Last begraben. Er habe um Hülfe gerufen, worauf denn die Holzhauer zusammengeströmt seien und mit vieler Mühe den Leichnam hervorgezogen hätten.

„Ihr hättet ihn, da er todt war, müssen liegen lassen," sagte der Förster. „Daß er todt war, zeigte der völlig zerschmetterte Kopf. Das Gericht mußte ja kommen!"

„Was, Gericht?" rief Caspar. „Es ist ein Unglück, das das Gericht nichts angeht!"

„Der Förster schickte auch sogleich nach der Stadt.

„Am Nachmittage kam das Gericht. Es wurde untersucht, die Zeugen verhört und Caspar verhaftet.

„Mit der Rechtspflege, meine Herren," — sagte der Holzhauer — „stand es damals traurig genug. Ich wurde nicht verhört. Warum? — Ich weiß es nicht. Anzeige zu machen, hielt mich die Angst zurück, weil der Förster schwieg, der ja Alles so gut wußte, wie ich. Kurz — Caspar kam frei und als das scheinheilige Trauerjahr um war, wurde er und Lieschen ein Paar. Jetzt blühte sie wieder auf wie eine Rose und der ganze Himmel hing voller Geigen. Ging Caspar zu Walde, so gab es einen Abschied, als reise er in ein fremdes Land voll wilder Thiere; kam er zurück, so flog sie ihm entgegen und der Jubel war groß.

„Im Dorfe war darüber nur eine Stimme, und ob ich gleich kein Wort zu sagen wagte, so munkelte man doch hin und her viel Schlimmes, und ich hörte mehr als einmal: Wenn das so fort

geht, dann weiß man nicht, was man sagen soll! Alle braven Leute mieden das Paar, so viel sie konnten.

„Aber es kam so, wie die Leute vermutheten; nur im umgekehrten Verhältniß, wie es zwischen Lorenz und Lieschen gewesen war.

„Sie hing an Caspar mit einer geckigen Liebe; aber Caspar wurde immer ernster, einsilbiger und kälter gegen sie. Sie wollte durch das Verdoppeln ihrer Liebkosungen ihn wiedergewinnen, und das gerade stieß ihn mehr zurück. Das nahm reißend zu und die Nachbarn wollten gesehen haben, wie er sie, als sie ihm mit offenen Armen entgegen kam, zurückgestoßen habe, daß sie taumelte und schier hingestürzt sei.

„Caspar blieb wenig zu Hause. Im Walde trank er viel Branntwein, und war er im Dorfe, so saß er in der Schenke, kartete und trank bis er völlig betrunken heimkam. Dann machte sie ihm Vorwürfe und es kam zu empörenden, rohen, gewaltthätigen Auftritten. Es war so, als müsse Caspar das erwachende Gewissen im Trunke betäuben.

„Von der Zeit an konnte man an Lieschen auch eine recht große Veränderung wahrnehmen. Sie verhehlte ihre Thränen nicht mehr; ihre Wangen blichen. Kummer und Unmuth wurden übermächtig und die Reue nagte an ihrem Herzen.

„Caspar kam zuletzt kaum mehr aus der Schenke. Der Verdienst ging hin und Lieschen litt oft bittere Noth zu dem Elende, dessen Last sie trug.

„Caspar war trotz dem Allen ein fleißiger Arbeiter im Walde. Einmal mußte ich mit ihm und einem Dritten eine Buche fällen. Der Baum war dem ähnlich, den er einst mit Lorenz zu fällen gehabt hatte. Ehe wir begannen, stand er lange in sich versunken da und betrachtete den Baum; dann schüttelte er sich, wie wenn ein Fieberfrost über ihn käme. Mit wahrem Widerstreben ging er an die Arbeit.

„Nehmt Euch in Acht," rief ich, als der Baum schon stark

angehauen war, „es könnte ein Unglück geben, wie damals, als der Lorenz umkam! Der Baum ist justement gerade so!"

Da schrie plötzlich Caspar: „Bube, was willst Du damit sagen?" und sprang gleich einem Wüthenden mit geschwungener Art auf mich ein.

„Ich trat einen Schritt zurück und fragte, ihn scharf ansehend: „Was wollet Ihr mit mir?"

„Warum nanntest Du den Lorenz?" schäumte er vor Wuth.

„Weil ich durch den Baum daran erinnert wurde," sagte ich, „denn ich war damals nicht weit weg!"

„Da holte er mit der Art nach mir aus, daß er, wäre ich nicht zurückgesprungen, mir den Schädel würde gespalten haben. Der Holzhauer sprang herzu und riß ihn zurück.

„Bist Du verrückt, Caspar?" rief er aus. „Was that Dir der Junge?"

„Hast Du nicht gehört," schrie er, „was er gesagt hat?"

„Ich habe nichts darin gefunden, was übel gemeint wäre," sagte der Holzhauer.

„Ich aber," rief Caspar, glühend vor Zorn. „Er meint, ich hätte den Lorenz todt geschlagen."

„Das sagt Ihr," rief ich; „aber ich habe es noch nicht gesagt."

„Noch nicht?" schäumte er; „also Du willst es noch sagen?" Und wieder drang er wüthend auf mich ein.

„Darüber kam der Förster, der ihn sogleich aus dem Dienste jagte.

„Er ging mit furchtbaren Drohungen gegen mich, und sein Weg war in's Wirthshaus. Dort stieß er die schrecklichsten Drohungen gegen mich aus, und als er völlig trunken war, taumelte er heim. Zu Hause gab es sogleich die heftigsten Auftritte. Die Leute versammelten sich daselbst, wie das so geht, und viele hörten es, daß er ausrief: Du bist Schuld, daß ich den Lorenz todtgeschlagen habe. Du hast mich verlockt! Immer wilder wurde der Streit im Hause. So viele Leute auch dastanden, Niemand wagte

es, in das Haus zu gehen — bis ein gellender Schrei drinnen endlich die Leute zwang. Sie rissen die Thüre auf und ein entsetzlicher Anblick bot sich ihren Augen dar. Am Boden lag das junge Weib mit zerschmettertem Schädel und Caspar lehnte an der Wand.

„Seht, die hab' ich zum Schweigen gebracht! So geht's noch Einem!" Er nannte meinen Namen.

„Sein Maß war indessen voll. Die Leute überwältigten und banden ihn. Sie liefen nach dem Arzte und den Gerichten. Es war indessen längst zu spät für ärztliche Hülfe. Der erste Hieb war tödtlich, denn die Schärfe der Art hatte den ganzen Kopf gespalten.

„Caspar war nüchtern geworden während der einleitenden Vernehmungen. Als man ihn zu dem Körper der so schauderhaft Ermordeten brachte, sank er bewußtlos nieder. Nach vielen Bemühungen des Arztes kam er wieder zu sich, und nun bekannte er Alles.

„Mit Lorenz hatte er selbst den Wortstreit angefangen. Lorenz schwieg anfänglich zu Allem, aber als es ihm doch zu arg wurde, antwortete er ihm. Ein Wort gab das andere, bis Caspar in seine blinde Wuth gerieth und die umgekehrte Art dem Armen auf den Kopf schlug. Mit einem Schrei, den ich gehört hatte, stürzte er zusammen und war todt. Kaspar verdoppelte nun seine Hiebe an dem Baume und legte den Leichnam Lorenz's so, daß ihn der Stamm traf und zerquetschte. Von seiner Frau sagte er, sie sei ihm immer vorgekommen, als sei sie blutig. Sie habe ihn verlockt und seinen Haß gegen Lorenz gereizt in den heimlichen Zusammenkünften, und so habe sie zuerst den Gedanken des Mordes in ihm angeregt. Daher sei er denn auch so wüthend geworden, als sie ihn einen Mörder genannt habe.

„Jetzt," — sagte der Holzhauer, — „kann ich's kurz zusammenfassen. Der Prozeß ging zwar langsam, aber das Urtheil lautete auf den Tod durch das Beil. Es wurde an ihm vollzogen.

„Seitdem duldete es mich nicht mehr daheim. Die Erinnerungen waren zu schreckhaft für mich. Ich ließ mich hier nieder, um dort wegzukommen und es hat mich noch nicht gereuet."

Der Holzhauer hatte seine Geschichte geendet. Sie hatte uns alle mit Grausen erfüllt.

Während draußen der Sturm noch immer aus vollen Backen blies und der Regen in Strömen fiel, streckten wir uns auf das Mooslager. Mein Freund schlief bald. Ich aber konnte den Schlaf lange nicht finden, denn die Bilder standen vor meiner Seele, die des Holzhauers Erzählung herauf beschworen hatte.

Hier endet der Abschnitt aus den Aufzeichnungen meines Großoheims, der überschrieben ist: „Eine Nacht in der Holzhauerhütte," und den ich hier ungeändert mitgetheilt habe.